Denkwürdigkeiten

der Gräſin

von Valois de la Motte;

enthaltend:

die Geſchichte des diamantenen Halsbandes,

den

Briefwechſel zwiſchen der Königin von Frankreich
und dem Kardinal von Rohan

und

eine Vorſtellung an den König von Frankreſch
um nochmalige Unterſuchung des geheimnißvollen
Handels

von ihr ſelbſt geſchrieben.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

1789.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht.

Für diejenigen, welche den Werth der Tugend und das ihr beywohnende Selbſtbewußtſeyn ihrer Würde kennen, werden dieſe Blätter, die die Rechtfertigung der geſchmähten Unſchuld enthalten, keiner Vertheidigung bedürfen; denn bey allen Leſern dieſer Klaſſe wir das Gefühl für die Nothwendigkeit der Bekanntmachung ſprechen.

Giebt es auch ein ſolches Ungeheuer von Tugend das mit dem Finger ſtolzer Verachtung auf menſchliche Schwächen hinweiſen darf, die ich

ich ganz ehrlich für mein und meiner Mitgeſchöpfe gemeinſchaftliches Antheil erkenne? Schwächen, die vielleicht das vornehmſte, unglückliche Mittel waren, mich zum Spiel mächtiger Politik und planvoller Ränke zu machen. Das diamantene Halsband, welches die Quelle alles über mich verhängten Unglücks, die Urſache aller meiner Leiden war, hat die Aufmerkſamkeit des Publikums durch alle Stände in den meiſten Reichen Europens beſchäftiget.

Wie verſchiedene Meinungen hat man nicht über dieſen dunkeln Vorgang gehegt! wie viel Gerüchte hat man ausgeſtreuet! welche unſägliche Mühe hat man ſich gegeben, die Unſchuld in die Geſtalt des Verbrechens zu kleiden, und die ſchwärzeſte Schande unter der Maske der reinſten Tugend zu verſtecken.

Zu viel vermochten leider bisher die Kunſtgriffe des mächtigen Verbrechens; zu ſehr glückte es dem Betrug und der Schikane, die allgemeine Meinung des Publikums nach Gutdünken zu leiten; und zu lange hat die vereinte Rotte den Namen der

Grä-

Gräfin von Valois de la Motte mit Schmach und Schande gebrandmarkt.

Verſchiedene Umſtände, die ich in einer vorläufigen Zuſchrift an das Publikum angegeben, haben verurſacht, daß die folgende Erzählung ſpäter erſcheint. Aber endlich iſt der Zeitpunkt gekommen, da ich ſuchen muß, die Schmach meines Namens zu tilgen.

Da ich jetzt in dem glücklichen Lande wohne, wo die Freyheit dem Leidenden die Hand reicht und ihm gegen alle die Schrecken, womit Tyranney und Unterdrückung drohen, einen ſichern Zufluchtsort gewährt; ſo will ich nun den Schleier wegziehen, der ſo lange den geheimnißvollen Vorgang bedeckt hat, und vor die Augen des Publikums Karaktere hinſtellen, deren Verbrechen durch den erhabnen Standpunkt, auf dem ſie ſtehen, noch mehr erhöhet werden. In dieſer Abſicht werde ich

„Nichts mildern, aber auch nichts aus Leidenſchaft erdichten"

Vorbericht.

Ich will eine unverdiente Schmach von mir abwälzen; und wenn ich mich dabey gedrungen finde, die Plane derer, die mich ſo gern zu Grunde gerichtet hätten ans Licht hervor zu ſchleppen; ſo bin ich gewiß, ohne das Recht der Wiedervergeltung für mich anführen zu dürfen, in den Augen der Redlichen und Unparteyiſchen unter meinen Leſern gerechtfertiget.

Auſſerdem daß dieſe Blätter zunächſt meine Vertheidigung enthalten, werden ſie auch, wie ich mir ſchmeichle einige Unterhaltung gewähren. Der moraliſche und philoſophiſche Leſer wird darin ein neues Feld zu Betrachtungen und Beobachtungen über die Verderbtheit der menſchlichen Natur antreffen; dem Leſer, dem es um Hofgeſchichten und Welthändel zu thun iſt, wird die Entwickelung der geheimnißvollen Ränke willkommen ſeyn, die zu der Zeit, da dieſe Geſchichte vorging, durch einander ſpielten; und ſelbſt der flüchtige Leſer wird hoffentlich ſeine Rechnung finden, wenn er Sachen erörtert ſieht, die wahrſcheinlich überall viel Neugier rege gemacht haben.

Wenn

Vorbericht.

Wenn die Seele unter dem Druck langwieriger Leiden geſeufzt hat, ſo darf man für Mängel des Ausdrucks Nachſicht erwarten. Es iſt nicht freye Wahl, ſondern es iſt Drang der Nothwendigkeit, daß ich mich an das Publikum wende. Wenn ich meinen Gefühlen Luft mache, wo der Stachel der Kränkung mich am tiefſten verwundet hat, ſo erinnere man ſich, daß ich ſchmerzlich gelitten habe, daß ich noch jetzt unter dem Gefühl meines Jammers ſeufze — daß ich ein Weib bin! —

Wenn ich mich ſtark ausdrücke, ſo ſind es nicht ſtudierte Worte; es iſt die Sprache des Herzens.

Voll tiefer Empfindung für den Edelmuth der Engliſchen Nation, unterwerfe ich willig meine Rechtfertigung ihrer Wahrheitsliebe. Zu dem erhabnen Weſen, das alle Gedanken unſrer Seele kennt, hoffe ich, von unverdienter Schmach wieder rein zu werden, vor ſeinen Augen verbürge ich mich

ſelbſt

ſelbſt für die Wahrheit meiner Verſicherungen; — man wäge alle Umſtände unparteyiſch ab, und dann erkenne man über mich: entweder Losſprechung mit Ehren, oder — Verdammung zu ewiger Schande!

Gräfin von Valois de la Motte.

Muß ich wirklich — o! ſchmerzliche Nothwendigkeit! — muß ich am Ende doch noch die Feder wieder ergreifen, die ſchon zwanzigmal meiner wiederſtrebenden Hand entfiel? Muß ich ihn unterdrücken, — dieſen martervollen Kampf einer Seele, die, noch voll von den einſt geliebten Bildern, die ich verwunden will, vor der unglücklichen Nothwendigkeit zurückbebt, die mich dringt? Ich muß; — die überwältigende Pein, die Todesquaal die ich bey dem Gedanken empfinde, weicht in dieſem Augenblick dem allgewaltigen Ruf der verwundeten Ehre, den unwiderſtehlichen Eingebungen düſtrer Verzweiflung, die Schmach von einem Namen zu tilgen, der durch mein Schweigen bisher noch tiefer gekränkt ward, als durch mein vorgegebenes Verbrechen, und durch die unmenſchliche Strafe, zu der man mich verurtheilt, nur immer geſchehen konnte.

Ich fürchte mich, öffentlich zu erzählen, worin ich gefehlet habe. Ich habe das Wort Ehre gewagt; und ich fürchte noch jetzt in meinem einſamen Winkel die Angriffe der Bosheit. — Mag denn das Geſtändniß, gefehlt zu haben, die Strenge derer mildern, die meine Anſprüche auf Ehre nicht vollgültig finden dürften. Ach! mit meinen Thränen benetzt, mit Demü-

thigungen überhäuft, mit aufgebürdeter Schande bedeckt, — kann ich wohl nicht daran denken, meiner Eitelkeit oder meinem Stolze zu opfern. Die Ehre, auf die ich noch Anſpruch mache, iſt bloß der kärgliche Antheil, welcher jedem Unglücklichen übrig bleibt, der, obgleich von der Verläumdung unterdrückt, doch von der Unſträflichkeit ſeiner Abſichten überzeugt iſt.

Täglich gebeugt vor dem, der allein die tiefſten Falten des Herzens durchſchaut, bin ich im Geſtändniß meiner Thorheiten geübt. Ich werde ſie dem Publikum nicht verhelen, und ich erwarte von dieſem zweyten Richter einen Troſt, welchen die Güte des erſten zu hoffen mich aufmuntert.

Ja, ich habe Fehler begangen, ich bekenne es — aber ſollte nicht die Strafe dem Verbrechen angemeſſen ſeyn? Wenn aus der Erzählung meiner Vergehen erhellet, daß ſie nichts weiter ſind, als Nebenumſtände, zu Verbrechen gehörig, die unendlich wichtiger ſind und die ich durch eine Reihe von Begebenheiten, deren eine aus der andern entſprang, mich verwickelt fand; — wenn der unverzeihlichſte meiner Fehler der iſt, daß ich unbeſonnener Weiſe die Mitſchuldige von Leuten ward, die viel zu mächtig waren, als daß, wenn ich einmal hineingeflochten war, meine Schwäche ihnen zu widerſtehen vermochte: kann dann die Kluft, welche der Zufall dem Range nach zwiſchen drey Schuldigen befeſtiget hat, ganz allein die Grade ihrer Verbrechen beſtimmen? und muß dieſe Kluft der Maßſtab ſeyn, nach welchem man ihre Strafe abmißt?

abmißt? Ach! war ich wirklich unglücklich genug, dieſe Wahrheit nicht zu wiſſen? Und doch — bin ich denn das erſte Beyſpiel, daß der Schwache dem Starken aufgeopfert wird? O nein! — aber die Jahrbücher menſchlicher Schandthaten haben wenig Beyſpiele aufzuweiſen, die den meinigen gleichen. Wer meine Vertheidigung nur der flüchtigſten Aufmerkſamkeit würdigt, wird überzeugt werden, daß es nicht die unmittelbare Wirkung der Macht war, die mich zertrat, und daß weder die Königin, noch der Kardinal von Rohan meinen Ruin erfanden, ſondern daß es der ungerechte Streit ihres verwickelten Intereſſe war, der mich in Jammer und Elend ſtürzte.

Sind mir denn ihre Namen entfahren? — Perſonen, die einſt, wie ich vorhin ſagte, meinem Herzen theuer waren? Der edelmüthige Prinz, dem ich eine Dankbarkeit gewidmet hatte, die ſelbſt mein Unglück nicht geſchwächt hat; — die bezaubernde Monarchin, von der ich ſagen darf, ich habe ſie angebetet, und deren Bild ich jetzt vor den Augen meiner Seele wegrücken muß, damit ich nur Kraft genug behalte, fortzufahren. Doch ja, ich habe bereits erkläret: ich muß, und ich habe die Urſachen angegeben; aber noch habe ich nichts von meiner Nachſicht, von meiner Mäßigung, nichts von dem Kampf geſagt, mit dem ich gearbeitet, das drückende Joch dieſer Nothwendigkeit abzuſchütteln. Die verruchte Macht derer, die zur Zeit meiner unglücklichen Kataſtrophe die Königin hinderten die Hand des Troſtes und der Hülfe

 nach

nach mir auszuſtrecken, verhelte ihr, ſorgfältig, daß ich Waffen in Händen habe, wodurch ich der Furcht mit Gewalt entreiſſen kann, was ich der Gerechtigkeit, der Menſchlichkeit, und den Ueberreſten ehmaligen Wohlwollens zu verdanken mich ſehr glücklich geſchätzt hätte.

Selbſt ſeit ich (durch eine Art von Wunder) den Fuß in dieß ſchützende Land geſetzt, wo die Freyheit mit gleicher Milde dem Unglück wie dem Glücke lächelt, habe ich jeden möglichen Weg verſucht, die Nachricht zu der Königin Majeſtät gelangen zu laſſen, daß ich einen Briefwechſel beſitze, deſſen Bekanntmachung mein Verbrechen gar ſehr mildern, bey dem Publikum Theilnehmung an meinem Schickſale erwecken und Mitleid an die Stelle der Schmach pflanzen, die bis jetzt ſchwer auf mir gelegen; aber freylich auch die mir ſchmerzliche Folge haben würde, ſie ſelbſt vor den Augen des Publikums bloß zu ſtellen. Ich fand alle Zugänge zu ihr mit despotiſchen Günſtlingen beſetzt, ſie ſelbſt von dieſen Geſchöpfen umringt, und dem Ungeſtüm ihrer unerſättlichen Begierde, und der tyranniſchen Gewalt ihres ränkevollen Ehrgeitzes unterworfen.

In den rührenden Vorſtellungen, die ich zu den Füßen ihrer Gnade niederzulegen ſuchte, habe ich ohne mich zu beklagen, ſie an das Ungemach, an die Greuel aller Art erinnert, die ich ausgeſtanden, und ihr bewieſen, daß meine Verſchwiegenheit und meine treue Ergebenheit gegen ſie, die einzigen Urſachen meiner Leiden ſind. Ich erbot mich ſogar, die Mittel zu meiner

ner Rechtfertigung, die ich in Händen habe, unter Bedingungen, welche die Billigkeit oder ganz gemeine Gerechtigkeitsliebe gutheiſſen muß, aufzuopfern; mit Einem Wort, ich verlangte bloß eine Wiederherſtellung oder vielmehr einen Erſatz für den durch meine unglückliche Verfolgung erlittenen Verluſt. In jedem meiner Briefe wiederhohlte ich, „daß, da es der Vorſehung gefallen, mich dieſe ſchreyenden Unmenſchlichkeiten überleben zu laſſen; da ſie mich aus der Wuth meiner eigenen Verzweiflung gerettet, es gewiß nicht ihr Wille ſeyn könne, daß ich Hungers ſterben ſolle; daß in dem Zuſtande, darein man mich geſtürzt, es mir erlaubt ſey zu hoffen, die Königin werde wenigſtens veranſtalten, daß mir das wieder erſetzt werde, was durch die Confiscation meines Eigenthums in den Königlichen Schatz geſchüttet worden."

Dieſe Bittſchriften, welche eine nur zugetreue Schilderung des hülfloſen Zuſtandes enthalten, unter deſſen Druck das Opfer der Pflicht und Ergebenheit ſeufzt, in welchen das Geſchrey der leidenden Menſchheit wiederhallt, haben unſtreitig nicht das Ohr der Majeſtät erreicht: ihre Augen haben ſie nicht geſehen, dieſe betrübten Züge, gezogen mit zitternder Hand, auf Blättern, mit den Thränen des Jammers befeuchtet; alles, alles was ich ſchrieb, wurde aufgefangen; nichts hat die menſchlichſte Fürſtin an mich erinnern dürfen. Mögen denn dieſe alles verſchlingenden Plagegeiſter, ſich ſelbſt das Unheil zuſchreiben, was daraus entſtehn dürfte; — mögen die nothwendigen Folgen meiner

Verzweiflung auf ihren eigenen Kopf kommen. Ich habe nun die Feder ergriffen, und weder Schlaf, noch die ungeſtümen Anfoderungen eines zu Grunde gerichteten Körpers, der mir gleichgültig geworden, ſollen mich bewegen, ſie eher niederzulegen, bis ich mein Herz von dem Uebermaße ſeiner Laſt erleichtert, bis ich alle die geheimen Greuel ausgeſchüttet habe, die es verſchloß.

Es war mein Wunſch, die Ehre der Königin zu ſchonen; aber kann ich, in dem Abgrunde, worein ich immer tiefer und tiefer geſtürzt worden, die Augen meiner Seele noch auf etwas anderes richten, als auf die zerſtückten Ueberbleibſel meiner eigenen Ehre? Das Publikum muß endlich einmal entſcheiden zwiſchen der Majeſtät und dem Wurm im Staube, den ſie zertrat.

Meine Seele iſt viel zu voll, als daß ich auf Worte denken könnte; ich bin des Schreibens nicht gewohnt, und meines Gemahls ſoldatiſche Erziehung weiſet ihm in der Literatur ungefähr dieſelbe Stufe an, auf der ich ſtehe. — Doch was thuts? die Wahrheit hat ihre Stärke, der Jammer ſeine Beredſamkeit; der Schrey des Schmerzes entfährt dem Leidenden; und die Verzweiflung hat noch mitten in der Unordnung ihre Energie. Unter dieſen Umſtänden darf ein Schriftſteller darauf rechnen, geleſen zu werden. Ich ſchreibe alſo:

Ach, daß ich umhin könnte, meiner Geburt zu erwähnen! Meine Richter nahmen keine Rückſicht darauf; kann ich ſie denn für etwas rechnen? Nein; aber

viel-

vielleicht wär es Stolz, wenn ich verſchwiege, daß mein Vater im Hotel-Dieu zu Paris ſtarb. Wenn es dem Leſer gefällig iſt, auf No. I. der angehängten Papiere ein Auge zu werfen, ſo wird er ſein trauriges Geſchlechtsregiſter finden. Man wird mich wohl nicht in Verdacht haben, daß ich aus Eitelkeit dieſe Anzeige thue; aber dieß ſcheint ein nothwendiges Dokument zu ſeyn, weil es die erſten Auftritte meines Lebens aufklärt, die Verirrungen meines angeerbten Ehrgeitzes in ein milderes Licht ſtellt, und zeigt, wie Johanne von St. Remy von Valois, ſo eben erſt ihrer armſeligen Dunkelheit entwunden, ſchon um Gönner und Freunde werben konnte, um den Rang wieder zu erhalten zu welchem ihre Geburt ſie berechtigte.

Wahr iſts, mein Vater hatte gerade ſeine jammervolle Laufbahn in den Armen der Barmherzigkeit beſchloſſen; aber ſelbſt das Verzeichniß ſeines Leichengefolges ſagte mir, daß das Blut der Familie Valois in meinen Adern floß. Konnte ich denn mit blinder Unterwerfung mich bey dem Gedanken beruhigen, einen ſo ehrenvollen Namen in Dunkelheit verſenkt zu Grabe zu tragen? Hätte es dem Himmel gefallen, mich mit ſo viel Reſignation auszuſtatten: vielleicht wäre ſie eine koſtbarere Gabe für mich geweſen, als mein Daſeyn ſelbſt; aber bey meiner Geburt empfieng ich ſie nicht, und während der Pflege meiner zweyten Mutter wurden mir ſolche Geſinnungen nicht beygebracht.

Die zärtliche Liebe der Marquiſin von Boulainvilliers, die während meiner Kindheit meine Gönnerin war, erlaubte ihr nicht, den Regungen des Ehrgeitzes,

 die

die ſich zeitig genug bey mir blicken ließen entgegen zu arbeiten, ſie betrachtete ſie als eine von den edlen Schwächen großer Seelen; ja ſie beſtärkte mich ſogar in dem Plane, meine Anſprüche geltend zu machen, mit denen es folgende Bewandniß hat:

Aus meinem Geſchlechtsregiſter wird man erſehen haben, daß mein Urvater mit ſeiner Gemahlin den Beſitz des Guts Fontette bekommen, und daß es von ihm ſtufenweiſe bis auf meinen Vater geſetzmäßig vererbt worden. Alle meine Vorfahren ſind auf dieſem Gute geboren, und die meiſten auch begraben. Nur mein Vater ward durch ſeinen natürlichen Hang zu einem luſtigen und ausſchweifenden Leben und die gehäuften Leiden, die darauf folgten, dahin gebracht, dieſes Gut erſt ſtückweis zu vereinzeln und nachmals gänzlich zu veräuſſern. Es war eine bekannte und nur zu wahre Thatſache, daß er nicht den 6ten Theil von dem Werth der verſchiedenen Grundſtücke, die er nach gerade verpfändet, bekommen hatte. Die Leute ſagten mir unaufhörlich vor, und es tönte mir von allen Seiten entgegen, daß mit einem mäßigen Anhang, es mir leicht werden würde, wieder zum Beſitz dieſes Gutes zu gelangen. Madame von Boulainvilliers wollte aus Liebe für mich zur Ausführung dieſes Plans behüflich ſeyn, und ſie war die erſte, welche mir rieth, mich zur Stelle zu verfügen und Nachrichten einzuziehen, in wie ferne ich darauf rechnen dürfte, meine Hofnungen zu realiſiren. Es geſchah alſo nicht nur mit ihrer Bewilligung, ſondern auf ihren ausdrückli-

chen

chen Rath, daß ich im Jahr 1779 mich nach Bar an der Aube begab, wo die eingezogene Erkundigung mich in der Meinung beſtätigte, die mich zu dieſer Reiſe vermogt hatte. Es ſchien mir ganz klar, daß ich mit Unterſtützung einen Theil der Beſitzungen meines Hauſes wieder an mich bringen könnte. Voll von dieſer Idee verſchmähte meine Einbildungskraft jeden Gedanken, der nicht die Erfüllung meines Lieblingswunſches und die Erhaltung der nöthigen Unterſtützung zum Gegenſtande hatte. Aber von dieſer Zeit an datire ich den Urſprung meines Untergangs.

Während meines erſten Aufenthalts zu Bar an der Aube ward ich mit dem Grafen de la Motte bekannt. Da ich keinen Roman ſchreiben will, ſo übergehe ich die Umſtände, die ihn zu einem Heirathsantrag bewogen, ſo wie die Beweggründe, die mich beſtimmten, ihn anzunehmen. Es wird genug ſeyn, wenn ich ſage, daß unſre Verbindung von dem Biſchof von Langres, la Luzerne, gebilligt ward, daß er die Gefälligkeit hatte, meiner zweyten Mutter, der Frau von Baulainvilliers, die Sache vorzutragen, daß dieſe ihre Einwilligung gab, und wenig Tage drauf das eheliche Band geknüpft ward.

Mein Gemahl ſtand bey den Gens d'Armes. Schon ſein Vater hatte bey dieſem Korps eine rühmliche Laufbahn gemacht, die ſich auf eine glorreiche Art in der Schlacht bey Minden endigte; wo er an der Spitze ſeiner Kompagnie auf dem Schlachtfelde blieb.

Graf de la Motte glaubte dieſer Heyrath wegen auf eine Beförderung im Dienſt hoffen zu dürfen.

Der Marſchall von Caſtries kommandirte das Korps Gensd'armes, das damals zu Lüneville in Garniſon ſtand. Graf de la Motte ſchlug vor, ich möchte mich bey ihm in der Garniſon aufhalten. Dies ging ich ein, unter der Bedingung daß ich während der Zeit ſeines dortigen Quartiers, mich in einem Kloſter aufhalten könnte. Wir wählten eines, das etwa 3 Lieues von Lüneville entfernt iſt. Dahin begab ich mich denn; aber es war über mich verhängt, daß ich der Ruhe nicht lange genießen ſollte, die mir dieſer Schutzort gewährte. Da die Geſchäfte des See-Departements, die dem Marſchall von Caſtries anvertraut worden waren, ihm nicht mehr erlaubten, ſein Korps zu beſuchen, ſo konnten die beſchloſſenen Geſuche nicht Statt finden.

Hier reiche ich dem Leſer einen Faden, mit welchem, wenn er ihn feſthalten will, ich ihn Schritt vor Schritt durch das ganze Labyrinth meiner Leiden hindurch führen werde.

Nie war ein Weib weniger ſtolz auf körperliche Reize als ich; ich weiß nicht, durch welch Verhängniß meine Jugend, die friſche Farbe meiner Geſundheit, die dem jugendlichen Alter eigne Lebhaftigkeit, bey mir den Mangel der Schönheit erſetzten, und mich dem Ungeſtüm dreiſter Männer bloßſtellten.

Der Marquis von Autichamp, der in Abweſenheit des Marſchals von Caſtries das Kommando führte, iſt das Weſen, dem ich zuerſt das Mißtrauen verdanke,

das

daß ich nachher mein ganzes Leben hindurch gegen die zudringlichen Höflichkeiten ſeines Geſchlechts behalten habe. Er äuſſerte den wärmſten Eifer uns zu dienen, er ſuchte uns zu bereden, daß in Lüneville nichts für uns zu thun wäre, daß wir nothwendig eine Reiſe nach Paris machen müßten, wo auſſer den guten Dienſten, die wir von dem Marſchall zu erwarten hätten, und denen, welche die mütterliche Liebe der Frau von Boulainvilliers uns ſicher hoffen ließe, er ſelbſt allen ſeinen Einfluß bey ſeinen Freunden anwenden wolle, meinem Gemahl eine Stelle zu verſchaffen. Es ward ihm leicht uns zu überreden, daß ſein Rath vernünftig wäre; allein, als die Zeit zur Abreiſe nach der Hauptſtadt da war, zeigte ſichs, daß ich allein, unter der Anleitung des Marquis die Sache betreiben ſollte, und daß er geruhen wollte, die Reiſe mit mir zu machen. Er gab vor, mein Gemahl, der ſchon zweymal Urlaub erhalten, könne ihn nicht zum drittenmahle begehren, und ſchlug ihm denſelben wirklich ab; die unvermeidliche Folge davon war, daß Graf de la Motte das Korps verließ. — Dies waren die erſten Früchte von der Gunſt der Groſſen. — Als dieſer Entſchluß gefaſt und bekannt gemacht war, nahmen wir den geraden Weg nach Straßburg, wo der Marquis von Boulainvilliers und ſeine Gemahlin damals waren. Aber gerade an dem Tage, da wir die Stadt erreichten, hatten beyde dieſelbe verlaſſen, um nach Saverne zu gehen, wohin wir den Tag darauf ihnen folgten.

Hier wars, wo ich zum erſtenmale den Kardinal von Rohan ſahe. Ihm ward ich vorgeſtellt und nur

zu gut empfohlen von der Marquiſin, welche wenige Tage nachher ihre Rückreiſe nach Paris antrat, und mich nebſt dem Grafen meinem Gemahle einlud, eine Wohnung in ihrem Hotel daſelbſt anzunehmen. Kurz nachher folgte ich ihm; und mein Gemahl, der einige Familien-Angelegenheiten zu Bar an der Aube zu beſorgen hatte, kam mir bald darauf nach. Aber als er ankam, fand er meine theure Gönnerin nicht mehr. Der Tod hatte mich ſo eben der einzigen Stütze beraubt, die mir in dieſer Welt noch übrig war.

Durch dieſen unglücklichen Vorfall war ich nun zum zweytenmahle verwaiſt, und zugleich alle der weiſen Rathſchläge und Beyſpiele beraubt worden die bis dahin mein Betragen geleitet hatten. Ich warf meine Augen rund um mich her, und ſahe nichts als eine ſchreckliche Leere, eine ungeheure Einöde, wo ſich Beſorgniſſe mir aufdrangen (die ſeitdem nur zu wahr geworden) daß, wenn ich mich vom Pfade der Rechtſchaffenheit verirrte, ich verloren ſeyn würde. — —

Der Marquis von Boulainvilliers blieb freilich am Leben; aber von dem hatte ich ſchon eine ſo ungünſtige Meinung gefaßt, daß mein erſter Entſchluß war ſein Haus zu verlaſſen. Er merkte meine Abſicht. Um ihr zuvorzukommen, verſicherte er mich, er würde es für ſeine Pflicht halten, die Stelle der Marquiſin zu vertreten, und ich würde in ihm einen Vater finden. Zufolge dieſem Verſprechen ſchien er wirklich eine Zeitlang uns dieſelbe Gute zu erweiſen, deren ſeine Gemahlin uns gewürdiget hatte. Ich machte aber doch

bald

bald die Entdeckung, daß dieſe Güte nicht ganz uneigennützig war, und ich verſtand ſeine Beweggründe ſo genau, als wenn er mir ſeine Abſicht eröfnet hätte. Er hatte eben eine Frau verloren; der Zufall führte ein anderes weibliches Weſen in ſein Haus; ihm ſchien das Schickſal uns einander entgegen zu führen; er meinte mir ſchiene es auch ſo; wenigſtens ſtellte er mir die Sache wirklich in dieſem Lichte vor, und ohne ſich lange zu bedenken, machte er mir einen förmlichen Antrag.

Ach! ſeufzte ich bey mir ſelbſt, ſieht es um die Menſchen nicht beſſer aus? Sie ſind noch weit davon entfernt, meine gute Meinung wieder zu erlangen. Doch glaube ich zum Beſten des ganzen Geſchlechts, daß wenige unter ihnen eines ſo gemeinen, um nicht zu ſagen ſo niederträchtigen Betragens fähig ſind, als ich bey dieſer Gelegenheit erfahren habe.

So bald der Marquis von Boulainvilliers ſeinen Plan geſcheitert ſahe, waren alle ſeine bisherigen Aufmerkſamkeiten in rauhe und unhöfliche Begegnungen verwandelt. Ich erröthe, indem ich einige Beyſpiele davon anführe. Kaum wird mans z. E. glauben, daß, da er uns nicht gern geradezu den Antrag thun wollen, ſein Haus zu verlaſſen, er beſchloſſen, es uns ſtufenweiſe unerträglich zu machen, dadurch daß er uns alle Tage irgend ein nothwendiges Bedürfniß abſchnitt, und an die Stelle der Dinge, die er uns nahm, die elendeſten ſetzte, die er finden konnte. Ich weiß nicht, ob es erlaubt iſt, in einer ernſthaften Erzählung ſo geringfügiger Umſtände zu erwähnen. Aber da mir daran

ran gelegen iſt, den Beweis zu führen, daß mein Daſeyn eine zuſammenhängende Reihe von Leiden, mehr oder weniger ſchmerzend oder demüthigend geweſen, ſo hielt ichs für nothwendig zu zeigen, daß es unter meinen Leiden nicht das geringſte war, von der Behandlung der Frau v. Boulainvilliers zu der ihres Gemahls übergehen zu müſſen.

Meine Leſer begreifen von ſelbſt, daß dieſes Betragen gar bald eine Trennung verurſachte. Ungefehr um dieſelbe Zeit ward der Gedanke wieder lebhaft in mir, durch mächtigen Anhang einen Theil der von meinem Vater veräuſſerten Güter und vornehmlich das Gut Fontette wieder an mich zu bringen. Ich hatte verſchiedene Bekannte; einige davon hieß ich Freunde und ich war unerfahren genug auf Freundſchaft allzugeſchwind ein Vertrauen zu ſetzen. Die Hofnung dieſe Leute zur Verwendung für mich zu vermögen, trieb mich nach Verſailles. Ich kam und verlor meine Zeit in fruchtloſen Bewerbungen, theils während den Finanzverwaltungen der Herren von Fleury und von Ormeſſon, welche wie die Schatten nach einander verſchwanden, theils auch unter der des Herrn von Calonne, welche im Gegentheil dem Reiche ſo lang zu dauren ſchien. Wer mit ſeinen Künſten die Menſchen für ſich einzunehmen bekannt iſt, der wird ſich einen Begrif von der Art ſeines Betragens bey ſeinem erſten Empfang machen können. Ich glaubte den Augenblick kommen zu ſehen, wo er mir antragen würde, den

Schatz

Schatz, über den Madame d' Arveley wachte, mit mir zu theilen. *)

Ein alter Fabuliſt hat den wunderlichen Einfall gehabt, das Kreiſchen eines Berges zu beſchreiben, der am Ende eine Maus gebar. Ich kann nicht umhin, die Bemühungen des Herrn von Calonne damit zu vergleichen, der da unternahm, die ſehr anſehnliche Penſion von 800 Livres, die man mir zur Zeit meiner Wiedererkennung zu dem Zweck bewilligte, daß ich den Namen Valois mit dem gehörigen Glanze führen könnte, bis auf 1500 zu erhöhen.

Aufgebracht (wie natürlich,) gegen den General-Controlleur, faßte ich insgeheim den Entſchluß, kräftigere Mittel zu gebrauchen, und ohne ſeinen Beyſtand das Gut Fontette wieder an mich zu bringen. Das Mittel, das mir zu dieſem Zweck ſehr richtig berechnet ſchien, war mich bey einer gewiſſen Perſon in Gunſt zu ſetzen. Kurz darauf zeigte ſich eine Gelegenheit, wo ich die Wirkung meiner Kriegsliſt hätte verſuchen können; allein meine Lage erlaubte mir nicht, davon Gebrauch zu machen. Man wird mich ganz verſtehen, ſo bald man meine Verbindungen mit dem Kardinal

wiſſen

*) Madame d' Arveley war damals die Frau des Königl. Schatzmeiſters. Es war unter der Finanzverwaltung des Herrn von Calonne, der vor ſeiner Erhebung das Glück hatte, bey dieſer Dame in Gunſt zu ſtehen. Herr d' Arveley hinterließ ihm bey ſeinem Tode ein beträchtliches Vermögen. Ich weiß nicht, iſts Dankbarkeit, oder iſts natürlicher Hang, ein Finanzminiſter insgeheim zu ſeyn ſeit ers nicht länger öffentlich ſeyn durfte; kurz ſeit ſeiner unfreiwilligen Flucht vom feſtem Lande, beſorgt er die Angelegenheiten der Wittwe und beehrt ſie mit dem Namen Calonne.

wiſſen wird. Dieſer Umſtand iſt indeß nicht der un wichtigſte, da er mein Schickſal beſtimmte und mir den Weg bahnte, der mich nachher zu den Füſſen der Königin führte.

Ich habe bereits allen Anſprüchen auf Schönheit entſagt. Wollte ich aber auch die Demuth ſo weit treiben, mich für häßlich auszugeben, ſo konnte ich doch nicht hindern, was wirklich geſchahe, oder einen Vorfall mit Sr. Königl. Hoheit, dem Grafen von Artois hintertreiben. Der Prinz ſah mich in der Kirche zu Verſailles und that mir die ganz ungeſuchte Ehre an, mich auf eine vortheilhafte Art auszuzeichnen. Die Schritte die er that mich mit ſeinen gnädigen Geſinnungen bekannt zu machen, erreichten das Ohr der Prinzeſſin, ſeiner Gemahlin, welche mit meinem Benehmen in der Sache ſo zufrieden war, daß ſie mich gütig empfing, mich in ihren Schutz nahm, und mich auf eine ſehr in die Augen fallende Art der Gnade ihrer Königlichen Schweſter, Madame von Frankreich, empfahl.

Um die Beweggründe zu dieſer Vorſicht zu verſtehen, darf man ſich nur erinnern, daß kurz vor dieſer Periode die Gräfin von Artois ſich ſelbſt in einer ſehr delikaten Lage befunden, die ihr die größte Vorſicht nothwendig machte.

Obgleich nun im Betreff meiner zwiſchen den beyden Prinzeſſinnen die Sache ſo ſtand, ſo erfuhr ich doch von beyden gleiche Merkmahle des Wohlwollens. Einſtmals, als ich bey Madame war, und beyden Prinzeſſinnen meinen Hof machte, befiel mich eine plötzliche

Unpäßlichkeit, die einiges Aufſehen in dem Palais machte. Die Königin, die es erfuhr, war ſo gnädig, einige Theilnehmung zu äuſſern. Sie ſchickte ſo gar ihre erſte Kammerfrau zu Madame, um ſich nach den nähern Umſtänden dieſes Vorfalls zu erkundigen. Nach einigen Tagen geruhete ſie denſelben Beweis ihrer Gnade noch einmal zu geben.

Nichts kann der Aufmerkſamkeit der Hofleute entgehen. Sie bemerkten, daß von der Zeit an der Königin Majeſtät mich jedesmal, ſo oft ich in ihre Gegenwart kam, mit einer gnädigen Herablaſſung auszeichnete. Einige bauten auf dieſe Bemerkung ſchon Spekulationen; aber keiner unter allen Hofleuten trieb ſie ſo weit, als der Kardinal von Rohan.

Ich habe vorhin dieſes Prinzen blos erwähnt. Die Gelegenheit dazu gab mir der Vorfall der mir zuerſt die Ehre verſchafte, ihn zu ſehen. In der ganzen Zwiſchenzeit, von dieſer Periode bis zu derjenigen, von welcher ich jetzt reden werde, iſt er mir faſt nicht aus dem Geſicht gekommen; er hat mir viel Gewogenheit erwieſen, und die gerechteſte Dankbarkeit knüpfte mich unauflöslich feſt an ihn. Wir laſen gegenſeitig einer in des andern Seele. Sein Ehrgeiz, welchen jedermann weiß, war, erſter Miniſter zu werden, es koſte, was es wolle; der meinige erſtreckte ſich nicht weiter, als Gebieterin auf dem Gute Fontette zu ſeyn.

Hinderniſſe, die faſt unüberſteiglich waren, und aus einerley Quelle entſprangen, vereitelten unſer beyden Plane. Der Kardinal hatte einige Jahre vorher

das Unglück, in die Ungnade der Königin zu fallen *). Der erſte Schritt auf dem Wege zur höchſten Macht, war folglich der, die Gnade der Königin wieder zu erlangen; und ſo lange er nichts in ſeiner eigenen Angelegenheit thun konnte, war er auch eben ſo unvermögend, etwas für mich zu thun. Aus dem Briefe, auf welchen ich den Leſer hier verwieſen habe, wird man ſehen, daß er um die Zeit, von der ich rede, verſchiedene Verſuche dazu gemacht hatte, die aber alle fruchtlos blieben; entweder durch die Thorheit, mit der ſie gemacht waren, oder durch die Treuloſigkeit der Prinzeſſin von Guémenée, welche, indeß ſie ſeine Ausſöhnung mit der Königin unternommen zu haben ſchien, es dahin brachte, daß er unendlich viel weiter davon entfernt war, als er geweſen, ehe ſie ſich ſcheinbarer Weiſe dafür intereſſirte.

So ſtanden die Sachen, als der ſchwache Strahl von Gnade, den er auf mein Haupt fallen ſah, ſeine Hofnungen wieder belebte, und ſeinen Ehrgeiz aufs neue rege machte. Nichts gleicht dem Erſtaunen, in welches er mich verſetzte, als ich einmal zufälliger Weiſe in der Königl. Gallerie war, und der Königin Majeſtät mich mit einem Lächeln von derjenigen Art begnadigte, wogegen es ſo ſchwer iſt, unempfindlich zu ſcheinen. Da ich einen Augenblick nachher meine Augen zu ihm aufſchlug, ſahe ich Freude in den ſeinigen funkeln, und las zugleich darin den Wunſch, mich zu ſprechen. Dieſem Wunſche willfahrete ich, und die Worte, wel-

*) Siehe N. 5. der Briefe.

che er zu mir ſprach, werden nie in meiner Seele erlöſchen. „Wiſſen Sie, Gräfin, ſagte er, daß Sie mein Schickſal, ſo wie das Ihrige in Ihren Händen haben?“— Sein Schickſal! o Himmel! Ich ſchaudre, wenn ich daran denke, daß ſeine Leiden noch jetzt nicht zu Ende ſind, daß ich vielleicht das Maaß derſelben vollfüllen werde. Was mein eigen Schickſal betrifft, ſo ſehe ichs, Dank ſey dem Himmel, ſich ſeinem Ende nahen; ich ſehe es im Grabe, das ſchon halb geöfnet iſt, mich zu empfangen. Damals aber als der Kardinal zu mir ſprach, hatten meine Gedanken noch nicht dieſe düſtre Farbe.

Ob ich gleich weder ſein Schickſal noch das meinige in dem bezaubernden Lächeln der Königin geſehen hatte, ſo war doch mein Herz voll davon. Als ich mich von der erſten Ueberraſchung erholt hatte, fragte ich den Prinzen, ob er im Scherz oder im Ernſt redete?— „So ſehr im Ernſt, antwortete er, als je ein Menſch reden kann. Setzen Sie ſich, und hören Sie mich aufmerkſam an. Fürs erſte überzeugen Sie Sich feſt von einer Wahrheit, welche überhaupt in der Welt wenig Ausnahmen, und vollends am Hofe durchaus keine leidet. Dieſe Wahrheit iſt folgende: Menſchliche Weisheit vermag nicht, das Glück zu feſſeln; die Göttin iſt blind, und ließ ſich von jeher vom Zufall leiten; die Unbeſtändige hält ihre Hand hin, für alle diejenigen, die bereit ſtehn, ſie während ihres ſchnellen Vorüberrauſchens zu ergreifen. Wer in dem Augenblick ſie nicht faſſet, für den kehrt die Gelegenheit nie wieder. — Der glückliche Augenblick für Sie iſt gekommen. — Ich

 bin

bin nicht der einzige geweſen, der das bemerkt hat. Da aber die Folgen davon mich mehr intereſſiren als andere Menſchen, ſo habe ich ſchärſer beobachtet, und ich habe die ſichere Entdeckung gemacht: die Königin hat ein Auge auf Sie geworfen." — „Ein Auge auf mich geworfen? rief ich: Sie wollen ſagen, ſie fühlt Mitleid und Wohlwollen für mich." — Nennen Sie es, wie Sie wollen, antwortete er, was die Königin für Sie zu ſeyn geruhet; alles was Sie zu wiſſen brauchen iſt: es iſt etwas in Ihrer Perſon das ihr gefällt, und Sie müſſen dieſe vortheilhafte Geſinnung für Sie, die ſie ſeit einiger Zeit äußert, nicht erkalten laſſen. Sie ſehen, ſie iſt der Mittelpunkt, um den ſich die übrigen Mächtigen alle drehen, außer ihr kann durch Niemand etwas gethan werden. Madame und die Gräfin von Artois haben nicht nur keinen Einfluß, ſondern ihre Einwirkung wird ſogar das Siegel der Verwerfung. Halten Sie Sich alſo blos an die Königin; und bedenken Sie (ich wiederhole es Ihnen noch einmal, daß Sie Ihr und mein Schickſal in Händen haben."

Der Kardinal ſchloß mit dem Vorſchlag, ich möchte an die Marquiſin von Polignac ſchreiben; aber einen ſchlimmern Rath hätte er mir nicht geben können. Die Polignacs hatten freylich damals das beynahe ausſchlieſſende Recht, Leute bey der Königin einzuführen; aber ihr eigenes mächtiges Intereſſe ſchien ihnen mit dem meinigen zu ſehr im Streit, ſie hatten von ſo vielen Seiten mit Furcht und Eiferſucht zu kämpfen, daß ſie ſich nothwendig ihrer Leute erſt recht verſichern mußten

ten, ehe ſie ſie vorwärts brachten. Ich diente nicht zu ihrem Zweck, ſie fanden auf keine Weiſe ihre Rechnung bey meiner Einführung; auch machten ſie mir nicht die geringſte Hofnung dazu. Vielmehr ſchlugen ſie mein Geſuch gerade zu ab, und folgendes war ihre Antwort: „Herr von Calonne habe der Königin von der Zulage zu meiner Penſion Nachricht gegeben, die man mir kürzlich bewilliget; Ihro Majeſt. glaubten alſo, daß ich mich dabey wohl beruhigen könnte.“ Bald nachher erfuhr ich, daß an dieſer dreiſten Verſicherung auch nicht Ein Wort wahr ſey, und daß ſie der Königin nicht einmal meinen Namen genennt hatten.

In dem kurzen Zwiſchenraume, von jetzt an bis zu dem Zeitpunkt, da ich zu der Ehre gelangte, mich der Königin zu nähern, hatte ich täglich Gelegenheiten zu bemerken, daß alle Mittel, die ich ergrif, um zu meinem Zweck zu kommen, von den Polignacs hintertrieben wurden. Sie hatten alle Zugänge zur Königin ſo gänzlich beſetzt, daß ich einmal voll Unwillen zum Kardinal ſagte: ich wollte von dem Vorſchlag, die Königin zu ſehen, nichts weiter hören. — „Wie? ſagte er, Sie werden doch kein Kind ſeyn, und beym erſten Hinderniß, das Sie auf dem Wege antreffen, den ganzen Plan aufgeben? Bedenken Sie vielmehr: **Wer unten im Thale ſtehen bleibt, kommt nie den Hügel hinüber.** Der Wind iſt Ihnen jetzt nicht günſtig; Sie müſſen in den Hafen zu kommen ſuchen. Ich will Ihnen einen Weg zeigen, den einzigen, den Sie gerade nicht eingeſchlagen ſind. Ich ſage Ihnen voraus, es

iſt ein entſcheidendes Wagſtück, daß ich Ihnen zu machen rathe."

Er ſah daß ich ſtutzte und betreten war, ehe ich wußte, wovon die Rede wäre, und erklärte ſich endlich, was er mit dem Wagſtück meine. Ich müßte mich entſchließen, ſagte er, mich ſelbſt der Königin zu Füßen zu werfen, und um unſre gemeinſchaftliche Feinde um deſto mehr in Reſpekt zu halten, riethe er mir, die Gelegenheit dazu, bey der Prozeſſion der Ritter vom blauen Bande, die den 2ten Februar ſeyn würde, wahrzunehmen. Ich war gewohnt, ſeinem Rathe blindlings zu folgen, und verſprach ſeiner Vorſchrift gemäß zu verfahren.

Der große Tag kam endlich heran. Mit einer Bittſchrift verſehen, die ich überreichen wollte, und mit der ausführlichſten Anweiſung, wie ich mich in jedem möglichen Falle verhalten ſollte, begab ich mich, in vollſtändigem Anzug nach dem Schloß, und wartete in einem der Säle, bis die Prozeſſion zurückkam. Als die Königin vorüberging, warf ich mich zu ihren Füßen und überreichte meine Bittſchrift, erzählte ihr dabey ganz kurz, daß ich in grader Linie von dem Hauſe Valois abſtammte, daß ich von Ludwig XVI. dafür erkannt wäre, daß meine Vorfahren mir zwar ihren Namen aber nicht ihre Güter hinterlaſſen hätten, daß ich keine andere Zuflucht hätte, als die Milde des Königs, da Sr. Majeſt. den größten Theil der Güter beſäßen, die meinen Vorfahren gehört hätten, daß, nachdem ich jeden Zugang zur Gegenwart meiner Königin

nigin vor mir verſchloſſen gefunden, die Verzweiflung mich getrieben hätte, dieſen Schritt zu thun.

Die Königin hob mich gütig auf, nahm meine Bittſchrift mit ihrer gewöhnlichen herablaſſenden Gefälligkeit an, und da ſie ſahe, wie ich zitterte, hieß ſie mich gutes Muths ſeyn. Sie ſetzte darauf ihren Weg fort, und ſagte ich möchte mich nur zufrieden geben, ſie wolle ſehen, was ſich auf mein Geſuch thun ließe.

Meine Knie ſchwankten unter mir, als ich weggieng und ich hatte kaum meine Wohnung erreicht, als ich ein Billet von dem Kardinal erhielt, worauf ich zu ihm gieng. Nachdem ich ihm erzählt hatte, was vergangen war, ſchrieb ich ſogleich auf ſeinen Rath an Fr. v. Miſery (erſte Bettaufſeherin und Kammerfrau der Königin) und bat ſie, der Königin Majeſt. einen Brief zu überreichen, den ich mir die Freyheit nähme, ihr beygefügt zu überſchicken.

Noch denſelben Abend erhielt ich eine Antwort von dieſer Frau, die eine Einladung enthielt, um 7½ Uhr zu ihr auf ihr Zimmer zu kommen. Ich gieng, und ſie erzählte mir, ſie habe meinen Brief auf den Nachttiſch der Königin gelegt, ſie glaube, die Königin werde gerade jetzt meinetwegen mit Madame ſprechen, und fügte hinzu, mein Brief habe die Königin in eine ſolche Bewegung geſetzt, daß ſie den Nachmittag nicht in der Kirche geweſen.

Gleich zu Anfang unſrer Unterhaltung gab Fr. v. Miſery mir den Wink, „die Ehre, die mir wiederfahre Ihro Majeſt. vorgeſtellt zu werden, müſſe ein Geheim-

niß für die ganze Welt bleiben, ſelbſt Madame nicht ausgenommen," und ſetzte die Warnung hinzu, „ich würde bey der kleinſten Unvorſichtigkeit ohne Rettung verloren ſeyn *).

Unſere Unterhaltung dauerte bis elf Uhr, da endlich die Gegenwart der Königin ihr ein Ende machte. — — Wie reizend erſchien ſie! In meinen Augen war ſie es immer, ſo oft ich ſie ſah; aber die Herablaſſung, mit welcher ſie mich empfieng, erhöhte die Reize ihrer Perſon noch mehr. Mich befiel wieder ein heftiges Herzklopfen, als die Königin mich abermals aufzumuntern geruhte, und verlangte, ich möchte Vertrauen zu ihr faſſen, es ohne alle Zurückhaltung ihr erzählen, was mir auf dem Herzen läge. Endlich faßte ich Muth und nachdem ich die Beſchaffenheit meiner Anſprüche erzählt, ferner die Schritte, die ich bey den Miniſtern und den Prinzeſſinnen, ihren Schwägerinnen gethan, und ſchloß damit, daß ich mich mit einiger Bitterkeit über die rauhe Behandlung beklagte, die ich von den Polignacs erlitten hätte. Die Königin lächelte und in ihren Blicken las ich mancherley, das der Leſer in ihren Briefen an den Kardinal erklärt finden wird **)

Nach einer kurzen Beſinnung ſprach ſie ungefähr folgende Worte: „Ich habe Ihre Vorſtellung mit Aufmerkſamkeit und Theilnehmung geleſen. Ihr Geſuch iſt

*) Der Leſer wird erſucht, dieſe ausdrückliche Warnung während der ganzen Folge meiner Erzählung ja nicht aus dem Gedächtniß zu verlieren.

**) Siehe N. VII.

iſt, wie ich ſehe, den Miniſter zur Zurückgabe einiger Güter zu nöthigen, die ihrem Hauſe gehöret haben. Ich habe meine beſondern Urſachen, Ihnen in ihrem Geſuch nicht zu willfahren. Sie ſollen dieſe Urſachen wiſſen, denn ſie betreffen Ihre Perſon. Ich kann nemlich das Verlangen, deſſen ich mir bewußt bin, Ihnen vor den Augen der Welt zu dienen, nicht mit dem Wunſche vereinigen, Sie auf einen vertrauteren Fuß zu ſehen; aber ich werde Ihnen die Dienſte, die Sie von mir verlangen, auf andern Wegen leiſten können. Schicken ſie nach Ihrem Bruder *), der jetzt das Haupt Ihrer Familie iſt; es iſt natürlicher, daß er ſich bemüht, die Anſprüche der Familie geltend zu machen. Ich verſpreche Ihnen, ſein Geſuch aufs kräftigſte zu unterſtützen; alſo ſeyn Sie gutes Muths.“ — — Die Königin endigte dieſe Unterredung damit, daß ſie mir ein Geſchenk mit einer Börſe machte und mich mit dem erſten Kuſſe beehrte. Zugleich befahl ſie mir zu Verſailles zu bleiben, und zu keinem Menſchen, wer er auch ſeyn möchte, von dieſer Unterredung, oder von dem Erfolg meines Geſuchs zu ſprechen, und verließ mich mit den Worten: Adieu! wir ſehen uns wieder.

Ich muß hier anmerken, daß die Königin in dieſer erſten Unterredung, über Madame in ſehr ungünſtigen Ausdrücken zu mir ſprach, daß ſie vornemlich über die Falſchherzigkeit der Prinzeſſin ſich ausließ, und

 mich

*) Baron von Valois, damals See-Lieutenant. Man weiß es in England und in Frankreich, wie ſehr er ſich am Bord ſeines Schiffes hervorthat.

mich warnte, mich vor ihr zu hüten, ihr nicht ein Wort von meinen Angelegenheiten zu ſagen, ja ſogar mir den Rath gab, ſie nie mehr zu ſehen, welches ich nicht anders als einen ausdrücklichen Befehl anſehen konnte.

Sie hatte geſagt, wir würden uns wiederſehen. In der That erhielt ich einige Tage nachher ein Billet von Mademoiſelle Dorvat, einer ihrer Kammerfrauen, das einen Befehl enthielt, denſelben Abend zwiſchen 11 und 12 Uhr nach dem kleinen Trianon zu kommen. Nachdem ich mich pünktlich zur vorgeſchriebenen Zeit eingefunden, ward ich von Mademoiſelle Dorvat in das Gemach der Königin geführt. Nun ward mirs klar, was der Kardinal meinte, wenn er mir ſagte, „die Königin habe ein Auge auf mich geworfen," und „es ſey etwas in meiner Perſon, das ihr gefiele." — Guter Himmel! dachte ich, wie reizend iſt dieſe Königin! welche Herablaſſung! welche Verſchwendung von Güte! — Ich war wirklich ſo hingeriſſen, daß ich mich ſelbſt in dem Augenblick etwas mehr als menſchliches zu ſeyn dünkte.

Sie beſchloß unſre lange Unterhaltung mit einem abermaligen Beweiſe ihrer Freygebigkeit gegen mich, nemlich einem Taſchenbuch, deſſen Inhalt ſich auf zehntauſend Livres in Anweiſungen auf die Caiſſe d'Escompte belief. Ihre letzten Worte waren, wie bey der erſten Unterredung: „Adieu, wir ſehen uns wieder." — Das geſchah in der That. Ich hatte noch öftere und lange Unterredungen auf denſelben Fuß mit ihr.

Dies Bekenntniß liegt ſchwer auf meiner Seele, mein Herz zittert, und die Feder entfällt meiner Hand. O meine erhabne Monarchin! Zu Ihnen allein wende ich mich jetzt. Rufen Sie dieſe bezaubernden Scenen, deren ich mich ungern wieder beſinne, in Ihre Seele zurück: erinnern Sie Sich an die Oerter, wo ſie vorgiengen, und an die, wo ich für ein vorgegebenes Verbrechen büßen mußte, weil ich ſie verſchwieg. Ungeachtet aller der Schmach, mit welcher es ſeitdem Ihrer Majeſtät gefallen hat, mich zu überſchütten, werden Sie es doch Ihrem Gedächtniſſe eingedrückt finden, daß Sie damals mich zu Sich hinaufzogen, daß Sie Sich bis zum Gleichgewicht mit mir herunterließen. Aber vergebens beſtrebten Sie Sich, vor meinen Augen ſich von der Glorie der Majeſtät zu entkleiden; ſelbſt in der Art ſie abzulegen erſchien Ihre Würde und bey mir ſelbſt rief ich aus: das iſt die Göttin Flora, welche ihre Würde niederlegt und mit einem demüthigen Blümchen ſpielt. Sie wiſſen, daß in der erſten Unterredung, ſo wie in allen folgenden dieſer Art, ich nie die Ehrerbietung vergeſſen, die Sie ſo gar, verbindlicher Weiſe mir zum Vorwurf machten; — und doch — daſſelbe unglückliche Weſen, daß durch die bloße Berührung ihrer Lippen ein auf immer geheiligter Gegenſtand hätte werden ſollen; das Weib, das Sie mit dem Namen: liebe Freundin beehrten; die arme de **Valois** haben Sie verlaſſen, und ſie in die Hand — ſoll ich ſagen, der Henker? — gegeben? — Ach nein! — Laſſen Sie mich das Wort zurücknehmen. — Doch ich kehre zum Kardinal zurück.

Aus

Aus dem, was ich bereits erzählt habe, ſieht man deutlich, daß es der unbegrenzte Ehrgeiz des unglücklichen Prinzen war, der mich in das Gemach der Königin geführt, — ich möchte ſagen, geſchleppt hat. Ich habe ferner auch geſagt, daß ich nichts vor ihm verhehlt. So bald er ſahe, daß ſein Plan ihm glückte, ſobald er aus der Art der Geſchenke die ich von der Königin Majeſtät empfing, auf den Grad des Wohlwollens ſchloß, mit dem ſie mich beehrte, wiederholte er ſehr angelegentlich, was er mir bereits geſagt hatte, nemlich daß ich ſein und mein Schickſal in Händen hätte, und lag mir an, eine Gelegenheit zu ſuchen, und die erſte, die ſich mir darböte zu ergreifen, um ihn bey der Königin, ohne daß ich eine Abſicht verriethe in Erinnerung zu bringen. Bald darauf zeigte ſich wirklich eine ſo günſtige Gelegenheit dazu, als ſich nur wünſchen ließ.

Einsmals, nachdem der Königin Majeſtät zu den mannigfaltigen Gnadenbezeugungen, wodurch ſie ſich meiner ganzen ehrerbietigen und liebevollen Dankbarkeit ſo feſt verſichert, noch eine neue hinzugefügt hatte, fragte ſie mich, wie ich mich denn hätte erhalten können, bevor ich mich ihrer Perſon genähert. Dies war der Augenblick, da ich meinen Wohlthäter nennen durfte, ohne daß ich die Abſicht zu haben ſchien. In der That aber ging ich nichts weniger als kunſtlos zu Werke: denn ich ſtellte mich, als wüßte ich von dem Verhältniſſe nichts, in welchem der Kardinal mit der Königin ſtand. Ich vermied die Miene des Zwanges und

und der Zurückhaltung, wovon die geringſte Spur den Argwohn erwecken konnte, daß ich in die Geheimniſſe des Prinzen tiefer hineingeſehen hatte, als ich ſcheinen durfte. Ich ſprach von ihm bloß in allgemeinen Ausdrücken, nannte ihn einen Mann von Gefühl, großmüthig und menſchenfreundlich, der durch dieſe guten Eigenſchaften ſich unſtreitig die Achtung und das Wohlwollen Ihrer Majeſtät erworben hätte; und ich erzählte mit Wärme welche Dienſte er mir geleiſtet. Die Königin hörte mir mit ſo vieler Aufmerkſamkeit zu, und blickte mich mit einem ſo forſchenden Auge an, daß ich die Nothwendigkeit fühlte, den erſten Gedanken zu ſchwächen, der ſichtbar durch ihre Seele gegangen war. Ich ſetzte alſo hinzu, daß dieſe Wohlthätigkeit des Prinzen nichts weniger als auf meine Perſon eingeſchränkt wäre. Indem ich der Königin jetzt zum erſtenmale des Kardinals Namen genannt, bemerkte ich auch zugleich zum erſtenmale, wie weit die Abneigung der Königin gegen ihn die Vorſtellung noch übertraf, die er mir davon gemacht hatte. Sie ſchwieg einige Augenblicke, und ſchien in tiefes Nachdenken verloren; darauf ſagte ſie mit dem Accent einer Perſon die ſo eben aus einem Traum erwacht: „Was Sie mir da ſagen, gefällt mir nicht übel, aber es wundert mich; ich habe den Kardinal nicht ſolcher Handlungen fähig gehalten; man beſchreibt ſeinen Charakter ſonſt ganz anders.“

Nachdem nun des Kardinals Name während der öfteren vertraulichen Unterredungen, die ich mit der Königin hatte, einmal genennet war, ſo ſah ich vor-

her

her, daß, um ihn wieder zu nennen, ich bey weitem nicht dieſelben Schwierigkeiten zu überſteigen haben würde. Ich theilte den Prinzen meine Idee mit, und er beſchwor mich, keine Gelegenheit von ihm zu ſprechen, aus der Acht zu laſſen. Er gab mir ſo gar Anweiſungen, was ich von ihm ſagen ſolte, ſchlug mir allerley Einleitungen vor, und gab ſich viel Mühe, mich in meine Rolle einzuüben. Ich fand aber die Arbeit nicht ſo leicht, als wir beyde ſie uns vorgeſtellt hatten. Die Königin ließ ſich nie des Kardinals Namen entfallen; ſie ſprach nicht einmal etwas, das die geringſte Beziehung auf ihn hatte. Alle ſeine Anweiſungen waren alſo ſo gut als weggeworfen, da ich keine Gelegenheit weiter fand ſeiner im mindeſten Erwähnung zu thun.

Endlich ereignete ſich doch ein Vorfall, der mich in den Stand ſetzte meinen Plan auszuführen. Der Kardinal hatte wegen Erneurung eines Kontrakts betreffend die Fourage-Lieferung für die Kavallerie im Elſaß, ein Geſchenk von 200,000 Livres bekommen, und machte mir eines von 20,000. Ich hielt es für Pflicht, die Königin auch mit dieſem neuen Beweiſe ſeiner Großmuth bekannt zu machen, und ſie ſchien gerührt davon zu ſeyn. Ich nutzte eine ſo günſtige Gelegenheit, ihr von meiner Dankbarkeit und des Kardinals Gewogenheit für mich zu ſprechen, aber das nicht allein ſondern ich ging dasmal noch weiter als das erſtemal. Es war natürlich, daß nachdem ich dem Prinzen meine erſte Unterredung mit der Königin über

ihn

ihn erzählet, er mir ohne Rückhalt anvertraut, was ihn drückte. Ich geſtand das der Königin, und ſtellte ihr vor, wie er hinſchmachtete, wie Gram und Kummer ihn verzehrten, wie er das Opfer des Neides und der Verläumdung geworden. Sie ließ mich ohne Unterbrechung alles ſagen, was warme Dankbarkeit in dem Augenblick mir eingab; als aber Ehrfurcht und Beſcheidenheit mich ſchweigen hießen, gab ſie keine gerade Antwort auf irgend Etwas von dem, was ſie gehört hatte, und ich las in ihren Augen, daß ihre Vorurtheile ſehr tief gewurzelt waren. Ich ſah ſogar einen Strahl von Zorn darin blitzen, und hätte ſelbſt damals leicht wahrnehmen können, daß unter der betrüglichen Asche einer angenommenen Ruhe, der unglückliche Funken fortglimmte, der nachmals den mächtigen Brand entzündete, in den ich hineingeriſſen ward.

Es kann hier nicht zu früh seyn, dem Leſer zu ſagen, daß alles das Zärtliche und Leidenſchaftliche in dem Briefwechſel, den ich hier bekannt mache, nichts weiter als Verſtellung von beyden Seiten war. Die Königin, welche den Untergang des erſten Kardinals, ſchon lange vorher, ehe ich ſie an ihn erinnerte, bey ſich beſchloſſen hatte, arbeitete an dem Plane dazu immer fort, und wenn ſie aus Liebe zum Kaiſer, ihrem Bruder zu Trianon, und ſonſt, ſich den ſtudierten Entzückungen des Prinzen ergab, (es iſt freylich anſtößſig, ſo etwas laut zu ſagen, aber ich weiß, daß es Thatſache iſt,) pflegte ſie auf ihn dieſelben feurigen Blicke zu werfen, mit welchen ſie ihn an dem Tage anſahe

ſahe, da ſie ſeinen Kopf vom Könige foderte. Eben ſo waren ihre Blicke in dem Augenblick unſrer Unterredung beſchaffen, den ich jetzt beſchreibe. Nichts deſto weniger hörte ſie mich mit Herablaſſung an. Ich kam in der Folge immer wieder auf meinen Gegenſtand zurück, und zuweilen ſah ich ein Lächeln auf ihrem Geſicht, über die ungeſchickte Manier, mit welcher ichs that.

Der Kardinal indes bat mich, nur immer damit fortzufahren, und ich war geneigt, es zu thun, weil ich in der ganz falſchen Meinung ſtand, daß ich täglich mehr Grund bey ihr faßte. Dies Vertrauen machte mich kühn genug, dem Kardinal eines Tages den Rath zu geben, er möchte einen Brief wagen. Ich verſprach ihm, ſelbſt die Ueberbringerin deſſelben zu ſeyn, und die erſte Gelegenheit zur Ablieferung wahrzunehmen, oder wenn ſich ungeſucht keine darböte, ſelbſt eine zu veranſtalten.

Drey Tage nachher zeigte ſich die günſtigſte Gelegenheit dazu von ſelbſt; und mit dieſer Periode beginnet der Briefwechſel, von welchem dasjenige was ich habe retten können, in dieſer Erzählung ſeinen Platz finden ſoll. Man wird ſehen, daß alle dieſe Briefe mit den verſchiedenen Thatſachen zuſammenhängen, die ich der Zeitfolge nach in ihrer Ordnung vorlegen werde.

No. II. dieſer Sammlung iſt eine buchſtäbliche Abſchrift jenes erſten Briefes, der freilich auf meinen Rath, aber nicht in der Manier geſchrieben iſt, die ich dem Kardinal vorſchlug. Ich wünſchte nemlich, er möchte

möchte nichts weiter ausdrücken, als ſeinen Wunſch, bey ihr gerechtfertiget zu ſeyn. Man wird aber ſehen, daß er, (nach ſeiner gewöhnlichen Art,) ſchon ungeduldig war, Geſinnungen blicken zu laſſen, die er unterdrücken mußte, wenn ſie wahr waren, und woſern ſie das nicht waren, nicht äuſſern konnte, ohne ſich einer unverzeihlichen Falſchheit ſchuldig zu machen. Man ſehe wie er gleich zu Anfang des Briefes von Stralen der Hofnung ſpricht, die in ſein Herz ſcheinen, von Ihrer Majeſtät reizendem **Munde** und von ſeiner eigenen Sklaverey. Der Leſer wird ferner als einen Beweis deſſen, was ich bereits geſagt, gefälligſt bemerken, daß, nachdem ich das Werkzeug geweſen, das der Kardinal brauchte, die Königin an ſeine Exiſtens zu erinnern, ich nun der Vorwand ward, der ſeine Anſprüche an ihre wiederkehrende Gnade ſo zu ſagen heiligte. Mein Rath war, er möchte mich gar nicht nennen ſondern bloß mit einer ſchriftlichen Rechtfertigung ſeiner ſelbſt anfangen; denn ich wußte daß die Königin nichts weiter von ihm verlangte. Aber er war gewohnt, mich wie ein Kind zu behandeln, und er beging auſſer dieſer Indiskretion auch noch die Thorheit, ſich ihren Sklaven zu nennen; ein Titel, den er nachher immer beybehielt. Obgleich ich dieſe Unüberlegtheiten gar ſehr mißbilligte, ſo mußte ich mich doch unterwerfen, und übergab den Brief.

Der nächſtfolgende Brief (No. 3.) zeigt genugſam was für eine Antwort die Königin mir auftrug, auf den erſten zu geben. Die einzige Bemerkung die ich dabey

zu machen habe iſt die, daß mich ſeine Mittheilung des Inhalts dieſes Briefes gar ſehr verdroß. Er enthält, wie man leicht ſieht, gleich zu Anfang einen für mich ſehr beleidigenden Zweifel, betreffend den Grad von Vertrauen, mit welchem die Königin mich beehren möchte. Ich glaubte durchzuſehen, daß ſeine Abſicht war, der Königin die Wahl einer andern Mittelsperſon zu überlaſſen, und folglich mich aufzuopfern ſobald dieſe andere Perſon, gleichviel welche, gefunden ſeyn würde; wofern nur die ſpielenden Perſonen dadurch in den Stand geſetzt würden, das Werk zu vollenden, das ich angefangen hatte.

Sobald ich des Kardinals Mißtrauen gegen mich bemerkte, mußte natürlich dieſes Mißtrauen wechſelſeitig werden, und ich beſchloß ſein Verfahren ſcharf zu beobachten. Obgleich er nicht füglich umhin konnte, die Briefe, deren Beſtellung er mir auftrug, mir mitzutheilen, ſo fühlte ich doch, daß ich den Briefwechſel nicht völlig verſtehen würde, wofern ich nicht alle diejenigen zu Geſicht bekäme, die ich von der Königin zu ihm brachte. Ich beſchloß alſo, nicht nur alles zu leſen, was von beyden Seiten durch meine Hände ging, ſondern auch Abſchriften davon zu nehmen. Ein Bewegsgrund, der mich vornemlich zu dieſem Entſchluß brachte, wird in dem Verfolg dieſer Erzählung mehr aufgeklärt werden. Alles was ich jetzt ſagen kann iſt, daß der Kardinal, ungeachtet ſeines ſonſt uneingeſchränkten Vertrauens zu mir, doch noch irgend eine Intrige hatte, derentwegen er mehr als bloße Zurückhaltung gegen mich blik-

blicken ließ. Ich ſah Couriers ankommen, die er zu ſich in ſeine Schreibſtube nahm; und die Pakete, die er empfing oder abſchickte, gingen unter dem größten Geheimniß aus einer Hand in die andere, und ich habe oft das Klappern des eiſernen Kaſtens gehört, in den er ſie unſtreitig hineinlegte. Wenn ich es wagte ihn darüber zu fragen, ſah ich ihn ernſthaft werden, und es zogen ſich Wolken auf ſeiner Stirn zuſammen. Hatte ich damals vermuthen können, was ich erſt nachher erfuhr, daß dies geheimnißvolle Weſen politiſche Verhandlungen betraf, ſo würde ich nicht ſo unbillig geweſen ſeyn, mich über ſeine Zurückhaltung zu beſchweren. Ich wußte aber, daß der Kardinal übrigens ſo verſchwiegen nicht war; und daß er ſich in politiſche Händel mengte, das ließ ich mir gar nicht einfallen. Vielmehr glaubte ich, es wäre eine Intrige von einer ganz andern Art im Werk; und ich danke dem Himmel, daß ich dem Triebe meiner Neugier Gehör gab, und das widerſtrebende Gefühl, das ſich in mir regte, indem ich zur Ausführung ſchreiten wollte, unterdrückte. Denn dieſer Vorſicht, die freylich in einigen Rückſichten tadelhaft iſt, aber durch den Erfolg gerechtfertiget ward, verdanke ich die einzigen mir übriggebliebenen Waffen gegen den Steifſinn der Ungerechtigkeit und die Rachſucht unterdrückender Gewalt.

Es iſt unſtreitig zu beklagen, daß von beynahe 200 Briefen (denn ſo viel würde die vollſtändige Sammlung dieſes Briefwechſels ausgemacht haben, wenn ich ſie hätte zuſammenbringen können) ich nur 31 habe

habhaft werden können. Aber ich kann wenigſtens heilig verſichern, daß ich keinen unterdrücke, ſondern daß dies alle ſind, die ich möglicher Weiſe abſchreiben konnte, weil die meiſten der übrigen, da ſie von wenig oder keinem Belang waren, faſt in demſelben Augenblick verbrannt wurden, da ſie ankamen. Die von der Königin, welche der Kardinal noch öfter mit wiederhohltem Entzücken durchzuleſen gedachte, wurden nicht in ſeinem eiſernen Kaſten, ſondern in ſeinem Schreibpult aufbewahrt, wo ich leicht Mittel fand, ſie wieder überzuleſen und niederzuſchreiben. Was die Briefe des Prinzen betrift, ſo ſchickte er mir ſie allemahl mit einer bloßen Oblate verſiegelt, ſo daß ich auſſer dem Mißbrauch ſeines Vertrauens, wovon ich den Beweggrund bereits angegeben habe, keine Schwierigkeit fand ſie gemächlich zu kopiren. Aber ich nahm mir dieſe Mühe nicht, wenn die Briefe von keiner Bedeutung waren, und das war gewöhnlich viermahl unter fünfen der Fall.

Man wird ſich daher leicht vorſtellen, daß der Auszug, den ich hier vorlege, nicht der unbedeutendſte Theil des gedachten Briefwechſels ſey. Ehe ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehme, erlaube man mir zu bemerken, daß ich dem Publikum nichts mehr angekündigt, als den Beſitz dieſer Abſchriften. Es iſt ſehr ſonderbar, daß die abgeſchmackten Verfaſſer einiger fliegenden Blätter vor einiger Zeit ſich haben in den Kopf ſetzen können, von einer Klagſchrift zu reden, die ich geſchrieben haben ſolle, die ſich auf einen

nen Briefwechſel gründe, wovon die Originale, wie ich verſichert haben ſolle, in meinen Händen wären. Die Originale! Wie war es denn möglich, daß ich ſie beſäße? Mußte ich denn nicht alle Briefe und Billets, welche beyde Theile gegenſeitig ſich einander ſchrieben, wenn ſie gleich durch meine Hände gingen, der Behörde abliefern? Hätte ich eine einzige Zeile untergeſchlagen; würde nicht meine Untreue bey ihrer nächſten Zuſammenkunft entdeckt worden ſeyn? Zwey Worte des Aufſchluſſes hätten meinen Ruin augenblicklich herbeygeführt. Nein; — ich war nie thörigt genug, um zu behaupten, ich beſäße die Originale. Ich hätte eine Unmöglichkeit behauptet. Aber ich hatte in allgemeinen Ausdrücken geſagt, ich wolle Briefe der Königin an den Kardinal herausgeben, und ich halte endlich mein Wort.

Man wird aus dem zweyten Briefe des Kardinals erſehen, daß die Königin die in ſeinem erſten Briefe gebetene Zuſammenkunft durchaus abgeſchlagen, und ihm keine Hofnung dazu übrig gelaſſen, woferu er nicht im Stande wäre, ſich ſchriftlich gegen eine Menge ſchwerer Beſchuldigungen die man ihm gemacht, zu vertheidigen. Als die Königin mir befahl, ihm dieſe Antwort zu bringen, drückte ſie ſich ſo aus, als wenn ſie von der gänzlichen Unmöglichkeit, daß er ſich je rechtfertigte, feſt überzeugt wäre. „Ich habe Beweiſe gegen ihn, ſagte ſie, die er nimmermehr entkräften wird.“ Ich verhehlte dem Kardinal nicht, daß die Königin wenig geneigt ſchien, ihre Geſinnung gegen ihn zu än-

dern, und als ich ihm der Königin eigene Worte wiederholte, ſagte er etwas zu mir, das in tiefes Dunkel gehüllt war; indeß erhielt ich doch dadurch einige Kenntniß von der Natur dieſer politiſchen Intrige, von der ich vorhin etwas geſagt, und über die ich mich ſo ſehr geirrt hatte.

Er gab mir zu verſtehen, daß die Königin bey weitem nicht ſo ſehr Herr ihrer Handlungen wäre, als ich mir vorſtellte; daß ſie ſeiner brauchte, ſo wie er ihrer; daß wenn er ihr je ſeine Erhebung ſchuldig wäre, ſie ihm die Ausübung der Souverainität zu verdanken hätte, das einzige, wornach ihr eigener ſowohl als ihres Bruders des Kaiſers Ehrgeiz ſtrebte.

Dies einzige Wort war der Schlüſſel zu allen den geheimnißvollen Verhandlungen zwiſchen ihm und den verſchiedenen Agenten, die ich oft ankommen ſah, und die ich für Deutſche hielt. Ich merkte, daß er mit dem Kaiſer in Briefwechſel ſtand, und daß es wohl der Wunſch der Königin ſeyn dürfte, daß der Kardinal an die Spitze der Unterhandlungen träte; und ich muthmaßte völlig richtig. Weil aber dieſe Idee die Eindrücke doch nicht auslöſchen konnte, welche die letzten Worte der Königin über den Kardinal auf mich gemacht hatten; ſo ſagte ich ihm, (ſetzte aber hinzu, ich wollte hoffen, daß ich mich irrte,) die Königin ſchiene mir weit mehr geneigt, ihm einen Stoß beyzubringen, als ihren Einfluß zu ſeiner Erhebung aufzubieten, und ich ſähe kein ander Mittel, ihre vorgefaßte Meinung gegen ihn aus dem Wege zu räumen, als daß er ihr eine

ſchrift-

ſchriftliche Rechtfertigung ſchickte, weil ſie es ſo verlangte. Der Aufſatz No. IV. war die unmittelbare Wirkung dieſes Raths. Der Sklave, ſagt er, gehorchte, und kündigte einen Theil ſeiner Vertheidigung auf den folgenden Tag an.

Der Artikel No. V. iſt ſehr intereſſant, und verdient mit der Aufmerkſamkeit geleſen zu werden, welche der Kardinal gleich zu Anfang deſſelben von der Königin erbittet. Er enthält die Vertheidigung, die den Tag zuvor angekündigt war, und bezieht ſich auf frühere Thatſachen, welche wohl wenige meiner Leſer rathen dürften. Ich halte es daher für nothwendig ihnen das alles aufzuklären, was in der langen Erzählung unverſtändlich ſeyn mögte. Ich habe ohnedem einmal jeder Art von Zurückhaltung entſagt. — Derſelbe Kardinal, der ſo viel Worte verſchwendet, um der Königin zu beweiſen, daß alle ihm gemachte Beſchuldigungen eben ſo viele Unwahrheiten und bloße verläumderiſche Anklagen ſeyen, hat mich wiederholentlich verſichert, daß der Unwille der Königin unglücklicher nur allzugegründet wäre. Er hat mir das Geheimniß anvertraut, daß zur Zeit ſeiner Geſandſchaft zu Wien, als die Königin noch Erzherzogin war, ihr leichtſinniges Betragen ihn kühn genug gemacht, ihr den Hof zu machen; auch ſey er nicht zurückgeſtoßen worden; aber nichts deſto weniger ſey ſeine gehofte Glückſeligkeit wie ein Traum verſchwunden: der entſchiedne Vorzug, den ein deutſcher Offizier vor ſeinen Augen erhalten, habe ihn ſo wütend und ſinnlos gemacht, daß

er ſich indiskrete Reden entfahren laſſen; er zweifle gar nicht, daß die Königin ſich ſeiner Unvorſichtigkeit noch erinnere, und dieſer ſchriebe er eigentlich die Ungnade zu, unter der ſie ihn ſeit ihrer Gelangung zum Throne ſchmachten laſſen. Einmal erwähnte er gegen mich, daß als die Erzherzogin auf ihrem Wege nach Verſailles durch Zabern gegangen, ſein Herz von einem Strahl der Hofnung belebt worden, der ihm Muth gemacht, dahin zu eilen, um ſie in dem Pallaſt des alten Kardinals ſeines Onkels zu empfangen; er habe ſich da zu ihren Füßen geworfen, um den Saum ihres Kleides zu küſſen; ſie habe ihn gütig aufſtehen heiſſen und erröthend ihre Hand hingehalten, die er mit dem wärmſten Gefühl geküßt hätte. — „Aber, ſetzte er hinzu,“ das war der letzte zärtliche Blick, den ich von ihr erhielt. Sie ward nun in den Wirbel des Hofes verſchlungen, und ſah ſich von ſo vielen Anbetern umringt, daß ich unter der Menge nicht weiter ausgezeichnet ward. Der Graf von Artois verdunkelte ſie alle; jedoch war er bloß ein Spiel der Kokketterie.

Dieſe vertrauliche Eröfnung erzeugte nothwendig eine andere, welche dem Publikum gleichfals mitgetheilt werden muß. Wir ſehen aus des Kardinals eigenen Vertheidigung, daß er etwas mehr als im Verdacht war, bey Madam Dubarry die Briefe geſchmiedet zu haben, auf die ich angeſpielt. Er hat mir erzählt, ſie wären das Produkt ſeiner Eiferſucht; die Kaiſerin Königin, die ihn liebte, da ſie von den Verirrungen gehört, die man ihrer Tochter Schuld gäbe, habe

habe ſich an ihn gewandt, um die Nachrichten darüber einzuziehen, die ſie zu haben wünſchte. Wenn er der Intrige des Grafen von Artois die Abneigung zuſchriebe, welche die Dauphineſſe gegen ihn gezeigt, ſo habe er damit die reine Wahrheit ohne alle Verfälſchung erzählt; da jene unglücklichen Briefe unter den Papieren der Kaiſerin nach ihrem Tode gefunden worden, habe der Kaiſer ſie der Königin zurückgeſchickt.

Wie vom Blitze getroffen bey dieſem Bekenntniß, rief ich aus: Wie? die Königin hat ſolche Papiere in Händen, und Sie tragen mir auf, ſie von Ihrer Unſchuld zu verſichern? Er nahm abermals ſeine Gründe von politiſchen Betrachtungen her, die auf das Betragen der Königin Einfluß haben müßten. „Der Kaiſer will, ſagte er, an der Spitze der Staatsangelegenheiten einen Miniſter haben, der ihm ergeben iſt; und hier muß jeder perſönliche Haß Platz machen." Er handelte hier wie ein Mann, der den Geiſt der Höfe kennt, und man wird bald ſehen, daß dem zufolge die Königin, obgleich mit ſolchen Beweiſen ſeiner Untreue verſehen, ihre Politik zu der unbegreiflichen Länge ausſpann, daß ſie ihm ſo gar leugnete, dieſe Beweiſe in ihrem Beſitz zu haben.

Ich muß die ernſthafteſte Aufmerkſamkeit auf dieſen Umſtand empfehlen; es iſt unendlich wichtig für mich, der Welt das Uebermaaß von Verſtellung vor Augen zu legen, deſſen die Königin fähig war. Ein auffallendes Beyſpiel davon findet ſich in dem Briefe N. VI. Aus der Art, wie der Kardinal ſich darin aus-

 drückt

drückt, wird klar, daß die mündliche Antwort, die ich ihm von der Königinn gebracht, ihm eine nahe Verzeihung verſicherte, und folglich, daß Ihro Majeſtät die Miene gemacht, mit ſeiner Vertheidigung größtentheils zufrieden zu ſeyn, indeß in ihrem Schreibpult alles, was zur Ueberführung des Kardinals erforderlich war, beyſammen lag. Eben ſo ſieht man ferner, daß der Sklave mit Zuverſicht an ſeine theure Gebieterin ſchreibt; man ſieht ihn ſchon nach Küſſen ſchmachten, von ſchönen Händen, und von ihren reizenden Munde ſchwatzen. — Die Königin leidet das alles. — Sie thut noch mehr; ſie erlaubt mir, ihm Hofnungen zur Wiederkehr ihrer Gnade zu machen. Auch das iſt noch nicht genug. Sie muß ſelbſt ſchreiben; ihre eigene Hand muß die Verſicherungen bekräftigen, die ich in ihrem Namen gegeben habe; und was mehr als alles iſt — ſie muß verſichern, daß ſie die erwähnten Briefe nie geſehen hat, indeß der Kardinal ſelbſt ſehr gut weiß, daß ſie ihr vom Kaiſer überſchickt worden. — Welche Feinheit der Verſtellung bey einer ſo liebenswürdigen Fürſtin! Mit einem Wort die Königin wirft einen Schleier über vergangne Vorfälle, und verſichert, daß alle ungünſtige Eindrücke aus ihrer Seele verwiſcht ſind *).

Die Vorſchriften des Kaiſers müſſen wohl ſehr beſtimmt geweſen, er muß des Grafen von Vergennes herzlich müde und höchlich gegen ihn aufgebracht geweſen ſeyn, daß er die Königin ſeine Schweſter dahin brin=

*) Siehe N. VII.

bringen konnte, eine ihres Charakters und ihres Ranges ſo unwürdige Rolle zu ſpielen.

Wir ſind jetzt an den Punkt gekommen, wo es, um das Betragen der Königin von manchen Seiten in ein milderes Licht zu ſtellen, nothwendig iſt, zu zeigen, daß ungefähr um dieſe Zeit der Briefwechſel, der, wie ich ſchon Gelegenheit gehabt habe zu ſagen, zwiſchen dem Kaiſer und dem Kardinal angefangen hatte, auch auf die Königin ausgedehnt ward, und daß die große Negotiation, von der ich nachher werde reden müſſen, nun eröfnet werden ſollte. Weit mehr dieſen Betrachtungen, als dem wenigen, was ich bey der Königin Majeſtät vermogte, muß man die Zuſammenkunft zuſchreiben, die man für mein Werk hielt, und über die ich ſelbſt erſtaunte. Es ſchien ſo gar, als wünſchte die Königin, ich möchte glauben, der Kardinal habe alles mir zu danken. Mein Einfluß ſchien in demſelben Maße zu wachſen, als der Kardinal Höfnungen gewann, alles das wieder zu erlangen, was er verloren hatte. Die Königin fuhr fort mich mit Wohlthaten zu überſtrömen, und mit jedem Tage ſchien das Vertrauen deſſen ſie mich würdigte, zu wachſen. Ich war in der That eine wichtige Perſon geworden; denn da die Königin mit Feinden des Kardinals umgeben war, ſeit ſie Urſachen hatte, ihn öffentlich mit Achtung zu behandeln, und insgeheim ihm Gunſtbezeigungen zu machen; ſo konnte ſie unmöglich eine paſſendere Perſon für ihre Plane finden, die mit den meinigen ſo vollkommen zuſammenſtimmten, und auf nichts

anders

anders als die Erhebung des Kardinals gerichtet waren.

Die Königin unterließ nie, mir Verſchwiegenheit zu empfehlen; aber die Dazwiſchenkunſt anderer Perſonen war ſo häufig, daß ich trotz aller meiner Vorſicht zuweilen nicht vermeiden konnte, entdeckt zu werden: und die Menge der Perſonen, welche nach mir fragten, überzeugte mich hinlänglich, daß ich ſo manche ſelbſtgeſchaffne Vertraute hatte, die ich nie dazu gemacht. Ich war genöthiget, in beſtändiger Bewegung zu ſeyn, ſo viel gab es der Briefe von beyden Seiten. Ich habe erlebt, daß der Kardinal ihrer viere an Einem Tage ſchrieb.

Ich habe bereits bemerkt, daß ich nur das abſchrieb, was mir in irgend einer Rückſicht merkwürdig ſchien. Ich übergieng z. B. den Brief N. VIII. nicht. Das beweißt, wie weit meine gedungnen Verläumder von der Wahrheit abſchweiften, die es wagen konnten zu behaupten, ich hätte die Briefe, die ich dem Kardinal von der Königin brachte, ſchmieden laſſen. Nicht zu gedenken, daß es abgeſchmackt ſeyn würde zu vermuthen, der Prinz hätte die Handſchrift der Königin nicht gekannt, ſo wird man doch wenigſtens geſtehen, daß ich, geſetzt ich hätte ihm hierin einen ſo groben Betrug geſpielt, ihn doch unmöglich glauben machen konnte, daß „ihm die Königin zugelächelt, und ihm öffentlich Zeichen eines Verſtändniſſes gegeben.“ Dieß iſt die Sprache des erwähnten Briefes. Ich kann ihn dem Prinzen nicht diktirt haben; — ich kann nicht ſtatt ſeiner geſchrie-

geſchrieben haben; ich kann nicht ſeine Augen bezaubert und ihn glauben gemacht haben, daß die Königin ihn angelächelt, wenn ſie wirklich nicht lächelte; daß ſie ihm öffentlich Zeichen eines Verſtändniſſes gegeben, wenn keine ſolche Zeichen öffentlich gegeben wurden. Wenn er ſagt, er ſey der glücklichſte Sterbliche, ſeit er dieſes Lächeln, dieſe Zeichen eines Verſtändniſſes geſehen, ſo iſts deswegen, weil er das alles wirklich mit ſeinen eigenen Augen geſehen.

Es iſt bekannt, daß ich mit dem Scharlatan Cagliostro nie den geringſten Verkehr gehabt, und daß ich folglich die Betrügereyen, die er brauchte, um mit des Kardinals Leichtgläubigkeit zu ſpielen, nicht unterſtützt habe. Die Königin hatte gelächelt, hatte die Miene der Gnade angenommen; die Königin war alſo zu der Zeit, von der ich ſpreche, von ihren Vorurtheilen gegen ihn befreyt, oder gab vor, es zu ſeyn. Ich hatte folglich den Kardinal nicht betrogen, wenn ich ihm erſt Hofnung und nachher die Verſicherung von dieſer günſtigen Veränderung ihrer Geſinnungen gab. Ich hatte Zugang zur Königin; ich hatte einigen Antheil an ihrem Vertrauen, und ſchon lange, bevor ſie geruhete dem Kardinal zu lächeln und ihm öffentlich Zeichen eines Verſtändniſſes zu geben, hatte ich ihm geſagt, daß das ihre Abſicht wäre, nur daß ſie einen Anſchein von Rückhalt beyzubehalten wünſchte, um die Verſöhnung, in die ſie willigte, zu decken. Diejenigen alſo, welche geſagt haben: ich hätte vorgegeben Einfluß zu haben, ich hätte Briefe geſchmiedet, ich hätte keinen Zugang

zur

zur Perſon der Königin gehabt, waren Verläumder; und was war ſie ſelbſt die ſtolze Oeſterreicherin, wenn ſie, in demſelben Augenblicke, da ſie den Kardinal mit dem ganzen Grimm der erzürnten Majeſtät überſchüttete, in Gegenwart des Königs ihm leugnen konnte, mich je gekannt zu haben? Ich hoffe der Leſer wird, wenn ich an dieſen jammervollen Theil meiner Erzählung komme, ſich gefälligſt dieſer Anmerkung erinnern, die meine Ungeduld mir jezt vor der Zeit entreißt.

Briefe und Billets giengen in ſchneller Folge hin und wieder, aber die Parteyen kamen nicht perſönlich zuſammen. Der Kardinal ward ungeduldig und ich bey der Königin dringender. Endlich am 15ten May erhielt ich von ihr das Billet N. IX. In dieſem verſpricht die Königin, „ſeinem Verlangen, ſie zu ſehen, nächſtens zu willfahren, und ſagt: „ſie fände darin nichts fehlerhaftes.“ — Gewiß wird man den Theil des Billets nicht mit Gleichgültigkeit leſen können, wo der Königin Majeſtät ſich herabläßt, dem Manne eine Vorleſung über Klugheit und Vorſicht zu halten, den ſie in ihrem erſten Briefe den indiskreteſten Mann nennt. Man muß geſtehen, es iſt äuſſerſt ſonderbar, daß die Königin ſich zur Lehrerin eines Mannes aufwirft, der in einer ſo erhabnen geiſtlichen Würde ſteht. Der Aufſatz N. X. braucht keiner Erklärung. Jedermann verſteht, daß mit dem unperſönlichen Fürwort: **Es**, der König gemeinet iſt, der, weil er von dem Lächeln und den Zeichen eines **Verſtändniſſes** bereits Nachricht hatte, einige verfängliche Fragſtücke vorlegte. Doch

ich

ich will ihn durch voreilige Winke nicht zur Unzeit entwickeln, dieſen „Plan, der gewiß anziehend ſeyn wird.“ Ich werde öfter Gelegenheit haben, von Trianen zu ſprechen.

Der Brief N. XI. giebt einen Begriff von der galanten Beredſamkeit des Kardinals, ſo wie von der nachſichtigen Gefälligkeit der Königin, mit der ſie eine förmliche Liebeserklärung von ihm annimmt. Der Kardinal hatte freylich von allem, was er mir geſagt haben will, nicht ein Wort zu mir geſagt; aber in der Liebe, ſo wie im Kriege iſt ja Liſt erlaubt. So zudringlich ich auch oft in Angelegenheiten des Kardinals der Königin vorgekommen ſeyn mag, ſo würde ich mich doch ſehr gehütet haben, ihr ſolch ſinnloſes Zeug vorzuſchwatzen. Ja, ich hatte mich ſo gar bemühet, ſo oft während des Geſprächs des Kardinals Name erwähnt ward, jeden Ausdruck zu vermeiden, der einen andern Beweggrund ſeines dringenden Anſuchens als ſchuldige Ehrerbietung hätte verrathen können. Zwar hatte die Königin mich mehr als einmal durchſehen laſſen, daß ihr die Beweggründe nicht unbekannt wären, die den Kardinal trieben um die Wiederkehr ihres Wohlwollens zu werben. Aber (ich kann das nicht zu oft wiederholen,) da die Königin ſelbſt ſich von politiſchen Betrachtungen beherrſchen ließ, ſo fand ſie es gar nicht auſſerordentlich, und noch weit weniger nahm ſie es übel, daß von des Kardinals Verfahren der Ehrgeitz die Triebfeder war. Doch dieſe Triebfeder ſey geweſen, welche ſie wolle, ich machte ihm Gegenvorſtellungen,

gen, welche, wie gewöhnlich, fruchtlos waren, und beſorgte meinen Auftrag, d. i. ich gab den Brief ab, gegen deſſen Inhalt ich mein Mißfallen nicht verhelt hatte. Indem die Königin ihn durchlas, beobachtete ich ſorgfältig ihr Geſicht, und erſtaunte über die zufriedene Heiterkeit, mit welcher ſie das ganze unſinnige Gewäſch durchgieng. Aber Ihro Majeſtät haben mich ſeitdem gelehrt, mich über nichts zu wundern.

Da ich mich einmal auf dieſen ſeltſamen Briefwechſel eingelaſſen habe, ſo wird man ſelbſt vermuthen, daß es meine Abſicht iſt, ihn bis zu dem Augenblick fortzuführen, wo zum erſtenmale des unglücklichen Halsbandes Erwähnung geſchieht. Man wird glauben, dies koſtbare Spielding, welches die Veranlaſſung allgemeinen Geſprächs und allgemeiner Muthmaßungen geworden, ſey der einzige Gegenſtand dieſer Blätter. Ich würde mich auch wirklich darauf eingeſchränkt haben, wenn es mir nicht nothwendig geſchienen hätte erſt die Umſtände zu erzählen, welche vor dieſem Geſchäfte hergiengen und die ſchreckliche Kataſtrophe herbeyführten, die darauf folgte: denn es iſt ausgemacht, daß neun Perſonen unter zehnen, die ſich von dieſer verwickelten und unglücklichen Sache einen Begriff zu machen ſuchten, bloß weil ſie die Verkettung dieſer Umſtände nicht wußten, entweder ſich in einer labyrinthiſchen Verwirrung befanden, oder die nachtheiligſten Begriffe von meinem Betragen aus den verſchiedenen Schmähſchriften geſchöpft, welche die Lohnknechte des Hauſes Rohan gegen mich ins Publikum geſchickt.

Aus den angeführten Urſachen wird man mich hoffentlich entſchuldigen, daß ich fortfahre über die einzelnen Umſtände dieſes Briefwechſels das erforderliche Licht zu verbreiten; und man wird finden, daß Dinge die an ſich auf den erſten Anblick ſehr unbedeutend ſcheinen mögen, dadurch wichtig werden, daß ſie mich und folglich alle diejenigen mit angehen, die einen Beruf in ſich fühlen, die wahre Beſchaffenheit dieſes geheimnißvollen Vergangs zu wiſſen.

Der Aufſatz N. XII. giebt Anlaß zu Betrachtungen von einer ſehr ſonderbaren Art. Ein Brief eines Edelmanns vom höchſten Range, des Großalmoſeniers von Frankreich fängt an mit den Worten: der **Wilde**! — — welche von der Königin, wie man vorausſetzt, verſtanden werden. Da niemand als die Königin, der Kardinal, dieſer **Wilde** und ich die Bedeutung dieſes Ausdrucks kennen, ſo iſts wohl nicht undienlich, den Uneingeweihten zu ſagen, daß dieſe Benennung der Ekelname eines unbedeutenden Mannes war, der nur wenigen unter dem Titel eines **Baron von Planta** bekannt iſt, des Kardinals Gelegenheitsmacher, um nicht Voltaires ſpashaften Ausdruck: des **Prinzen Freund**, zu brauchen. Man wird in der Folge ſehen, daß er an des Kardinals gefährlichen Abentheuern ſeinen Antheil hatte.

Wenn man dieſen Brief durchlieſt, iſt es wohl möglich ſich einer Empfindung, wo nicht des Unwillens, doch des höchſten Erſtaunens, zu erwehren? Man ſieht eine mächtige Königin, in jedem andern Betracht

ſo ſtolz, durch unredliche Politik dazu verdammt, ſolche Unſchicklichkeiten, — um nicht zu ſagen, ſolche Niederträchtigkeiten — ungeſtraft zu dulden. So ekelhaft indeß die Sprache dieſes Briefes iſt, ſo ſieht man doch ganz deutlich, daß die Königin ſehr wohl wußte, dieſer Baron von Planta habe ſo wohl als ich an dem Geheimniß Theil, und daß ihr dieſes nicht nur nicht anſtößig war, ſondern daß ſie ſogar geruhete, ihm ein gnädiges Geſicht zu machen, oder, wie der Kardinal es ausdrückt, ihm Zeichen eines Verſtändniſſes zu geben. Man muß in der That geſtehen, daß die Königin mit dieſen Zeichen ſehr verſchwenderiſch war. Ich verſtand ſie ganz wohl, und ſie dünkten mich wirklich bezaubernd. Auch wundere ich mich nicht, daß ſie dem armen Baron das Gehirn verrückten: geringere Gunſtbezeugungen von ſolch einer Hand, wären hinreichend geweſen, jedem Andern den Kopf zu verdrehen.

Die Ordnung der Zeitfolge führt mich nun zu einer Periode, wo ich nicht umhin kann umſtändlicher zu ſeyn, als bey den bisherigen. Ich erſuche den Leſer ſehr ernſtlich, bevor er eine Zeile weiter gehet, den Aufſatz N. XIII. aufmerkſam durchzuleſen. Er iſt die buchſtäbliche Abſchrift eines Briefes, den der Kardinal an die Königin unmittelbar nach der Scene ſchrieb, in welcher Mademoiſelle Oliva die Rolle ſpielte, von der in meinem Verhör ſo viel die Rede war.

Wenn meine Erzählung ſich zu Ende neigen wird, wenn die mancherley Ränke entwickelt und jedermanns

Augen

Augen dargelegt ſeyn werden, durch welche man mich hindern wollte Umſtände bekannt zu machen, die ein nachtheiliges Licht auf die Königin werfen möchten: dann wird man verſtehen, warum das, was ich jetzt über den ſeltſamen Vorfall erzählen werde, ſo weſentlich von demjenigen verſchieden iſt, was darüber im Verhör ausgeſagt worden.

Die Urſach dieſes Unterſchiedes iſt folgende. Man bemühte ſich damals mich zu bereden, ich ſetzte mein Leben in Gefahr, wenn ich die Wahrheit ſagte; und jetzt bin ich überzeugt, ich opfere meine Ehre auf, wenn ich die Wahrheit nicht ſage. Ich muß alſo hiermit feyerlich vor der ganzen Welt erklären und verſichern, daß in Betreff des unglücklichen Juwels ſo wohl, als andrer noch zu erzählenden Vorfälle, ich alles was vor meinen Richtern geſagt worden, ſo wie alles was ich ſelbſt vor ihnen geſagt habe, für unwahr erkenne. Und dieſe Erklärung wird man nicht mehr auſſerordentlich finden, wenn man bedenken will, daß ſie die Aeuſſerung einer Seele iſt, die jetzt nicht mehr die Feſſeln der Unterdrückung fühlt, damals hingegen von Furcht und Schrecken geängſtet war, und unter dem Schwerdt der Tyranney und der Ungerechtigkeit zitterte.

Eines Tages, als der Kardinal und ich über einen delikaten Punkt verhört wurden, den aus Achtung für die Königin keiner von uns aufzuklären Willens war, ſagte ich etwas, das mit der Wahrheit freylich nicht beſtehen konnte. Ach! Gräſin, (ſagte der Prinz), wie können Sie wiſſentlich etwas falſches ausſagen? Dies, wie

alles übrige, Gnädiger Herr, antwortete ich. Sie wiſſen ja, daß, ſeit dieſe Herren uns Fragſtücke vorgelegt, weder Sie noch ich ihnen ein einziges wahres Wort geſagt haben.

Auch konnten wirs möglicher Weiſe nicht. Die Fragen, die man uns vorlegte, waren vorher aufgeſetzt, oft auch die Antworten darauf, und wir waren genöthiget unſre Ausſagen nach einem gegebenen Zuſchnitt einzurichten, oder den Tod in der Baſtille zu erwarten. Dies wars, was unſer Gericht uns unabläſſig vorſtellte. Man urtheile nun über die Zuverläſſigkeit einer Reihe gerichtlicher Ausſagen, wo jede Frage dergeſtalt berechnet war, daß ſie eine zum voraus beſtimmte Antwort hervorbringen mußte! Mit Einem Wort, alles, was ich jetzt, wo ich ganz unbefangen bin, über die Rolle welche die Königin in dem unglücklichen Vorgange ſpielte, zu ſagen habe, war mir zur Zeit meines Verhörs nicht auszuſagen erlaubt. Daher die falſchen Begriffe, welche das Publikum ſich gemacht, daher die Schwierigkeit, mit der Wahrheit dieſen Lügen entgegen zu arbeiten; daher der Vortheil, den meine Verläumder haben, wenn ſie ſagen, ich müßte entweder zur Zeit meines Verhörs, oder jetzt zur Lüge geſtempelt ſeyn.

Aber ich hoffe dennoch mit einem einzigen Wort ihre Bosheit zunichte zu machen. Damals ſah ich nichts weiter vor mir, als falſche Ausſage oder Tod von der Hand des Henkers; jetzt muß ich entweder die Wahrheit ſagen, oder ſterben durch meine eigne Hand; denn ich bin durch

aufge-

aufgebürdete Schandthaten zur Verzweiflung gebracht. Hier iſt nichts weiter übrig für mich als Tod, oder die klarſte Rechtfertigung.

Ich habe nun die ehrgeitzigen Entwürfe, und die politiſchen Betrachtungen hinreichend auseinander geſetzt, welche zwey Weſen zuſammenbrachten, die ſich übrigens gegenſeitig verachteten und verabſcheuten; es iſt nur übrig zu bemerken, daß ich als Zeuge alles deſſen, was vorgieng, als Vertraute beyder Parteyen ganz offenbar ſah, daß bloß der Dämon der Politik ſie hinderte, zu offenbaren Feindſeligkeiten gegen einander zu ſchreiten. Es war nur allzubekannt, wie wenig zurückhaltend der Kardinal in ſeinen Reden über die Königin war, und noch geringer war ſeine Zurückhaltung gegen mich. Von der andern Seite ließ mich die Königin von Zeit zu Zeit merken, daß ſie um ſeine vergangnen und gegenwärtigen Unvorſichtigkeiten wüßte. Die Prinzeſſin von Guemenée hatte ihre Seele mit unüberwindlichen Vorurtheilen angefüllt, und ſie beynahe beredet, der Zweck von dem Verfahren des Kardinals und von allen ſeinen Anſtalten wäre: Ihro Majeſt. bloß zu ſtellen. Eines Tages ſagte die Königin in einer unſrer Unterredungen, indem ſie von dem Kardinal ſprach, zu mir: Sollten Sie es wohl glauben? dieſen Morgen hat eine glaubwürdige Perſon, die ihn genau kennt mich verſichert, er wäre mein ärgſter Feind. Ich hörte mit Verwunderung zu, und es that mir weh; denn nun verzweifelte ich faſt daran, daß es mir jemals gelingen möchte, zwey Weſen,

 die

die ſo abgeneigt von einander waren, zu dem harmoniſchen guten Vernehmen zu bringen, welches zu ihren beyderſeitigen Abſichten ſo nothwendig war. Indeß drang der Kardinal in mich; und ich bemerkte, daß ſeit einiger Zeit die Königin nicht mehr abwartete, daß ich ſeiner gegen ſie erwähnte, ſondern daß ſie oft die erſte war, die ihn nannte, und Fragen that, die, ſo unbedeutend ſie dem Scheine nach waren, doch offenbar den Zweck hatten, das Geſpräch auf ihn zu leiten.

Ehe noch der Oliva Erwähnung geſchahe, führte die Königin mich verſchiedenemale auf eine delikate Materie, der ich immer auszuweichen geſucht hatte. Es iſt gewiß, daß ſie mich gern zu einer beſtimmten Erklärung bringen wollte, was für Geſinnungen, meiner Meinung nach, der Kardinal wirklich gegen ſie hätte, oder was für Aeuſſerungen darüber ich in ſeinen Geſprächen, in den Stunden vertraulicher Mittheilung von ihm gehört hätte. Da ich wußte, daß ich ihr Briefe gebracht hatte, welche Geſinnungen enthielten, die, obgleich von denen, die er wirklich hegte, weit entfernt, doch in einer Sprache dargelegt waren, die keinen Mißverſtand mehr zuließ; und da ich, wie ſchon geſagt, bemerkt hatte, daß die Königin dieſe Briefe ohne irgend ein Merkmal von Mißbilligung durchgeleſen; ſo glaubte ich, am Ende die Aeuſſerung wohl wagen zu dürfen, ich hielte dafür, der Prinz habe die lebhafteſte Leidenſchaft für ihre Perſon.

Eines

Eines Tages alſo, da ſie hierüber in mich drang, ſagte ich ihr, ich getraute mir für die Aufrichtigkeit des Kardinals, ſelbſt bey Verluſt ihrer Gnade zu ſtehen. „Seyn Sie nicht zu raſch, fiel ſie mir ein; — der Kardinal ſoll mir wirklich die Aufrichtigkeit ſeiner Verſicherungen noch erſt erweiſen. — Und geſetzt ich traute ihm: ſo ſagen Sie mir doch, was ſind am Ende ſeine Abſichten? Er durfte ſich doch nie auf einen günſtigen Blick Hoffnung machen, und — ich habe ihm verziehen. Er ſchreibt mir; — ich antworte ihm — nachdem ich kaum ſo viel Zeit gewonnen, mich von der ungünſtigen Meinung loßzumachen, die ich von ihm zu faſſen mich genöthiget ſah, und — er beſteht darauf, eine Zuſammenkunft unter vier Augen zu verlangen. Wozu denn das? Etwa, um die alten Geſchichten wieder aufzuwärmen, die er über ſeinen Aufenthalt zu Wien geſchmiedet hat? — Wiſſen Sie etwa, was er mir zu ſagen hat? — Sieht er noch den Herzog von Lauzun, den Prinzen von Luxemburg? — Steht er mit der Fr. v. Brionne auf einen guten Fuß? — Beſucht er noch das Haus der Fr. v. Marigny? — Man ſagt, er ſieht ein junges Frauenzimmer, — St. Leger heißt ſie, — die für ſehr hübſch gehalten wird.“

Nach einer Menge noch andrer Fragen, die ohngefehr auf daſſelbe hinausliefen ſchien die Königin ſich auf einen Augenblick zu ſammeln; und darauf nahm ſie das Geſpräch wieder auf, und fuhr folgendergeſtalt fort: „Ich habe Sie bey verſchiedenen Gelegenheiten hinreichend merken laſſen, wie viel Urſachen ich habe,

mich über den Kardinal zu beklagen. Obgleich ich ihm verziehen habe, ſo habe ich es doch nicht über mich erhalten können, ſein vormaliges ſchlechtes Betragen, wovon ich unwiderſprechliche Beweiſe in Händen habe, zu vergeſſen. Auch kann ich meine Augen vor einem ganz neuerlich gegebnen Beweiſe von Schuld, der meine höchſte Mißbilligung verdient, nicht verſchlieſſen. Aus dem, was Sie ſelbſt mir geſagt, erhellet, daß er ſichs vorgenommen hat, Geſinnungen gegen mich zu affektiren, die um deſto beleidigender ſind, je weniger er dazu aufgemuntert worden. Sie ſind nicht die einzige Perſon, die er mit ſeinen eitlen Träumen unterhält. Der Herzog von Lauzun, und der Prinz von Luxemburg, die ich ſo eben abſichtlich nannte, machen ſich luſtig darüber. Schon oft iſt mein Name im Hotel von Soubiſe auf eine ſehr ungeziemende Art genennet worden, und ich weiß, daß eine Menge Leute durch ſein öffentliches Gerede getäuſcht ſich einbilden, ich erlaube geheime Zuſammenkünfte. Wie! ich ſollte meiner ſelbſt ſo ſehr vergeſſen, einem Manne von ſolcher, jedermann bekannten Indiskretion geheime Beſuche zu geſtatten? Einem Manne, der ſichs herausnimmt, mir romanhafte Briefe zu ſchreiben? und der zu dieſer Thorheit gewiß noch größere Ausſchweifungen hinzufügen, ſich mir zu Füſſen werfen, mir von Liebe vorſchwatzen, und vielleicht ſeine Uebereilungen und ſeinen Wahnwitz noch weiter treiben würde? Ich ſage Ihnen noch einmal, ich habe ihn in Verdacht, und ich kann mir ein ſo ſonderbares Betragen nicht anders erklären, als durch einen angezettelten Plan, mich blos zu ſtellen;

und

und hätte ich nicht einige beſondere Urſachen, ihm meine wahren Geſinnungen zu verbergen, ſo würde ich Ihnen verbieten, mir ihn wieder zu erwähnen, und noch mehr ſich mit ſeinen Briefen zu beladen; ja ich würde Ihnen auch befehlen, ihn meinen Willen wiſſen zu laſſen."

Ich beſann mich freylich, daß dieſe Umſtände mir gar wohl bekannt waren; allein die Königin hatte beſondere Urſachen, mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben, und ich ſahe wohl, wie dringend dieſe Urſachen waren. Wenn Ihro Majeſtät, antwortete ich, mir erlauben wollten, die Sache des Abweſenden zu führen, ſo würde ich mir die Freyheit nehmen zu bemerken, daß von dem Augenblick an, da Sie die Güte gehabt, das ehemals vorgefallene zu verzeihen, die Ihrem Herzen natürliche Großmuth auch verlangt, alle Erinnerungen daran fahren zu laſſen. Ihro Majeſtät jetziger Tadel iſt nicht das Werk Ihres eigenen Gefühls, ſondern iſt durch den vergifteten Stachel des Neides und der Bosheit gereitzt. Wenn ich es gewagt habe, Ihro Majeſtät von der Beſchaffenheit der Geſinnungen, die meiner Meynung nach, der Kardinal gegen Sie hegt, einen Begriff zu machen, ſo habe ich ſie als mit der tiefſten Ehrerbietung beſtehend beſchrieben. Vernunft und Ueberlegung geben dieſer letztern Empfindung das Uebergewicht über jede andere in ſeiner Seele; die erſtere iſt unwillkührlich und alle Männer, die das Glück haben, Sie zu ſehen, müſſen ſie in ſich fühlen, wie er. Die Erzählungen über ſeine vorgegebnen

 Unvor=

Unvorſichtigkeiten können nichts anders als verläumderiſches Geſchwätz ſeyn, darüber wollte ich wohl die heiligſten Verſicherungen wagen: und zwar deswegen, weil ich ihn nie anders als in Ausdrücken der Bewunderung von Ihro Majeſtät habe ſprechen hören; und gewiß, er iſt nicht zurückhaltend gegen mich."

Hier ging die Königin in ihrem Zimmer ein paarmal auf und ab, kam wieder zu mir mit einem gedankenvollen Blick und ſagte: „Ich habe eben einen Einfall. — Sagen Sie mir doch, was für weibliche Bekanntſchaften haben Sie hier gemacht? Nennen Sie mir einige Ihrer vertrauten Freundinnen. — Ich habe meine Urſachen, warum ich Ihnen dieſe Frage thue."

Nachdem ich verſchiedene Perſonen genannt, mit denen ich mehr oder weniger in Verbindung war, ſagte ſie zu mir: Glauben Sie wohl über eine dieſer Frauenzimmer ſo viel zu vermögen, daß Sie ſie dahin brächten, etwas zu thun, das ich ſo gleich vorſchlagen will? — Sie wollen mich doch durchaus bereden, dem Kardinal eine Zuſammenkunft zu erlauben; — aber ich habe meine Urſachen, eine Zuſammenkunft zu fürchten. — Ich werde nicht eher ruhig ſeyn, bis ich ihn auf die Probe geſtellt habe. Ich will mir gefallen laſſen, ihn zu ſehen, ohne ihn zu ſehen. — Ich weiß nicht, ob Sie mich völlig verſtehen? — Ich wünſchte zum voraus von ſeinem Betragen verſichert zu ſeyn, ehe ich ihm wirklich eine Zuſammenkunft geſtattete. Wäre es nicht möglich, unter Begünſtigung der Dunkelheit, irgend eine andere Frau an meine Stelle zu ſetzen, mit welcher der Kardinal

einal ſich unterhalten könnte, indeß er zugleich glaubte alles das an mich ſelbſt zu richten? Ich könnte nahe genug ſeyn, um die ganze Unterhaltung mit anzuhören. Alsdann würde ich wiſſen, was wegen der wirklichen Zuſammenkunſt zu thun wäre; ich würde ſie ihm bewilligen oder verſagen, je nachdem ſein Betragen dabey ausfallen, und er ſie verdienen oder nicht verdienen würde. Kennen Sie unter den Damen, die Sie genennet haben, keine, die ſich gefallen ließe, mir dieſen kleinen Betrug ſpielen zu helfen, den mir die Klugheit an die Hand giebt? Die Sache mag vielleicht mehr Ueberlegung erfodern, als ich noch Zeit gehabt habe, darauf zu verwenden. — Kommen Sie morgen wieder, dann wollen wir ausführlicher darüber ſprechen."

Als ich dieſem Befehle zufolge am folgenden Tage wieder zu ihr kam, hatte ſie die Ausführung dieſes Plans feſt beſchloſſen. Die Sache war in ihren Augen ſo ſpaßhaft, daß ſie, wenn ſie ganz allein war, in ein unwillkührliches Lachen darüber ausbrach. Zur Schauſpielerin in dieſer Farce, die ihre Perſon vorſtellen ſollte, hatte ſie die Baroneſſe von Cruſſol auserſehen, die ich öfters ſah, und die in der That fähig war, den Betrug ſehr ſcheinbar zu machen; aber ich ſtellte ihr vor: ſo ſehr auch jedermann wünſchen würde, etwas thun zu können, das ihr Vergnügen machte, ſo zweifelte ich doch, ob die Baroneſſe von Cruſſol den Vorſchlag eingehen könnte, ohne vorher ihren Mann darüber zu fragen; ein Umſtand, der nicht der angenehmſte wäre. Auſſerdem, bemerkte ich, ſchiene mir die ſehr natürliche

Furcht

Furcht von dem Kardinal entdeckt und über dem Betruge ertappt zu werden, eine unüberwindliche Schwierigkeit zu ſeyn. — In dem Falle, fiel mir die Königin ins Wort, würde ich ſelbſt hervortreten und ſie aus der Sache ziehen. Sagen Sie ihr nur, ſie würde mich recht ſehr verbinden, wenn ſie mir den Gefallen thäte.

Dieſer Ausdruck war völlig ſo gut als ein Befehl. Ich beſtand alſo nicht länger auf meinen Einwendungen, ſondern verließ die Königin mit dem Verſprechen mein Beſtes zu thun, um ihr Verlangen zu erfüllen.

Mein Gemahl hatte damals von der ganzen politiſchen Intrige zwiſchen der Königin und dem Kardinal noch nicht die geringſte Kenntniß; er wußte blos, daß ich Zugang zur Königin hatte, und daß ich ihrer Freygebigkeit den Ueberfluß verdankte, an welchem er Theil nahm. Der Kardinal empfahl mir, aus Gründen, die ich nie unterſucht habe, Verſchwiegenheit gegen Herrn von la Motte. Bis jetzt hatte ich dieſen Rath pünktlich befolgt; aber weiteres Nachdenken über den ſeltſamen und grillenhaften Plan der Königin und über den unzuverläßigen Charakter der dazu erſehenen Perſon, nebſt einer Menge anderer triftigen Gründe, bewogen mich, in einer ſo mißlichen Sache ihn um Rath zu fragen, und ihm den ganzen Handel zu erzählen. Er ward blaß, indem er mich anhörte, und ſeine ganz beſtimmte Weigerung, in eine Intrige verwickelt zu ſeyn, die er gefährlich nannte, brachte mich gar ſehr außer Faſſung. Ich beſtand feſt auf meinem Entſchluß, und mit mei-

meiner Beharrlichkeit und ein wenig Ueberredung machte ich ihm am Ende begreiflich, daß ſein und mein Glück von der Königin abhinge, und daß wir mit blindem Gehorſam in alles willigen müßten, was ſie verlangte. Ich beſinne mich noch, daß wir die ganze Nacht mit der Ueberlegung zubrachten, ob ich es wagen oder nicht wagen ſollte, meinen Auftrag an die Baroneſſe von Cruſſol auszurichten. Alle Umſtände gehörig erwogen, waren wir darin einig, daß es für uns ſelbſt gefährlich ſeyn würde, ſie mit in den Handel zu ziehen. Ihre Familie, von Seiten des Ehrgeizes bekannt, konnte die Gelegenheit wahrnehmen, uns zu verdrängen. — Es laſſen ſich vielleicht Wege finden, ſagte Graf von la Motte, die Königin zu befriedigen, ohne irgend jemand in Gefahr zu ſetzen; aber ich werde mich darüber nicht eher erklären, bis wir eins ſind, den Kardinal um das Geheimniß wiſſen zu laſſen. Ich willigte ein, und erzählte ihm alles was vorgegangen war, und was wir noch vorhätten. Ich ſagte ihm, es wäre dies eine Probe, die er entweder aushalten, oder alle Hofnungen auf eine Zuſammenkunft aufgeben müßte. Nachdem er ein Weilchen geſchwiegen, platzte er in ein lautes Gelächter aus. — „Wie in aller Welt, ſagte er, kann die Königin ſich einbilden, daß ich mich auf eine ſo grobe Art werde betrügen laſſen? — Doch es ſey drum! Ich will mir alles gefallen laſſen. Wenn ſie denn ſo verliebt in eine Farce iſt, ſo müſſen wir ihr eine ſpielen. Und ſeyn Sie verſichert, ſie ſoll nie erfahren, daß ich darum gewußt habe, und ich will meine Rolle ſo ſpielen, daß es ihr gewiß nicht einfallen

ſoll, etwas anders zu glauben, als ich ſpiele ſie im Ernſt."

Nachdem nun mit dem Kardinal alles abgeredet war, blieb nur noch übrig, ein weibliches Weſen zu finden, das unſern Abſichten entſpräche. Mein Gemahl nahm es über ſich, eine Perſon ausfindig zu machen, die ſich bewegen ließe für Geld zu thun, was, dem erſten Plane nach eine andere aus Ehrgeiz hatte thun ſollen. Der Zufall kam ihm dasmal beſſer zu Statten, als alle ſeine Nachforſchungen hätten thun können. Schon am folgenden Tage, als er aus dem Königl. Schloßgarten kam, und eine Treppe von einigen Stufen hinaufſtrat, welche aus einem engen finſtern Durchgang nach der Straſſe führte, bemerkte er eine Frauensperſon, anſtändig gekleidet, die ein Kind von fünf oder ſechs Jahren an der Hand hatte. Da er ſahe, daß ſie durch die auf und abſteigende Menge herumgeſtoßen ward, bot er ihr ſeine Hand an, die ſie ausſchlug; indeß half er dem Kinde die Treppe hinauf, und erbot ſich oben noch einmal, auch die Mutter wohlbehalten nach Hauſe zu bringen. Dieſen Vorſchlag nahm ſie nach einigem ſcheinbarem Widerſtreben an. Er gieng alſo mit ihr in ein Wirthshaus *), in welchem ſie wohnte, und merkte bald aus ihren Geſprächen, daß ſie wohl ungefähr ſo ein Weſen ſeyn möchte, als er ſuchte. Einige Winke, die ſie fal-

len

*) Hôtel garni, eins der Wirthshäuſer, worin man blos wohnt, aber nicht geſpeiſt wird.

len ließ, daß ihre Umſtände nicht die beſten wären, gaben hinreichend zu verſtehen, daß ſie gegen einen Antrag, wobey etwas zu verdienen wäre, nicht taub ſeyn würde. Nachdem er mir von ſeiner Entdeckung Nachricht gegeben, vermochte ich ihn, noch einmal zu ihr zu gehen, und ſich ihrer durch ein Geſchenk zu verſichern. Das that er, knüpfte das vorige Geſpräch über ihre kleinen Bedürfniſſe wieder an, und erfuhr, daß für jetzt mit einer Summe von 300 bis 400 Liv. alle ihre Wünſche erfüllt seyn würden. Er ergrif ſogleich dieſe Gelegenheit, und ſagte ihr, er wolle nicht nur ihr dieſe Summe leihen, ſondern auch ihr eine weit beträchtlichere verſchaffen, fals ſie Luſt hätte, bey einem kleinen Streich, den man einer gewiſſen Perſon ſpielen wolle, eine Rolle zu übernehmen. Auf ihre Frage, worin die Sache beſtünde? erzählte er ihr: er ſey ein verheyratheter Mann; die Königin bezeige ſeiner Frau viel Gnade und Vertrauen; Ihro Majeſt. wünſchten einem der Herren am Hofe einen kleinen Streich zu ſpielen, hätten den Plan dazu ſeiner Frau mitgetheilet und ihr aufgetragen die ganze Ausführung deſſelben zu beſorgen; um nun die Sache zu Stande zu bringen, brauche ſie ein weibliches Weſen, das ſie in Ihro Majeſt. Stelle ſetzen könne; ſie, Mamſel Oliva, ſchiene vollkommen zu dieſer Rolle gemacht, und wenn ſie nichts dagegen habe, wolle er noch denſelben Abend ſeine Frau zu ihr führen, mit der ſie weiter über die Sache ſprechen könne. Da ſie ihm völlig geſtimmt ſchien, alles zu thun, was man von ihr verlangen würde, ſo verließ er ſie und erinnerte nur noch, daß die geringſte

Unvor-

Unvorſichtigkeit ihren Untergang herbeyführen würde.

Denſelben Abend alſo verfügte ich mich der Abrede gemäß mit meinem Gemahl zu ihr ins Haus; ich gab ihr einige Anweiſungen über das, was ſie zu thun hatte, und wir verließen ſie, indem wir einen Beutel mit 400 Livres auf ihrem Tiſch ließen Am folgenden Tage holte ſie der Graf in ſeinem Wagen ab und führte ſie nach Verſailles. Ich war des Morgens früh vorangegangen; ſie kamen mit einbrechender Dämmerung dort an, aber ich ſagte ihnen, daß die Königin, da ſie nicht zeitig davon Nachricht gehabt, die Zeit auf den folgenden Abend um halb 12 Uhr beſtimmt habe. Ich hatte die Königin kaum eine Minute lang ſprechen können, weil ihre Gegenwart der Etikette gemäß anderswo nothwendig war, ſo daß ich, wie ich mich noch beſinne, nichts weiter zu ihr ſagen konnte, als: **Es iſt alles fertig**, worauf ſie antwortete: **Morgen, um dieſelbe Zeit.** Am folgenden Tage aber hatte ich die Ehre ſie Vormittags noch einmal zu ſehen, und ihr zu erzählen, wie das Glück uns die Oliva zugeführt, worüber ſie herzlich lachte. Sie wählte darauf mit mir den Ort der Scene: weil ich aber die Beſchaffenheit des Bodens weit weniger als ſie ſelbſt kannte, ſo ging ich hin, um ihn in Augenſchein zu nehmen, und bewog den Kardinal mich zu begleiten, um die verſchiedenen Stellungen ausfindig zu machen, ſo daß die Königin von dem Platze, den ſie für ſich gewählt hatte, alles hören könnte. Um die Scene verſtändlich zu machen,

chen, müſſen wir nothwendig die Schaubühne ein wenig verzeichnen. Dazu war ein Baum an dem untern Ende des Grasplatzes auserſehen. Dieſer Baum iſt nach der linken Seite hin, von wo ein Fußſteig zu ihm führt, mit einer Hecke von Pfaffenholz eingeſchloſſen, die an ein ſtarkes hölzernes Gitterwerk gelehnt iſt; innerhalb dieſer Hecke iſt, um drey Fuß näher nach dem Baume noch eine andere gezogen, ſo daß der Raum zwiſchen den beyden Hecken ein Gang wird, der rund um die innere Einzäunung herumgeht, ohne zum Baume ſelbſt zu führen. Jede der Einzäunungen hat ihren beſondern Eingang, und zwar ſind die Eingänge an entgegengeſetzten Seiten. Die Königin nahm ihren Platz in dem Gang zwiſchen den beyden Gittern, welche an dieſer Stelle ſo dicht werden, daß ſie keinen Durchgang und keine Gemeinſchaft mehr verſtatten. Sie hatte Mamſel Dorvat bey ſich. Der Kardinal, der vorher den Ort unterſucht, hatte ſeinen Platz dicht an der Hecke gewählt, und eben dahin führte mein Gemahl die Mamſel Oliva, über die ich hier ein Paar Worte ſagen muß, um die Aufmerkſamkeit des Leſers wieder mit etwas anderem zu unterhalten.

Das arme Mädchen war ſo ſchön geworden, als Menſchenhände ſie machen konnten, und hatte keine Koſten geſparet, ſich im feinſten Geſchmack zu kleiden. Aus den Fragen, die ſie mir that, ſeit ſie in Verſailles war, ſah man leicht, daß ſie irgend ein großes Abentheuer erwartete, und ſich darauf vorbereitet hatte. — „Aber,“ ſagte ſie zu mir, was wird der Herr

alles zu mir ſagen? — — Wenn er mich nun ſo und ſo frägt, was ſoll ich ihm antworten? Wenn er Mine macht, mich küſſen zu wollen, muß ichs erlauben?" Allerdings, antwortete ich. — „Wenn er nun aber noch etwas mehr begehrt?" — Ich denke, das wird er nicht. — — Nichts konnte komiſcher ſeyn, als die Verlegenheit des armen Mädchens, die hauptſächlich nur dafür beſorgt war, daß durch ſie die Sache nicht verrathen werden mögte, weil ſie wußte, die Königin würde eine Zuſchauerin abgeben.

Um die beſtimmte Stunde brachte ich das Signal indem ich der Mamſel Cliva die Roſe gab, welche ſie zufolge der Vorſchrift der Königin dem Kardinal überreichen ſollte. Ich wies ihr eine ſchickliche Stellung an und ging weg. Ich war noch nicht 10 Schritt von der Königin entfernt, als die Furchtſamkeit der Oliva mich über ihr Benehmen ſehr in Sorgen ſetzte. Der Königin mußte es wohl eben ſo gehen, denn ungeachtet aller ihrer Vorſicht und Zurückhaltung konnte ſie ſich doch hier nicht länger halten, ſondern rief ihr zu: „Muthig! ſeyn Sie nicht bange". (Dies bekannte die Oliva nachher in ihrer Ausſage.) Als der Kardinal gekommen war, nahm das Geſpräch ſeinen Anfang. Er, der ganz unbefangen war, weil er um das Geheimniß wußte, gab dem armen Mädchen alle mögliche Aufmunterung, indem er ihr bloß unbedeutende Fragen that, und ſeine ganze Unterredung zu einem bloßen Komplimentengeſpräch machte. Was ſie am meiſten auſſer Faſſung ſetzte, war, daß er von Ver-

zeihung vormaliger Fehler, und von ſeiner Dankbarkeit ſprach, und daß er gute Verſprechungen auf die Zukunft that. Von dem allen konnte ſie den Sinn unmöglich verſtehen, und beantwortete es deswegen aufs Gerathewohl mit einem einſilbigen Ja oder Nein. Der Kardinal legte in dieſe einſilbigen Antworten ſo viel Sinn als er konnte, um ſeine Wonne auszudrücken, und ſagte die artigſten Dinge von der Welt, aber nahm ſich weiter keine Freyheit, als daß er ihren Fuß ſanft aufhob und ihn mit allen Merkmalen der Ehrerbietung küßte. Darauf gab Mamſel Oliva ihm die Roſe, die er an ſeyn Herz legte, mit den Worten: ſie ſolle ihm ein Unterpfand ſeyn, daß er lebenslang bewahren wolle, und „die Roſe der Wonne" *) heiſſen. Hier erinnerte ich mich an die Vorſchriften der Königin. Es war alles geſagt, was geſagt werden ſollte, und es blieb nichts weiter übrig als unbedeutender Schnickſchnack, als ich herbeyhuſchte und ankündigte: Madame und die Gräfin von Artois wären in der Nähe; und damit war denn die Unterredung blitzſchnell abgebrochen. Die Oliva nahm ihren Weg nach der Bank hin, wo mein Gemahl ihrer wartete; der Kardinal gieng zum Baron von Planta, den er in einer kleinen Entfernung zur Wache geſtellt hatte, kam mit ihm zu mir auf meinen Poſten und bewog mich ihn bis jenſeit des Eingangs zu begleiten, hinter welchem er ſich verkroch, um die Königin vorbey gehen zu ſehen. In dem Augenblick

 da

(* Der Kardinal ließ nachher eine Kapſel zu dieſer Roſe machen, und einige Zeit darauf änderte er den Namen eines ſeiner liebſten Spaziergänge im Garten zu Zabern, und nannte ihn den Roſenweg.

da ſie von dem Grasplatz abtrat und den Gang hinauf gieng, der zur Terraſſe führt, verlangte er, ich mögte der Königin nachgehen, und ſie zu ſprechen ſuchen, um zu erfahren, ob ſie mit der Komödie zufrieden wäre. Ich gieng demnach dicht hinter ihr her, und ſtand ſchon vor ihr, als ſie im Begrif war ins Schloß hineinzugehen. Sie nahm mich mit ſich die Treppe hinauf, ſagte mir mit ein Paar Worten, ſie hätte viel Unterhaltung bey der Scene gehabt, machte mir einige Komplimente, und verbot mir dem Kardinal zu ſagen, daß ich an demſelben Abend noch geſehen hätte. Das hatte ich nun nicht nöthig ihm zu ſagen, weil ich bloß ihm zu Gefallen der Königin nachgegangen war, und es würde mir ſehr ſchwer geworden ſeyn es ihm zu verhehlen, da er nebſt dem Baron von Planta am Fuß der kleinen Treppe auf mich wartete. Ein Umſtand, den der Baron bey ſeinem Verhör erwähnte, um damit zu beweiſen, daß ich Zugang zur Königin hatte.

Gott ſieht und hört mich. In ſeiner Gegenwart ſchwöre ich dieſen feyerlichen Eid, daß, wäre ich auch in meinen letzten Augenblicken, ich alles das wiederholen würde, was ich hier geſchrieben habe, weil es reine Wahrheit iſt. Ja ſelbſt in meinem letzten Willen würde ich nicht einen Buchſtaben an dieſer Erklärung ändern, der erſten die ich mit Freymuth habe thun dürfen. Aber vielleicht fragt mancher: iſt es wohl wahrſcheinlich daß eine Königin von Frankreich an ſolchen Armſeligkeiten Gefallen findet? Wenn die Königin von Frankreich das geweſen wäre, was ſie hätte ſeyn ſol-

len

len, oder vielmehr wenn ſie nicht wäre, was ſie wirklich iſt, ſo waren dieſe Blätter nicht geſchrieben, — und ich hätte nicht das ſchmerzliche Geſchäft ſie des ſchwärzeſten Undanks, der anſtößigſten Fühlloſigkeit anzuklagen. Wenn die Königin von Frankreich nicht wäre, was ſie iſt; hätte ich denn für ſie ſeyn, was ein hülfloſer Vogel in der Hand eines muthwilligen Knaben iſt, der, wenn er eine Weile damit geſpielt, ihm eine Feder nach der andern ausrupft, und dann ihn den zerſtörenden Klauen eines Raubthiers hinwirft? — Wäre die Königin von Frankreich nicht das was ſie iſt, würde dies Königreich ein Schauplatz der Anarchie geworden ſeyn? Würde ein unwiſſender Hofmeiſter von Abt*) ein elender Schwätzer, der Bruder eines unbedeutenden Geburtshelfers im Staate das Unterſte zu Oberſt kehren, und ſeine Grundſäulen umſtürzen? **) Es wäre in der That ein bündiger Schluß, wenn jemand behaupten wollte, jede verbrecheriſche Handlung werde unwahrſcheinlich, ſo bald eine Majeſtät die Perſon

 iſt,

*) Der Abt von Vermont.

**) Um dies zu erläutern, würde eine lange Note erfoderlich ſeyn; aber ich bin zu voll von meinem eigenen Gegenſtande, als daß ich mich in politiſche Erörterungen einlaſſen könnte. Ich will bloß denenjenigen meiner Engliſchen Leſer, die das nicht wiſſen mögten, erzählen, daß, als der Dauphin ſich mit der Erzherzogin vermählte, der Herzog von Choiſeul ſich an den Erzbiſchof von Toulouſe (jetzt von Sens) wandte, um einen Erzieher ausfündig zu machen. Der Erzbiſchof gab ihm den Abt von Vermont, welcher zur Dankbarkeit, mit Hülfe der Allgewalt der Königin, es dahin brachte, daß ſein Wohlthäter zum erſten Miniſter auserſehen ward.

iſt, die deren beſchuldiget wird! Jeder der mit der Geſchichte nicht ganz unbekannt iſt, muß wiſſen, daß Thronen vor den ſchwärzeſten Verbrechen, die die Menſchheit entehren, nicht ſchützen. Dieſe Bemerkung über die eben angeführte Beweisart, welche man gegen die bereits erzählten Thatſachen gebraucht, mache ich bloß deswegen, weil von jetzt an noch weit unwahrſcheinlichere Dinge vorkommen werden.

Nachdem ich der Bitterkeit ein wenig Luft gemacht, die durch die Erinnerung an das erlittene Unrecht allemal unwillkürlich und unvermeidlich in meiner Seele entſteht, bin ich wieder ich ſelbſt. Ich muß gerecht ſeyn, — ich habe Fehler begangen und zwar große Fehler, bey dieſer abentheuerlichen romanhaften Geſchichte. Ich verhehle es vor meinem eigenen Herzen nicht, daß es von meiner Seite Untreue gegen die Königin und Mißbrauch ihres Vertrauens war, dem Kardinal von ihrem Projekt vorher Nachricht zu geben; aber ich gehorchte hierin den Vorſtellungen meines Gemahls, und den Eingebungen meines eigenen Ehrgeizes. Ich habe gleich zu Anfang dieſer Blätter freymüthig bekannt, daß ich ſtrafbar geweſen, und habe mich bemühet, meine Leſer darüber mit mir auszuſöhnen. Zugleich aber habe ich ihrer Beurtheilung anheimgeſtellt, ob nicht ein Verhältniß zwiſchen dem Verbrechen und der Strafe hätte Statt finden ſollen, und ob es recht war, daß von dreyen Schuldigen der Mindeſtſtrafbare allein die Strafe eines Verbrechens litt, an welchem ſie alle drey Antheil hatten.

Unter

Unter den Umſtänden, auf welche ich eben anſpielte, hätte ich, ich geſtehe es ſelber, der Königin wunderlichem Verlangen nicht willfahren; oder, wenn ich es that, ihr Geheimniß verſchweigen ſollen. Aber was für Rollen ſpielten denn in derſelben Farce diejenigen Perſonen, die ich mit Recht meine Mitſchuldigen nennen darf? Eine Königin, welche mir erſt alle die vorhin angeführten ſchrecklichen Dinge von einem Manne erzählte, mit dem ſie Urſache hatte in gutem Vernehmen zu bleiben, und ſich nun einen Spaß damit macht, daß ſie eine vergebliche Intrigue zwiſchen ihm und einem unbedeutenden Mädchen erfindet, ſich ſo ſehr erniedrigt, daß ſie ſich gefallen läßt, ihrer Meinung nach, der Gegenſtand ſolcher Thorheiten zu werden, welche eben dieſer Mann mit jenem Mädchen beging! Ein Prinz, welcher ſich bewußt war den Pantoffel jenes Mädchens geküßt zu haben, und dann an die Königin eine Dankſagung für genoſſene Gunſtbezeugungen ſchrieb. Und dies ſind dieſelben Perſonen, welche (wie ich bereits bemerkte) durch die vereinte Wirkung ihrer ungleichen ſich widerſprechenden Macht, mich in den Staub getreten.

Die Farce war geſpielt: der Kardinal gefiel ſich ſelbſt in ſeiner Geſchicklichkeit, mit welcher er den Vorwand der Königin Thorheiten zu ſchreiben genützt hatte, und Ihre Majeſtät hatte Unterhaltung gefunden, ohne daß es ſchien, als hätte ſie im mindeſten die Abſicht eine wirkliche Zuſammenkunft zu verſtatten, die ſie unter mancherley Vorwande immer verſchob,

 ſo

ſo daß ſie eine Einwilligung der ernſten und anhalten- den Bitten des Kardinals vermied. Ihre Antworten welche ich bisher überbracht hatte, waren gewöhnlich: Sie beſchäftige ſich damit einige gute Mittel zu erſin- nen, welche ihm einen leichten Zutritt zu ihr verſchaf- fen könnten, ohne Aergerniß zu geben. Ein Umſtand, der in dem vierzehnten Briefe auseinander geſetzt iſt, begünſtigte die Wünſche des Kardinals. Er bediente ſich dieſes Umſtandes, den angeführten Brief zu ſchrei- ben. Die Bemerkungen, welche man über dieſen Brief machen kann, ſind zu auffallend, als daß ich dem Le- ſer vorgreifen dürfte. Noch weniger finde ich nöthig bey dem funfzehenten Brief zu verweilen, da dieſer gleichfalls hinreichend für ſich ſelbſt redet. Ich habe ſchon bemerkt, daß der **Wilde**, der Baron von Plan- ta war, und daß der Baron von Planta **der Schat- ten** des Kardinals war. An dem Tage, oder eigent- licher zu reden, in der Nacht, in welcher die Scene der Handlung im Garten vorfiel, war der Schatten dem **Körper** nach Trianon gefolgt. Auf das übrige mag der Leſer nach Gefallen ſchließen. Im ſechszehen- ten Briefe werden die Worte **Du**, **Dein**, **Dich**, welche hier zum erſtenmal in dieſem Briefwechſel gebraucht werden, natürlich Erſtaunen verurſachen: man möchte mich beſchuldigen, daß ich Unwahrſcheinlichkeit vor- brächte, aber wer mich anklagt, muß noch nicht wiſ- ſen, bis zu welchem Grade erhabene Häupter beyder- ley Geſchlechts ihrer Würde vergeſſen können, wenn ſie einmal die alberne Etikette abgeworfen haben, un- ter welche ſie ſich, obgleich mit Verdruß ſchmiegen müſſen.

müſſen. Doch genug von dieſen unwichtigen Kleinigkeiten; ich ſchreite zu Begebenheiten von mehrerem Belang.

Eine gewiſſe Geſellſchaft hatte durch meine Vermittelung, dem Kardinal einen für die Einrichtung der Finanzen entworfenen Plan überreicht. Das weſentliche deſſelben war, ſo gut ich mich noch erinnern kann, daß man die Gewohnheit, die Revenuen, die Steuern, Landtaxen, Zehenten, u. ſ. w. — zu verpachten, aufheben ſolle. Die Geſellſchaft verpflichtete ſich, im Fall, daß ihr Vorſchlag genehmigt würde, dem königlichen Schatze jährlich vierzig Millionen Livres mehr zu liefern als die gewöhnlichen Einkünfte betragen, und noch dazu ein Jahr zum voraus zu bezahlen. Die Königin, welche in die Berathſchlagung dieſes Planes mit gezogen wurde, ſollte „vier Millionen" erhalten; Herr von Calonne „eine Million" und eine Million wurde mir zugeſtanden, nebſt funfzig tauſend Livres jährlich. Die Geſellſchaft hatte den Plan entworfen, ſtatt der Taxen, mit welchen alle Grundſtücke belegt ſind, von allen Erbſchaften eine beſtimmte Summe zu nehmen. Der Erbe ſollte bey Beſitznehmung ſeiner Erbſchaft, von dem Werthe ſeiner ſämmtlichen Beſitznehmung Zehen pro Cent abgeben, und durch dieſe Summe auf Zeitlebens von allen künftigen Abgaben ſich befreien. Nach dieſem Plane würden gewiß in ganz Frankreich in kurzem keine Auflagen mehr Statt gefunden haben. Der Kardinal hatte verſchiedenemal bey der Königin dieſes Plans erwähnt, und eben als

ſie das Memorial, nebſt allen ihn betreffenden Umſtänden erhalten hatte, ſchrieben Ihro Majeſtät den den Leſern mitgetheilten Brief. Der Brief des Kardinals, welchen ſie beantwortet, enthält Bemerkungen über den damaligen Generalcontrolleur Herrn von Calonne. Des weſentlichen davon erinnere ich mich noch. Er fürchtete, es möchte etwa der Miniſter, deſſen Geiz, Herrſchſucht und Argliſt, ihm bekannt genug war, wenn er den Plan erfahren hätte, ihn zum Scheine mißbilligen, und ihn auf die Seite legen, um ihn in der Folgezeit unter irgend einer andern Einkleidung zum Vorſchein zu bringen. Um dies zu beweiſen, führe ich nur an, daß der Kardinal ſeinen Plan niemals dem Herrn von Calonne mittheilte; und wenn ich ihn dazu aufforderte, pflegte er mir zu antworten, „Ich werde nicht die erſten Schritte gegen einen Mann thun, den ich in kurzem unter meinen Befehlen zu haben gedenke.“ Was ſich auf mich in dieſem Briefe bezieht, verhält ſich ſo: als Herr von Calonne bey der Verwaltung der Finanzen angeſtellt wurde, empfing er mich mit der prunkvollen Höflichkeit, die ſo ofte an die Stelle der Freundſchaft geſetzt wird, und nur die Maske des Betruges iſt. Er nahm in der That meine Anſprüche in Erwägung, denn er konnte nicht umhin die Gerechtigkeit derſelben anzuerkennen; und eine lange Zeit richtete er mich mit den raſchen Hofnungen auf, mit welchen er mir gleich bey der erſten Unterredung geſchmeichelt hatte. Alle dieſe anſcheinenden Artigkeiten endeten, wie ich oben ſagte, damit, daß meine bisherige Penſion von achthundert Livres mit

noch

noch ſiebenhundert vermehrt wurde. Der Kardinal, welcher ſowohl wie ich erwartet hatte, daß ich ein min: der karges Jahrgeld erhalten würde, nutzte die erſte günſtige Gelegenheit mit dem Miniſter für mich zu ſpre: chen, der, um ſich ſelbſt zu entſchuldigen und allen wei: tern Anſuchen zuvorzukommen, antwortete, „daß er „ſein möglichſtes bey dem König und der Königin „gethan hätte; daß ſie ſelbſt die Vermehrung meines „Gehaltes feſtgeſetzt hätten, und daß alſo nicht daran „zu denken wäre, die Sache noch weiter treiben „zu wollen.“ Der Kardinal ſtellte der Königin dieſe unverſchämte Unwahrheit vor, ſie leugnete das Factum, und ob ſie gleich gegen des Miniſters Habſucht empfind: lich war, ſo fand ſie es doch für gut zu ſeiner Ent: ſchuldigung anzuführen, daß ſeine Lage als Miniſter ihn öfters nöthigen müßte, die Wahrheit zu verläugnen.

Wir ſchreiten nun zu den ſiebzehenten Brief, wel: cher einer Erläuterung bedarf. Man muß nicht ver: geſſen, daß das Wort Miniſter, den König bedeutet. Ich habe bisher nur flüchtige Winke auf dieſe Objecte geworfen, welche in dieſem Briefe verhandelt werden. Dieſe „Objecte,“ die der Königin ſo mißfallen, „wel: che ſich ihre Unvorſichtigkeiten zu nutze machen, um im Stande zu ſeyn, ſie zu beunruhigen und Ihr entgegen zu arbeiten,“ ſind die Polignacs; „Sie ſind es, nach Ihrer Majeſtät eigenen Worten, welche ihr Vertrauen, ihre Herablaſſung gemißbraucht und Mittel gefunden haben, durch das Mitwiſſen gewiſſer Umſtände ihr nach Belieben Geſetze vorzuſchreiben.“

Worin beſteht der Mißbrauch, über den ſich die Königin hier beklagt? daß ſie Briefe und Papiere auffiengen, und hartnäckig im Beſitz behielten, geſchriebne Beweiſe der Unvorſichtigkeiten, welcher ſich Ihro Majeſtät ſelbſt anklagt. Die Königin hat alſo offenbar Unvorſichtigkeiten, wie ſie es nennt, begangen, welche vor denen, in die ſie mich mit verwickelte vorhergiengen? Iſt es denn ſo unwahrſcheinlich, wie es meine Verläumder machen, daß ſie die Unvorſichtigkeiten des Baumes, die Unvorſichtigkeiten einer falſchen Unterſchrift, die Unvorſichtigkeit ein Halsband in Stücken zu vereinzeln, und eine Reihe von andern Unvorſichtigkeiten, welche die vorzüglichen Handlungen ihres Lebens ausmachen, entweder begieng oder anſtiftete? Worin beſtehen die Unvorſichtigkeiten, von welchen die Polignacs die geſchriebenen Beweiſe haben und ſorgſam bewahren? „In Zetteln, in Briefen von Ihrer Majeſtät eignen Hand, in Beſtellungen und Rendes-vous, mit unvorſichtigen Aufſchriften, „ſo wohl an den Grafen von Artois, als an andere „Männer vom Hofe, und mit noch gröſſerer Unvorſichtigkeit treuloſen Händen anvertraut.“ Worin beſtehen dieſe Unvorſichtigkeiten noch mehr? „In Memorialen, mit Poſtſcripten, in Ihrer Majeſtät Handſchriften, welche Beweiſe unerhörter Erpreſſungen enthalten, in Beſtallungen von Geld, Anleihen, Vermächtniſſen, Gunſtbezeugungen für Geld bezahlt, u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w., und alles dies paſſierte durch die Hände des weiblichen Schatzmeiſters, Polignac. — — Und was entſtand aus allen dieſen benannten Unvorſichtig-

ſichtigkeiten? daß die Königin die Polignacs fürchten, und mit ihnen in gutem Vernehmen bleiben mußte — daß, wenn ſie ihnen auch ihre geheime Gunſt entzog, ſie doch den Schein derſelben vor dem Publikum behalten mußte. Und ich, die nicht ſo verwegen war Originale aufzufangen und unterzuſchlagen, nur treue Kopien vorweiſen kann, ich bin mit Härte und Verachtung zurückgeſtoßen; dieſelbige Hand, welche den Geitz, die zugelloſe Verſchwendung derer, die unendlich mehr als ich das in ſie geſetzte Vertrauen mißbrauchten, nährete, die ſtieß mich zurück, von der Einſetzung in mein Eigenthum, das mir entriſſen war, weil ich den Vorſchlag die Geheimniſſe meiner Monarchin zu verrathen verwarf; man bedachte nicht, daß dieſe Zurückſtoßung, ſo barbariſch und unbillig ſie ſchon iſt, mir auch gänzlich die Mittel meines Unterhalts benimmt! — So aufbrauſend die Hitze iſt, in welche mich dieſe Betrachtungen, wenn ſie mir ſich darſtellen, verſetzen, ſo wünſchte ich doch, ich könnte den Brief, und das S. unterdrücken, welches für den Anfangsbuchſtaben des Wortes Sopha wird gehalten werden, und die üppige Stelle, welche den Ort des Rendezvous beſtimmt. Man mag vermuthen, daß ich geneigt ſey, von dieſen Scenen der Freuden die Rolle abzuſchneiden, welche ich ſelbſt dabey ſpielte; aber ließe ich nur ein Wort aus, ſo würde ich meinen Gegnern Blößen geben, die nicht verfehlen würden mir alle Glaubwürdigkeit abzuſprechen. Ich werde daher dem Auge des Publikums jeden Buchſtaben vorlegen.

Der

Der folgende achtzehente Brief bedarf keiner Erläuterung. Dieſer Briefwechſel war mir lange nicht in die Hände gefallen, und ſo konnte ich kaum meinen Augen trauen, als ich dieſen Brief überlaß. Ich erinnere mich, daß um die Zeit, da er geſchrieben iſt, die Königin gegen Madam von Polignac aufgebracht war. Als ich die Königin entſchoſſen ſah, die Sache aufs äuſſerſte zu treiben, ſo nahm ich mir die Freyheit, Ihr einige Bemerkungen mitzutheilen, um ihr davon abzurathen. Um dieſe Zeit war ſie in der That in unbeſchreiblicher Verlegenheit, und die Blutigel von denen ſie redet, hatten eine Partey gemacht, die ſehr furchtbar wurde. Ein andrer Umſtand, welcher mir damals, wie ich mich erinnere, auffiel, iſt, daß bey aller der anſcheinenden Hitze, welche in den Briefen herrſcht, auf die wir jetzo kommen, die Königin ſich übertriebnen Zwang anthut, und die Ueberläſtigkeit des Kardinals damit lächerlich zu machen affectirt. Der Kardinal, welcher im Grunde nicht viel aufrichtiger in der Darſtellung ſeines Ungeſtümes war, nahm gewöhnlich zur Feder ſeine Zuſtucht: daher die Menge unnützer Billets deren, wie ich bereits geſagt habe, an zweyhundert durch meine Hände giengen. Ich übergehe die unbedeutenden Umſtände, welche in dieſen Briefen ſich auf den König beziehen; in den folgenden Briefen werden ſich auffallendere darbieten. Ueberhaupt ſchaudre ich zurück vor dem Gedanken dieſen Greul ans Licht zu ſtellen; aber jedermann, wenigſtens in England, wird es einſehen, daß ich zu meiner eignen Rechtfertigung dieſen Schritt thun mußte; denn in jedem Falle

einer

einer Anklage und Gegenbeſchuldigung bildet der vernünftige Engländer ſein Urtheil nach dem Character des erſten Anklägers. In Bezug auf die erſten Zeilen des achtzehenten Briefes wird man in der ſogleich folgenden langen Note Partikularien von dem Präſident von Aligre finden, welcher hier gemeint iſt. In derſelben Note werde ich zeigen wer „die Perſonen ſind, denen wie man glaubt, nichts unbekannt iſt.“

Der neunzehnte Brief iſt ein Anhang zu dem vorhergehenden. Die Wuth gegen Madame Polignac bricht hier mit verdoppelter Stärke aus, aber der Geiſt der Verſtellung zeigt ſich mit weniger Zwang. Des Königs wird wieder erwähnt, der in dem ganzen Briefwechſel eine Rolle ſpielt, die er ſchwerlich würde gewählt haben, wenn man ihn zu Rathe gezogen hätte. Dieſer Umſtand ſcheint ganz natürlich auf eine Bemerkung zu führen, welche ich hier füglich einrücken kann, da ich ſie einmal mittheilen will.

Man wird im achtzehnten Briefe bemerkt haben, daß die Königin verſteht den Löwen zu feſſeln, „daß ſie gewohnt iſt ihm ſehen und glauben zu machen, was ihr beliebt“. Sie ſagt dort, „daß ſie verſtehe, ihm weiß zu machen was ſie wolle“. Mit eben dieſer Zuverſicht hatte ſie denn auch ſeit einiger Zeit den Sinn des Königs in Rückſicht meiner gelenkt und ſichs zum Geſchäft gemacht, ihn auf die Bekanntmachung meiner Memoires vorzubereiten, von denen man ſchon ſo lange die Nachricht brachte ſie würden den Augen des Publikums vorgelegt werden. — — Aber, betrogne Mo=

narchin! was wird Ihnen dieſe Vorſicht nützen? Sie ſannen ſie aus, ohne die Beſchaffenheit des Angriffes zu kennen, der Ihnen drohete. Ihre Schmeichler verblendeten Sie durch falſche Nachrichten, ſie ſagten Ihnen alle die Papiere wären zerriſſen und verbrannt; keine Spur Ihres Briefwechſels mit dem Kardinal ſey noch übrig. Breteuil ſelbſt hinterging Sie, und hintergeht Sie vorſetzlich noch — denn er weiß wohl was ich noch in Händen habe; es iſt ihn nicht unbekannt wie ich dieſen Schatz von den zertrümmerten Ueberbleibſeln alles deſſen, was mir einſt gehörte, rettete; aber ich beſorge er hat ſeine Gründe es vor Ihnen zu verheimlichen: Ja Sie werden von dieſem Augenblick ſich überzeugen, daß alles was ſie in dieſem Briefwechſel zu Boden werfen muß, noch vollſtändig und unverletzt da ſteht. Vielleicht werden Sie behaupten dies alles ſey Erdichtung? Ich fodre Ihren Muth auf dies zu thun, Sie ſind ja mit Menſchen umgeben, die Ihren Styl, Ihren Ausdruck kennen. Manche ſind da, die mehr oder weniger genau um den größten Theil der hier erzählten Thatſachen wiſſen. *) Wenn ich ſie in

*) Ich ſehe mich ungerne genöthigt, ofte mich ſelbſt zu wiederholen; aber ich kann mir nicht anmaßen daß das Publikum auf alles was ich ſchrieb ſo achten würde, daß dem Gedächtniß nichts entfallen werde. So bitte ich denn den Leſer ſich zu erinnern, was ich an verſchiedenen Stellen dieſer Memoirs erwähnte, daß mir die Königin gleich im erſten Augenblick da ich mich ihr näherte, ein unverletzbar Geheimniß anvertraute. Ich habe es umſtändlicher in einer andern Note auseinandergeſetzt, denn da es nur kurz iſt, will ich es hier einrücken. „Der Leſer wird ſich

in einen, deutlichen Geſichtspunkt ſtellen werde, ſo werden ſich dieſe Leute der Sachen ſo erinnern, als wenn ſie

„ſich gütigſt erinnern, was ich im Anfang dieſer Memoirs von dem mir anvertrauten Geheimniß der Königin ſagte. Es iſt unbegreiflich wie ſehr die treue Verwahrung „dieſes Geheimniſſes zu meinem Schaden gedieh; und welch „einen Vortheil man daher nahm, mir ungerechter Weiſe „abzuläugnen, daß ich einmal einen vertrauten Umgang „mit der Königin gehabt hätte. Ihre Majeſtät gieng noch „einen Schritt weiter, und ſagte dem König, ſie kenne mich gar nicht"! Auf dieſe kühne Behauptung will ich in dieſer Note antworten.

Ich will nicht die unmittelbaren Anhänger der Königin nennen, die ſo wohl als Ihre Majeſtät und ich von der Beſchaffenheit unſerer Verbindung unterrichtet waren. Ich will keinen nennen von dem Haufen niederer Werkzeuge der Intrigue, welche um eine kleine Entdeckung zu machen, immer wachſam waren, ihre Verwegenheit ſo weit treiben, daß ſie durch die Schlüſſellöcher ſahen, und ohne Verdacht die Vertraute der geheimſten Handlungen ſind. Manche von ihnen könnte ich nennen, aber nein bey Gott! Sie würden ihres Unterhalts beraubt, ihre Stellen verlieren, Umſtände auf die ich Rückſicht nehmen muß; aber ich will einige auszeichnen, die unabhängig von der Welt, mehr im Stande ſind, die Wirkungen der kleinen Rache der Königin zu ertragen. Ich klagte mich einiger Vergehen ſchon im Anfange meiner Schrift an, was folgt, wird einen Theil meiner Confeſſion ausmachen.

Der erſte Präſident von Aligre hatte mir Dienſte erwieſen, lange vor meiner Verbindung mit der Königin. Als Madame, und Madame von Artois mich in ihren Schutz nahmen, und ſich einige Mühe gaben ſich für mich zu ver-

ſie ſie ſelber im Gedächtniß bewahret hätten. Die In-
diskretion des Kardinals alleine, vervielfältigte unend-
lich

wenden, der Präſident gab mir zuerſt die Nachricht, daß die Königin beyde Prinzeſſinnen nicht leiden konnte, und daß ſelbſt der Umſtand, daß ſie ſich für mich intereſſirten hinreichender Bewegungsgrund für die Königin ſey, Schwierigkeiten und Hinderniſſe mir in Weg zu legen. „Hiervon „zeigten ſich tägliche Beweiſe. Die Königin hat alle „Gnaden Bezeugungen an ſich geriſſen, und wenn ſie Ge- „legenheit findet ihre Schwägerinnen durch eine abſchläg- „liche Antwort zu kränken, ſo ſind die, welche von ihnen „in Schutz genommen waren, unglücklich, denn die Kö- „nigin ergreift dieſe Gelegenheiten mit unbeſchreiblicher „Begierde.“ --- Ueberhaupt jeder Rath, den mir Herr von Aligre gab, war mir in der Folge ſehr nützlich. Verſchiedene Umſtände foderten mich damals auf, einen Aufwand zu machen, der ſich mit dem Zuſtande meiner Finanzen nicht vertrug. Herr von Aligre hatte mir verſchiedne Summen zu verſchiednen Zeiten vorgeſchoſſen, die ſich an zwey tauſend Kronen beliefen. Dieſe Schuld, welche ich vor einiger Zeit erſetzte, konnte ich damals nicht bezahlen, als ich das Unglück, welches mir damals ſo ſchmeichelhaftes Glück ſchien, hatte, die Königin für mich zu intereſſiren. Ihrer Majeſtät Großmuth verſah mich ſchnell mit den nöthigen Mitteln, und ſo gefiel ich mir ſelbſt bey dem Einfall den Herrn von Aligre zu überraſchen. Ich gieng zu ihm, mit zwanzig tauſend Livres im Beſitz, beſtehend in Anweiſungen an die Zahlkammer, die ich eben wie geſagt erhalten hatte. Mit vieler Mühe konnte ich ihn erſt überreden ſeine zwey tauſend Kronen anzunehmen, und es würde mir doch nicht gelungen ſeyn, ihn durch meine dringende Bitte zu bewegen, wenn er nicht geſehn hätte, daß mir tauſend Livres in Händen blieben. Aus einigen wenigen

lich die Zahl der Leute, welche in die fatalen Geheimniſſe eingeweiht wurden, wovon ich nur zu ofte Zeuge

F 2 war

nigen Worten die ihm über meine Vermögens-Umſtände entfielen als er mich im Beſitz einer ſo groſen Summe ſah, konnte ich ſchließen, daß er Verdacht hatte, ich hätte die Summe vom Kardinal erhalten, deſſen freundſchaftliches Verhältniß mit mir ihm nicht unbekannt war. Meine Delikateſſe war beleidigt, und da ich mich alſo dem Verdacht einer Beſchimpfung meiner ſelbſt, oder einer Indiskretion ausgeſezt ſah, ſo wählte ich lieber, ihm das ganze anzuvertraun, ausgenommen die politiſche Intrigue des Kardinals. Ich wagte es nicht ſo weit zu gehen, denn ich kannte den bittern Haß des Präſidenten gegen den Kardinal. Er wußte alſo weiter nichts, als daß die Königin mich mit einem gnädigen Auge angeſehen, ſich für meine *Umſtände* intereſſirt, und zugleich einen Beweis ihrer Zuneigung durch ihre Freygebigkeit gegeben hätte. Er freute ſich darüber, daß ich ihm dieſe Nachricht mittheilte, gab mir vortreflichen Rath, und munterte mich auf, Gebrauch davon zu machen, wenn ich weitere Gelegenheit finden würde.

Herr von Aligre erfuhr nichts von alle dem, was zwiſchen der Königin und dem Kardinal vorgieng, bis auf den Zeitpunkt, der in der Königin achtzehnten Briefe angegeben iſt; über deſſen Anfang ich in dieſer Note eine kleine Erklärung zu geben verſprach.

Dieſer Brief unterſtützt meinen Beweis, daß die Königin, welche vorgab, und dem König ſelbſt ſagte „ſie kenne mich gar nicht' ſchon ſeit dem achtzehenten Auguſt 1784 zu argwohnen anfieng, daß der Präſident von Aligre geſucht habe die Gründe zu erforſchen, welche Ihre Majeſtät bey der Affaire des Quinze-Vingts Hoſpital auf die Ver-

mu-

war. Betrachten Sie überdem, Madame, wenn jetzo Elend und Unglück mein Loos iſt, so wird allgemeiner Haß

muthung brachten, daß der Präſident, da er keine Entdeckungen machen konnte, mit gewiſſen Leuten geſprochen habe, den nichts verborgen bliebe. Dieſe gewiſſe Leute waren nicht mehrere; die Königin ſpricht blos von dem Baron von Breteuil, wie ich jetzt zeigen will.

Die Königin hatte mich abgeſchickt, wie der Brief beweiſet, um den Präſident in ihrem Nahmen zu beſuchen, um ihn dahin zu bringen daß er den Prozeß, welchen die Adminiſtratoren des Quinze-Vingts gegen den Kardinal führten, hintertreiben mögte. Bey dieſer Gelegenheit äuſſerte der Präſident das Erſtaunen worauf in dem Briefe angeſpielt wird. Er legte mir manche Fragen vor, wie man wohl denken kann, über das räthelhafte Intereſſe der Königin für den Kardinal; aber die Königin irrte ſich, wenn ſie ſagte, daß er keine Entdeckungen machen könnte, denn ich entdeckte ihm alles. Er hatte nicht daran gedacht, das Geheimniß von Baron von Breteuil zu erfahren, im Gegentheil Breteuil hatte ihn erſt dazu beredet, wie ich hernach erfuhr, die Entdeckung zu machen.

Wenige Tage nach meiner dem Befehl der Königin zu Folge gehaltenen Unterredung mit Herrn von Aligre, hatte ich Gelegenheit einer Unterredung wegen an den Baron von Breteuil zu ſchreiben; ich wollte ihn um eine Gefälligkeit für eine Perſon, die mir werth war, bitten. Er antwortete, daß er eben beym Empfang meines Briefes in ſeinen Wagen ſteigen wolle, um nach Verſailles zu reiſen, wo er drey oder vier Tage bleiben würde; daß er überzeugt wäre, angenehmere Geſchäfte als die ſeinigen würden mich dahin führen, und dann ſtünde er zu Befehl. Ich wartete nicht bis er ſich ſelbſt erklärte, um

zu

Haß und Verachtung Sie verfolgen. Schmeicheln Sie ſich nicht mit der Idee von Sicherheit, weil Sie

zu erfahren ob er mit der Beſchaffenheit meiner angenehmen Geſchäfte bekannt ſey. Ich fand täglich einige offenbar Vertraute; ich weiß nicht wie und woher ſie ſo wohl unterrichtet ſeyn konnten. Der Baron ließ mich nicht auf der Folter der Ungewißheit, von welcher Quelle er ſeine Nachrichten habe.

Sobald er mich erblickte, machte er mir ein Compliment über meine Vertraulichkeit mit einer Perſon, die alles für mich thun würde. —— Als ich dies Exordium nicht zu verſtehen ſchien, ſagte er mir, daß meine Diskretion ihn in Erſtaunen ſetze, um ſo mehr, da ich mein Vertrauen auf jemand geſetzt hätte, der es nicht ſo als er verdiene: daß ſeine Abſicht nicht wäre, mir mein Geheimniß abzudringen, um Vortheil davon zu ziehen, und mir zu ſchaden, ſondern vielmehr mich zu leiten, und mir den Weg zu zeigen, den ich verfolgen ſolle. — Die verſchiednen Partien waren in Streit, wer mein Rathgeber ſeyn ſolle, ſo hatte ich dann ſo viel Rathgeber als der König. Als der Baron ſah, daß ich zurückhaltend blieb, ließ er ſich in Partikularien ein, die mich überführten, daß ihm Herr von Aliare alle meine Geheimniſſe erzählt hatte. Ohne den Kardinal zu nennen, deſſen Todfeind er iſt, ſagte er mir. „Sie ſtehen mit einem Man-
„ne in Verbindung der ihr Ruin ſeyn wird. Er iſt ein
„ehrgeiziger, eitler Menſch, über alles indiskret, der am
„Ende ſeinen Hals brechen wird. Seyn ſie bey andern ſo dis-
„kret wie bey mir, hüten ſie ſich, daß nicht etwa ein Fehlſchritt,
„ein unvorſichtig Wort, ſie der Gunſt der Königin verluſtig
„macht. — Ich habe jeden Umſtand bis auf den Grund
„erforſcht, ich werde alles was ich weiß bey mir verwahren.
„Weiter habe ich hierüber nichts zu ſagen.

von der erhabnen Höhe des Thrones auf Ihr Schlachtopfer herabſchauen das im Staube liegt; von dieſem Staube

Wir ſprachen darauf über den Gegenſtand, der mich zu ihm geführt hatte. Als er meinen Geſuch durchſehen hatte, ſagte er, er könne mir nichts abſchlagen, er wolle gehen, und Befehl ertheilen, daß mein Klient eine Stelle bekomme. Er fügte im Weggehen noch hinzu, daß ich ihn allezeit bereit finden würde mir zu dienen, wo es ihm möglich wäre, und mir ſolchen Rath zu geben, des ich bedürfte.

Etwas nach dieſer Zeit hörte ich, daß ich den Damen von Polignac viel Unruhe gemacht hätte. Dieſe übermüthige Damen, die ſo unartig gegen mich waren, daß ich ihr Betragen wüthend nennen möchte, hatten insgeheim von den Angelegenheiten fliſtern gehört, die ich ſo ſehr zu verheimlichen ſuchte. Ihre Gunſt war ſehr im Fallen, und ſie hatten nur wenige Mittel noch übrig die Königin, wie ſie gewohnt waren, zu beobachten. Jetzo waren ſie entſchloſſen, es koſte was es wolle, ſich gehörig über die Nachrichten von mir zu unterrichten.

Im Anfange dieſer Memoirs erwähnte ich des Marquis von Autichamp, und bemerkte daß ſein Betragen Urſach war, warum mein Gemahl Herr de la Motte ſeine Stelle bey den Gens d'Armes niederlegte. Seit dieſer Begebenheit, die viele Unterredungen verurſachte, hatte ich den Marquis nicht geſehen. Er lebte um die Zeit in der innigſten Verbindung mit der Gräfin Diana von Polignac. Als ſie hörte, daß er mich ehemals gekannt hatte, ſprach ſie deswegen mit der Herzogin von Polignac, und ſie faßten gemeinſchaftlich den Entſchluß, ihn an mich abzuſchicken, um auszuforſchen, was vorgegangen war.

Staube werde ich hoffentlich eine Wolke verdammten der Thatſachen emporſteigen laſſen, die Sie überſtür- F 4 men,

Der Marquis von Autichamp ſtand mit der Baroneſſe Duburg, der Schwiegertochter des Herrn von Cremot in Verbindung. Ich beſuchte dies Frauenzimmer oft. Er nahm dies zum Vorwand in Verſailles zu mir zu kommen; er hätte längſt Gelegenheit geſucht mich zu ſprechen; ſobald ihm Madame Dübourg geſagt hätte, daß ich zuweilen ihr Haus beſuche, hätte er ſeine Beſuche bey ihr verdoppelt, wäre aber nie ſo glücklich geweſen, mich dort zu ſehen. Er ſprach von meinem Manne, und verſicherte, er würde ſich das gröſte Vergnügen daraus machen, ihm zu dienen, und ihn zu überzeugen, daß er nie geſucht habe, ihm Unrecht zu thun, wie er ſich eingebildet hätte. Er erbat ſich beym Weggehen die Erlaubniß mir öfter ſeine Hochachtung bezeugen zu dürfen welches ich ihm nicht abſchlug. Sein erſter Beſuch war kurz, er erwähnte keiner beſondern Angelegenheiten; doch vielleicht verurſachte dies die Gegenwart des Herrn Rouille d' Orfeuil, Intendant der Champagne, welcher die ganze Zeit bey mir blieb. Als er Abſchied nahm, ſagte er, er hätte mir etwas mitzutheilen; ich antwortete, er möchte Morgen wiederkommen, er würde mich allein finden.

Er erſchien verabredetermaßen. Was er mir beſonders zu ſagen hatte erforderte eine Einleitung, und wer konnte in ſolchen Einleitungen erfahrner ſeyn als ein Hofmann? Er fing damit an mich mit ſeiner Intrigue mit der Gräſin Diana zu unterhalten, und gab mir zu verſtehen, was ich hinlänglich wußte, daß es bloß eine politiſche Spekulation ſey. Weil er wohl fühlte, daß ich Urſach hatte mich über beyde Schweſtern zu beklagen, ſo verurſachte er mich zu überreden, es wäre die Gräſin von Oſſun,

Kammer

men, und vielleicht zu mir zu gleicher Tiefe herabſtürzen wird. Der zwanzigſte Brief verdient mit der größten

Kammerfrau der Königin, die mein Mißgeſchick betrieben, die die Herzogin von Polignac abgehalten mich aufzunehmen, weil ſie ihr geſagt hätte, die Königin würde mit Bittſchriften faſt zu Tode gequält, und hätte ſich entſchloſſen mir alles abzuſchlagen. Der Marquis fügte hinzu: „Dieſe Madam von Oſſun wäre ihrer Schmeicheley ungeachtet, ein niederträchtiges Weib; ſehr eiferſüchtig, und aufs äuſſerſte eitel." Drauf gieng er zur Gräfin Diana über, deren Penchant zu ihm er vorher erwähnt hatte. Er ſagte mir: „Sie ſey ein Weib voll Intrigue, voll Witz, die das Ruder in allen führe; und „darum zwinge er ſich ihr Aufmerkſamkeit zu erweiſen. „Was die Herzogin von Polignac betreffe, fuhr er fort, „die ſey ein liebenswürdiges Frauenzimmer, die er ſehr „ſchätze; die Königin habe viele Neigung für ſie, aber „keine Liebe mehr. Unſre Königin, fuhr der Marquis „fort, iſt etwas ſchwach und unbeſtändig in ihrer Par„teylichkeit. Es erfordert viel Adreſſe und Geſchicklich„keit ihre wankende Gunſt feſtzuhalten. Die Gräfin Diana „brachte mir die Nachricht, daß ſie die herrſchende Fa„voritin ſind: und ich verwunderte mich gar nicht dar„über. Als ſie mich um manches in Rückſicht ihrer fragte, „ſagte ich ihr, daß ſie weder ehrſüchtig, noch böſegeſinnt „noch weniger rachſüchtig wären; überhaupt ſehr verpflich„tend, und im ganzen zu groſmüthig; ihr einziger Feh„ler ſey zu große Lebhaftigkeit, die an Schwindel gränze. „Sie antwortete mir, dies mißfalle der Königin nicht.

Darauf ließ er ſich in ein langes Detail ein, über die Launen und Parteylichkeiten der Königin, überhäufte mich mit gutem Rath, und verſicherte mich, „er wolle mich auf „ſolch

ten Aufmerkſamkeit geleſen zu werden. Vors erſte alſo haben wir die politiſche Intrigue geſehen, welche nothwendig die Intrigue der Galanterie einleitete.

„ſolch eine Art leiten, daß ich mir viel Freunde machen,
„und die Gunſt der Königin erhalten könnte. u. ſ. w. u. ſ. w.

Ich wurde anfänglich durch eine ſo artige Außenſeite nicht verführt; da aber ſeine Beſuche häufiger wurden, und ſeine Rathſchläge das Reſultat eines guten Willens zu ſeyn ſchienen, ſo legte ich unverweilt meine Entſchloſſenheit ab, und die unbewachte Offenheit meines Herzens ſchenkte ihm endlich ein uneingeſchränktes Zutraun. Hier iſt alſo ein Vertrauter mehr, der alles weiß, deſſen ich mich erinnre, alles was die Königin ſonder Zweifel vergeſſen haben muß, ſeit ihre Faſſungskraft ſo ſchwach iſt, daß ſie ſich nicht erinnert, daß ſolch ein Weſen wie die Gräfin de la Motte jemals ihr bekannt war, noch viel weniger daß ſie ihr Vertraun beſaß. Aber ich muß meine Zuflucht zu denjenigen nehmen, die ihr Gedächtniß, wo es nöthig iſt auffriſchen mögen. Ich muß alſo den Bailli von Cruſſol nennen, der an allen Luſtpartien der Königin Theil nahm, der nicht mehr an meinem vertrauten Umgang mit der Königin zweifeln konnte, eine Zeitlang alles verſuchte, um dies Geſtändniß mir abzunöthigen, und da er ſah daß es ihm nicht gelingen würde, endlich es wie der Baron von Breteuil machte, und mir ſagte er wiſſe alles. So muß ich alſo den Abbé le Kel, Almoſenherr, Beichtvater in der Baſtille, und Oberaufſeher des Gouvernement, nennen, der ſich gezwungen ſand mit mir zu ſprechen, um mich zu lenken, um mir zu zeigen wo die Ausſichten derer hinzielten, die meinen Untergang zu ihrem Intereſſe machten, der mich endlich zwang das Geheimniß der ganzen Intrigue zu geſtehen. Ich muß

Ich habe bereits einer Art von Sammelplatz zu Saverne erwähnt, der den Emiſſarien des Kaiſers und der Köni-

daſſelbige vom Commiſſair Chenon ſagen, der alles wußte, als er mich in der Baſtille examinirte; daſſelbe von Herrn Tillet, Adminiſtrator des ſchrecklichen Hauſes, in welches ich eingekerkert ward; daſſelbe von Schweſter Martha, unter deren unmittelbaren Aufſicht ich ſtand, daſſelbe von meinem Sachwalter, Hrn. Doillot, dem ich ſchriftlich alle die Facta mitgetheilt hatte, die ich hier erzähle. Ich nenne ferner Herrn Bazin, den Vertrauten der geheimen Ergötzlichkeiten Ihrer Majeſtät, und Gouverneur des Trianon. Ich nehme mir die Freyheit ihn zu fragen, ob er mich kennt? Ob er nicht Briefe von der Königin zum Kardinal, und vom Kardinal zur Königin trug. — Ob er nicht die geheimſten Partikularien, die er wußte, einer Geliebten anvertraute, die er mit einem gewiſſen Deutſchen Baron gemeinſchaftlich hatte, welcher daher Gelegenheit nahm, um meine Fürſprache bey der Königin anzuſuchen. Endlich nenne ich Herrn Puiſſant, einen Generalpachter, dem ich unendliche Verpflichtungen ſchuldig bin, der mich verſicherte, er wiſſe von einer Menge Menſchen meine Verbindung mit der Königin, und dem ich endlich nach langen Weigern alles geſtehen mußte. Und ſo gieng mir es mit mehrern Perſonen vom erſten Range, und ich kann ſagen, daß ungeachtet aller meiner Vorſicht, das mir Anvertraute, dem Geheimniß in der Komödie glich.

Noch kürzlich entdeckte ich in London Spuren einer aehnlichen Confidenz, die nur mit mehr Rückhalt als gegen andere Perſonen gemacht war. Ich hatte nemlich Gelegenheit den franzöſiſchen Geſandten zu ſehen, der mich erinnerte, daß ich damals ſeinem Bruder, den Biſchoff von Langres vollkommen in alle Umſtände dieſes poſſenartigen Geheimniſſes eingeweiht hätte.

Königin zum Mittelpunkte dienen ſollte; ich habe bemerkt, daß der Kardinal ſich über dieſen Punkt ſehr wenig auszulaſſen pflegte. Nur einige Muthmaßungen erlaubte mir unſer Umgang anzuſtellen, die auf eine Menge von Umſtänden gegründet, mir zwar einen beſtimmten Begriff von der Natur dieſer geheimen Unterhandlung gewährten, mich aber doch, ſo viel als möglich, von der Exiſtenz eines verabredeten geheimen Briefwechſels zwiſchen dem Kaiſer auf der einen, und der Königin und dem Kardinal auf der andern Seite, überzeugten.

Erſtlich ſah ich nicht ſelten deutſche Offiziere ankommen, die mit dem Kardinal ſehr lange und geheimnißvolle Unterredungen hielten. Zweytens erhielt mein Gemahl ſehr häufig den Auftrag vom Prinzen, an beſondern Orten, vorzüglich im Hafen St. Antoine Pakete an Kouriere abzuliefern, die ihm Deutſche zu ſeyn ſchienen. Drittens war die Denkungsart der Königin in Rückſicht des Kardinals, nach meiner Meynung, entſchieden; denn ich hörte ſie öfters ſagen, ſie habe Gründe das gute Vernehmen mit ihm zu unterhalten. Ich konnte daher nur politiſchen Urſachen von der delikateſten Beſchaffenheit jene auſſerordentliche Vereinigung zuſchreiben, welche ich ſo lang für unmöglich gehalten hatte, bis der Einfluß des Kaiſers ſie bewirkte. Auch die darauf folgenden Vertraulichkeiten, und die Abweichungen vom Dekorum erklärte ich mir hieraus. Viertens das erzwungene geheimnißvolle Weſen des Kardinals während des er öfters, unvermerkt,

merkt, Umſtände verrieth, die mich nothwendig in meinen Vermuthungen beſtärken mußten. Er gab mir durch mehr als Winke zu verſtehen, ich würde bald gar ſehr erſtaunen, denn er werde Premier-Miniſter werden, und ſeine Erhebung nicht geradezu der Königin zu verdanken haben, ja er werde ſie ſo gar nöthigen, ihn zu befördern, und folglich nicht der Nothwendigkeit unterworfen ſeyn, auſſerordentliche Beweiſe ſeiner Dankbarkeit zu geben. Fünftens und letztens, wußte ich insgeheim um den ganzen Briefwechſel. Derjenige Theil davon, den ich mitzutheilen Willens bin, ließ mich den Kaiſer als die erſte Quelle der Unterhandlungen, von denen ich Zeuge war, und der Revolutionen anſehen, die dadurch bewirkt werden ſollten. Was die mächtige Triebfeder anbetrift, welche die Abreiſe des Kardinals von Saverne beſchleunigte, ſo wag ich nicht, etwas davon zu ſagen. Nur deſſen will ichs erwähnen, was ich in dieſer Rückſicht ſo wohl um die Zeit, als ſeit derſelben von Perſonen hörte, von denen man glaubte, daß ſie davon wohl unterrichtet waren. Einige behaupteten, der Grund davon ſey die Idee geweſen Lothringen wieder zu bekommen; allein ich verſichre, daß man mich von keinem Vorhaben dieſer Art je etwas wiſſen ließ. Mehr weiß ich von einer Geldnegotiation, welche zu der Zeit auf dem Tapete war. Der Kaiſer brauchte ſechs bis ſieben Millionen Livres, die er von dem Generalcontrolleur zu erhalten keine Hofnung hatte, weil dieſer Mann zu ſehr mit dem Grafen von Vergennes verbunden war, als daß man ſich ihm hätte anvertrauen können. Die

Köni-

Königin und der Kardinal ſuchten ihm daher dieſe Summe auf eine andere Art zu verſchaffen. Der letztere, in der Meynung, ſeine Wünſche hiedurch ſicher zu erreichen, hatte dem Kaiſer bereits verſprochen, alles anzuſchaffen, was er verlangte. Er wandte ſich daher einmal über das andere an den Juden Cerſbere; allein Cerſbere, dem der Kardinal ſchon ſehr viel ſchuldig war, weigerte ſich ſchlechterdings ihm noch etwas vorzuſchießen. Der Kardinal ſahe ſich daher in die kränkende Nothwendigkeit verſetzt, der Königin zu erklären, daß er nicht im Stande ſey, den Wünſchen des Kaiſers ein Gnüge zu leiſten.

Ich erſuche den Leſer, auf dieſen Umſtand vorzüglich Acht zu haben und dann die Bewegungsgründe aufzuſuchen, welche die Königin vermochten, dem Kardinal zu verzeihen, ihm wieder ihre Gunſt und wahrſcheinlich noch etwas mehr zu ſchenken. Die Quelle dazu iſt durch den Aufſchluß geöfnet, die ich durch obige Nachricht gegeben habe. Endlich verliere man auch das nicht aus dem Geſicht, daß der Kaiſer dadurch, daß er zum Kardinal ſeine Zuflucht nahm, und ſich seiner Hülfe bediente, ſich verpflichtet ſah, ihm gleichfals die Erreichung ſeiner Wünſche mit beſchleunigen zu helfen. — Wir ſehen die Geldnegotiation ſich alſo fruchtlos zerſchlagen; wenn nun der Kardinal ſich in Abſicht Lothringens nicht mit beſſerm Glücke zeigt, wird dann der abermalige ſchnelle Fall deſſelben noch eine Art von Wunder ſeyn?

Die Königin war äuſſerſt aufgebracht, allein in der Verſtellungskunſt, wie ſie ſelbſt geſteht, nicht un-

erfahren

erfahren, that ſie, als wäre ſie mit der Entſchuldigung des Kardinals, daß er ihrem Bruder ſein Verſprechen nicht erfüllen könne, zufrieden, und beſchleunigte ſeine Abreiſe nach Saverne mit erkünſtelter Miene, um ihn ein zweytes gefährliches Geſchäft antreten zu laſſen, und in der Hofnung, ſo fern ihm auch die Unterhandlung wegen Lothringen, verunglücken würde, welches ſie insgeheim wünſchte, den Kaiſer zu vermögen, ihm gleichfals ſeinen Schutz zu entziehn. Sie nahm's daher allein über ſich, die zuvorgenannte Summe von ſechs bis ſieben Millionen aufzubringen. Der arme St. James ward genöthigt, wie ich glaube, einen Theil davon zu ſchaffen, Laborde hingegen gab die Hauptſumme her. Dieſer Umſtand war der Grund ſeiner nachmaligen Gunſt bey der Königin.

Ich erinnere mich, wenn ich nicht irre, daß Herr de Calonne, zu dem Ihre Majeſtät öfters ihre Zuflucht nahmen, ihr häufig Summen vorgeſchoſſen, bis die Einkunfte in den königlichen Schatz bezahlt wurden.

Doch nunmehr zu Num. 20 und 21 zurück. Der arme Kardinal wird genöthigt, mit dem Vertrauen der Königin beehrt, wie er ſich ſchmeichelt, nach Saverne abzureiſen. Er iſt bereit alles, alles aufzuopfern, ſeine Liebe ausgenommen. Wir finden ihn eiferſüchtig, gleichwohl läßt er dem ſchönen Ferſenne die Laufbahn offen, und entfernt ſich mit der quälendſten Beſorgniß von Hofe. Trotz dieſem allen beſchäftigt er ſich mit ſeinem großen Gegenſtande, läßt einen Kourier mit einem Paket nach Saverne vorangehen, und hat

hat die gehörigen Maßregeln getroffen jede Ueberraſchung zu verhüten in ſo fern ſein Plan verunglücken ſollte, alle Spione von Evidenz zu vernichten. Hat dies alles nicht die Miene einer geheimen Machination? Doch in dem myſteriöſen Chaos der Briefe müſſen wir eine genauere Auflöſung aller der verwickelten Umſtände ſuchen, welche dieſes unglückliche Unternehmen betreffen. Ich behaupte, der Kardinal, ich ſelbſt, und in einiger Hinſicht auch die Königin wurden Opfer der unerleuchteten Politik Joſephs des zweyten; aber welche erſchreckliche Ungleichheit in Abſicht der Opfer!

Ich habe nicht nöthig die Stelle im zwanzigſten Briefe auszuzeichnen die ſich auf die Polignacs bezieht, denn ſie fällt von ſelber auf. Nur das kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen, was ich den Kardinal bey dieſer Gelegenheit ſagen hörte, weil man daraus abnehmen kann, was er darunter verſtand, wenn er von Autorität ſprach. Seine Meynung war, ihre Majeſtät könnten nicht umhin, ihn eheſtens zum Premier-Miniſter zu machen, alsdann ſollten die Polignacs genug zu thun bekommen. Dies und dergleichen war ſehr oft die Sprache, die er führte. Bald, ſagt' er, will ich die Königin, Sie und mich an unſern gemeinſchaftlichen Feinden rächen.

Es wird Niemand befremden, daß im ein und zwanzigſten Brief der Kardinal des Vertrauens Erwähnung thut, das er auf mich ſetzte, um ihre Majeſtät von der Mühe zu unterrichten, die er ſich gegeben habe, das Paket, deſſen im vorhergehenden Briefe gedacht

dacht iſt, richtig zu überliefern. Denn bey dieſer Gelegenheit, ſo wie bey mehrern andern von dieſer Art nahm er ſeine Zuflucht zum Graf meinem Gemahl. Hätt' ich nicht ſchon vorläufig das weſentliche dieſes Berufs bekannt gemacht, und genaue Begriffe von der mächtigen Intrigue mitgetheilt, worauf er ſich bezieht, ſo müßte man nothwendig aus dem Inhalt ſchließen, daß der Kardinal ſeinen Verſtand verlohren, und den Brief in einem Anfall von Wahnſinn geſchrieben haben müſſe. Der Kardinal war unſtreitig beſorgt, aber nicht eiferſüchtig; meine Beſorgniß indeſſen war noch weit größer, denn ich hatte noch mehr Grund dazu. Ich ſah vorher, daß die Periode nahe war, wo die Königin ſich bemühen würde, ihn aus dem Wege zu ſchaffen; da ich nun nicht im Stande war, über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit ſeiner Abſendung nach Saverne ein richtiges Urtheil zu fällen, ſo fürchtete ich, dies ſey blos ein Kunſtgriff, zu dem die Königin ihre Zuflucht nehme, um ſich auf eine gute Art von ſeiner Zudringlichkeit zu befreyen.

Es iſt klar, daß man ihm einen gedoppelten Grund zur Reiſe angab. Einmal machte die Königin ihn glauben, ſeine Entfernung von Verſailles ſey nöthig; und zum andern, ſeine Gegenwart zu Saverne ſey unumgänglich. Von der letztern Nothwendigkeit konnt' ich mich eben nicht überzeugen; ſie ſchien verdächtig, weil ich wußte, daß auch die erſte wenig mehr als Vorwand war. Ihre Majeſtät übertrieben das Aufſehn, das ihre Zuſammenkünfte verurſacht hätten; dies Aufſehn war

auf

auf keine Art ſo groß, als die Königin vorgab, und als ſie dem Kardinal einzureden wünſchte.

Als ich ſogleich nach der Abreiſe des Kardinals mit dem Inhalt des zwey und zwanzigſten Briefs bekannt wurde, ſo ward die erſte Idee verdrängt, die ich mir gemacht hatte. Die Königin ſchien mehr als gewöhnlich unruhig, als ſie mir dieſen Brief einhändigte. Ich beſorgte, daß hier von Papieren von äuſſerſter Wichtigkeit die Rede ſey, meine Gedanken fingen an, ſich aufzuhellen, und ich war nicht ohne Beſorgniß, daß der Kardinal ſich vielleicht als Verräther eingeſchifft habe. Dieſe Idee machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich auf einige Zeit in der ſchrecklichen Unruhe war; denn damals war eine Periode meines Lebens, wo ſich viele für mich intereſſirten. Unter dieſe glaubt' ich auch die Königin rechnen zu müſſen, aber ihre Majeſtät gaben mir nachher Grund genug zu ſchließen, daß ihre Gefühle von zu grober Art wären, um irgend eine andre Sympathie als die zu geſtatten, welche aus ſinnlicher Vereinigung entſpringt.

Doch zum Brief zurück! Was ihre Majeſtät darin in Rückſicht des Mißbrauchs, den die Polignacs von ihrem Vertrauen machten, an den Kardinal ſchreiben, verräth zugleich auch ihre Falſchheit: denn mir hatte ſie geſagt, ſie ſey von ihrer Untreue überzeugt. Warum ſpricht ſie denn von einem bloßen Verdacht im Briefe an einen Mann, den ſie in den delikateſten und gefährlichſten Geſchäften braucht, und den ſie auf eine höchſt vertraute Art mit Du benennt, und eben ſo

 vertraut

vertraut von ihm behandelt wird? In der That, eine Sache, wovon ſich keiner einen Begriff machen kann, der nicht mit Höfen eine genauere Bekanntſchaft hat.

Der Schluß dieſes Briefs iſt merkwürdiger, als der Leſer ihn vielleicht finden dürfte, wenn ich ihm nicht erklärte, was mit dem Syſtem einer wahren Oekonomie gemeint ſey. Ehe dieſe Redensart der Feder anvertraut ward, hatte man mir dieſelben, bey Gelegenheit des unglücklichen Halsbands, zum wenigſten ſchon zwanzigmal wiederhohlt. Die Königin konnte an dieſem Syſtem der Oekonomie nie Geſchmack finden, das ſie öfters karg zu nennen pflegte. In den Zeitungen, wo jedes Ding auf eine Art vorgeſtellt wird, die ſich zum jedesmaligen Intereſſe der Umſtände am beſten ſchickt glaubte man folgenden Worten der Königin: ein Linienſchiff mehr, iſt mir lieber, als ein Halsband. So ſuchte man den König zu betrügen; der Ausdruck kam von ihrer Majeſtät. — Die Königin würde (man erlaube mir dieſe Freymüthigkeit) gern hundert Mann Soldaten für dieſes Halsband gegeben haben. In der That hat ſie es auch um einen ſehr hohen Preis gekauft, denn dieſes koſtbare Kleinod raubt ihr ihre Gemüthsruhe auf den Reſt ihrer Tage; denn ſie muß äuſſerſt verhärtet ſeyn, wenn ſie noch einen ruhigen Augenblick genießt. Unaufhörlich muß ihr Gewiſſen ihr das ſchändliche Betragen gegen den Kardinal und ihre Undankbarkeit und Grauſamkeit gegen mich vorwerfen, die ich bey allen meinen Schwächen gewiß einen ganz andern Lohn verdiente.

Der drey und zwanzigſte und vier und zwanzigſte Brief bezieht ſich einzig und allein auf jene politiſche Intrigue deren einzelne Umſtände man mich nicht wiſſen ließ. Das Bekenntniß meiner Unwiſſenheit in dieſer Sache wird, wie ich hoffe, mir beym geneigten Leſer Glaubwürdigkeit verſchaffen und ihn von meiner Treue und Wahrheitsliebe bey Erzählungen ſolcher Dinge überzeugen woran ich perſönlich Antheil nahm und von deren Beſchaffenheit ich völlig unterrichtet war. Ich mag daher nicht eine Bekanntſchaft affektiren, die ich nicht beſitze. Indeſſen ſind dieſe Briefe doch nöthige Glieder von der großen Kette, und ob ich gleich dem Leſer keinen eignen Faden geben kann, um ihn durch die geheimen Pfade dieſes politiſchen Labyrinths hindurch zu leiten und ihm die beſondern Abſichten anzuzeigen, welche das Ziel der verſchiedenen Parteyen waren, ſo werd' ich doch dieſe Briefe, verbunden mit einigen Vermuthungen, die mir die konkurrirenden Umſtände an die Hand gaben, dazu nützen, meine Mitſchuldige und mich zur Vergleichung neben einander zu ſtellen, und dann meinen Leſern das Urtheil über die verhältnißmäßige Strafbarkeit unſers individuellen Verhaltens überlaſſen.

Da ich mich ſchon durch einen Ehrgeitz erniedrigt zu haben ſcheine, der mich vermochte, mich zum Charakter eines Sykophanten herabzulaſſen; in welchem Lichte müſſen da nicht jene erſcheinen, welche in die Intrigue verwickelt waren, an der ich keinen Antheil hatte? Ich wiederhohl' es noch einmal, tragen nicht alle dieſe

bedeutungsvollen Briefe, welche zur Zeit der Abreiſe des Kardinals nach Saverne gewechſelt wurden, den Stempel und das charakteriſtiſche Gepräge einer verrätheriſchen Machination an der Stirn? Jene magiſche Dinte, als ein Geſchenk geſandt, war das bequemſte Mittel ſich ihr ſchwarzes und verrätheriſches Geheimniß mitzutheilen.

Hätt' ich auch alle die Verbrechen begangen, die man mir Schuld gab; hätt' ich ſogar das Halsband geſtohlen, wie gering wäre dennoch meine Schuld gegen das Vergehen einer Königin, die den Staat, der ſie nährt, dem unverzeihlichen Ehrgeitz ihres Bruders aufopfert, während daß ſie die Miene annimmt, mit ihrem Gemahl in gutem Vernehmen zu ſtehn; oder die mit dem Grand Aumonier deſſelben Reichs, der für alles, was er beſitzt, der Güte und Gnade ſeines Monarchen verpflichtet iſt, mit einer auswärtigen Macht verrätheriſch geheime Anſchläge ſchmiedet, um ſich an ſeinem Wohlthäter zu verſündigen, und ihn wo möglich, eines Theils ſeiner Beſitzungen zu berauben?

Der fünf und zwanzigſte Brief giebt eine Idee von der Wichtigkeit und vorzüglich von der Beſchaffenheit der Reiſe des Kardinals und beſtätigt, was ich bereits von des Kayſers Geſinnungen gegen ihn geſagt habe. Der Leſer wird hier finden, daß er eine Revolution erwartet; daß er ſich ſchon Einiges im voraus denkt, deſſen Erfüllung, wie er ſagt, nicht fern mehr iſt, ſo daß er der Königin ſogar ſchon Unterſtützung anbietet, die

er

er doch ſelbſt erſt vom Kaiſer erwartet. Es iſt klar, daß die Worte: „um doppelt der Vortheile und der Hülfsmittel gegen Zufälle zugemeßen" auf nichts anders, als Geld gehen können, das die Königin, die immerfort von dieſer Seite in Verlegenheit war, jederzeit bedurfte: und die Bedürfniſſe des Kardinals waren ſo beſchaffen, daß er wohl drey Königreiche verſchwelgt haben würde.

Der ſechs und zwanzigſte Brief wird den Leſer von ſelbſt an den Brief der Königin erinnern, worin ihre Majeſtät dem Kardinal empfehlen, räthſelhaft und dunkel zu ſeyn. Wir haben auch geſehen, daß der Sclav Gehorſam leiſtet. Ich begreife nicht, zu welchem Ende der Kardinal damals den Wunſch äuſſert, mir dienen zu können, noch was für gegenſeitiges Gute aus ſeiner öffentlichen Aufnahme entſtehen konnte; das aber begreif' ich vollkommen, daß das Verlangen nach der Annäherung dieſes Erfolgs auf keine Weiſe zwiſchen dem Kardinal und der Königin gleich groß war. Dieſer Ausdruck nebſt tauſend andern, die ihm vertraut waren, beweißt, wie ſehr der unglückliche Prinz bey dieſer Intrigue ſich bemühte, ſich ſelbſt zu hintergehn.

Die Antwort der Königin im ſieben und zwanzigſten Briefe bezieht ſich auf zwey ſchon bekannte Dinge. Das Unglück was den Brief traf, ward durch die brennbare Natur der geheimen Dinte veranlaßt, deren ſich der Kardinal bediente und wovon er auch der Königin eine Flaſche voll geſchickt hatte. Was den Abbé be-

 trift

trift, ſo findet man ſeinen Namen im vorhergehenden Brief, der auch dasjenige aufklärt, was ihre Majeſtät von dem guten Vernehmen ſagte, worin ſie mit der Erzherzogin ihrer Schweſter ſtehe. Das merkwürdigſte in jenem Brief iſt der Schluß; denn er zeigt, wie ſehr der Königin das Geſchäft am Herzen lag, das der Ausführung des Kardinals anvertraut war. Ihre Majeſtät verſichern, die Dauer ſeines Exils, das ſie abzukürzen ſelbſt nicht Luſt hatten, würde von der Ausführung ſeines Auftrags abhangen. Es iſt unbegreiflich, wie ſehr die Abweſenheit deſſelben ſie aufheiterte, denn nie ſah ich ſie zuvor ſo munter, als jetzt.

Ich komme nun endlich zu demjenigen Theile des Briefwechſels, wo zuerſt des **unglücklichen Halsbandes** erwähnt wird. Der Leſer wird ſogleich bey Durchleſung des acht und zwanzigſten Briefs bemerken, daß die Königin ſchon lange nach dieſem Theil des weiblichen Schmucks getrachtet hatte. Allein, durch die ökonomiſchen Geſinnungen des Königs abgeſchreckt, hatte ſie verſchiedenemale ihr **heftiges Verlangen** nach dem Beſitz deſſelben dem Kardinal geäuſſert. Der hieher gehörige Brief enthält ein poſitives Geſtändniß, daß ſie ſich ſeiner Vermittelung in dieſer Rückſicht in der That bedient hatte. Worüber beklagen ſich denn aber ihre Majeſtät in dieſem Brief, der ſichtbar unter dem Einfluß einer übeln Laune geſchrieben ward? Daß der Kardinal bey der Vollführung ſeines Auftrags nicht ganz das geheimnißvolle Weſen beobachtet hatte, das ſie ihm anbefahl. Wenn ich alle die Umſtände enthüllt haben

haben werde, die zu einer nähern Einſicht in dieſe Sache nöthig ſind, ſo wird es ſich ergeben warum der Sklav von dem Geiſt der Aufträge abwich, die ihm der Herr gegeben hatte.

Es iſt gewiß, daß die Königin, als ſie ihm auftrug, dieſen Kauf für ſie zu thun, ihm ſagte, ſie werde ſich in Privatarrangements mit ihm einlaſſen; aber da weder ſein Vermögen, noch ſein Kredit groß genug war, um eine ſo wichtige Koſtbarkeit in ſeinem Namen zu erſtehen, ſo ſah er ſich genöthigt, zu erklären, daß er ſie auf Rechnung der Königin kaufe. Und in der That leuchtet ſichtbar aus dem zweyten Brief hervor, den ihre Majeſtät unmittelbar an ihn ſchrieben, (M. ſ. den neun und zwanzigſten Brief) daß er ihr in der Zwiſchenzeit den Bewegungsgrund zu ſeinem Verfahren geſtanden habe, zugleich aber ergiebt ſich auch daraus, daß ich für meinen Theil der Königin alles treu berichtete. Doch alle dieſe Umſtände werden in der Erzählung an ihren gehörigen Ort geſtellt, ſich gegenſeitig beſſer aufklären. Allein bevor ich dazu fortſchreite, erſuch' ich den Leſer, ſich von den individuellen Lagen einen anpaſſenden Begrif zu machen, worin die Königin, der Kardinal und ich ſelber waren. Jeder in einer verhältnißmäßig koſtbaren Lebensart; jeder täglich aufs äuſſerſte gebracht, und überall die Ernte von den Polignacs ſo zuvorgethan, daß uns kaum die Nachleſe übrig blieb.

Die Königin wünſchte ſo wohl aus Eigenſinn, als vermöge ihres Hangs zu Pracht und Glanz nichts ſehn-

licher, als den Beſitz des Halsbandes. Es vom König zu erlangen, verhinderte deſſen Sparſamkeit; der Kardinal unternahms daher ihr Verlangen zu erfüllen, indem er ſich unaufhörlich mit der Idee trug, nächſtens Premier-Miniſter zu werden, und dann im Stande zu ſeyn, ſeine verfallnen Glücks-Umſtände wieder herzuſtellen. Daher ſchien ihm auch kein Opfer zu groß, um ihre Wünſche zu befriedigen; denn er erwartete von ihr ſeine Erhebung. Umſonſt predigt' ich ihm alſo Sparſamkeit, umſonſt las ich ihm ſo manche Lektion über dies Kapitel. Es iſt nöthig hierauf zu merken, um ſich zu erklären, warum der Kardinal es vor mir verſchwieg, daß er ſich anheiſchig gemacht habe, der Königin das Halsband zu verſchaffen. Ich war daher mit dieſem neuen Beweiſe ſeiner Unbeſonnenheit unbekannt, als ein ohngefährer Zufall, um nicht zu ſagen das Unglück, mich wider meinen Willen zum Hauptwerkzeuge bey dieſer Sache machte, von der ich Anfangs nichts hatte wiſſen wollen.

Ein gewiſſer Laporte ein Rechtsgelehrter kam zu mir, und überreichte mir den Finanzplan, deſſen zu erwähnen ich ſchon Gelegenheit gehabt habe. Wiewohl dieſes das erſtemal war, daß ich mit ihm ſprach, ſo gab er mir doch, nachdem er mir die Urſach ſeines Beſuchs bekannt gemacht hatte, zu verſtehen, er ſey verſichert, daß keiner ſo viel Nachdruck habe, die Sache durchzuſetzen, als ich vermöge meines Einfluſſes auf die Königin. Ich habe bereits geſagt, was der Kardinal mit den Papieren begann, die mir Herr Laporte

ein-

einhändigte, und ich erwähne ihrer hier blos deshalb zum andernmale, um die Art anzugeben, wie ich mit dieſem Manne bekannt ward. Denn da jede Wirkung ihre erſte Urſach hat, ſo glaub' auch ich die Quelle angeben zu maſſen, woraus mein ganzes Unglück in der Folge entſprang.

Laporte war ein ſehr thätiger Mann, und da er ſo einmal Zutritt zu mir bekommen hatte, ſo war er Morgens, Mittags und Abends in meinem Hauſe, und es ſchien, daß der gluckliche Fortgang der Sache blos von mir abhing. Oft benutzt' er den Vorwand, mir Nachricht von einem ſeiner Kinder zu bringen, das ich mit dem Grafen du Creſt aus der Taufe gehoben hatte. Er hatte ſeinen Plan einem gewiſſen Achette, ſeinem Schwiegervater, mitgetheilt und dieſer war ein vertrauter Freund des Juweliers Böhmer. Da die beyden letzterwähnten Perſonen von ohngefähr zu Verſailles zuſammentrafen, ſo fragte der erſte den letzteren, ob er ſein Halsband noch habe. Zum Unglück, antwortete der Juwelier hab' ich es noch, es iſt eine große Laſt für mich und gern wollt' ich dem tauſend Louisdor's zum Geſchenke geben, der mir einen Käufer dazu verſchafte. Es iſt mehr, als wahrſcheinlich, daß bey dieſer erſten Unterredung über dieſen Gegenſtand mein Name genannt ward, und daß Achette Böhmern ſagte, in welcher Abſicht ſein Schwiegerſohn Zutritt zu mir und dem Kardinal habe; ja der eine muß dem andern verſprochen haben, ihn bey mir einzuführen, denn nicht lang nachher ward ſeiner bey mir Erwähnung gethan.

Ich kannte keinen von beyden, es war mir ſo gar unbekannt daß Böhmer Hofjuwelier war: und eben ſo wenig wußte ich auch, daß er im Beſitz eines ſo koſtbaren Schmucks ſey, den er der Königin zu verkaufen wünſche.

Eines Tages als Laporte in meinem Hauſe zu Mittag geſpeißt hatte, und allein mit mir war, gedachte er zum erſtenmal verſchiedener Dinge, das unglückliche Halsband betreffend, und da er ohnſtreitig mit Achette und Böhmer ſchon Abrede genommen hatte, ſo ſagte er mir gerade heraus, daß Böhmer alle ſeine Hofnungen auf mich ſetze, daß wenn ich der Königin nur ein einziges Wort ſagen wolle, er überzeugt ſey, daß Ihre Majeſtät kein Bedenken tragen würden, das Halsband zu erſtehen, zumal da ſie ſchon nach einem ſolchen Schmuck Verlangen trügen; und die Juweliers wären geneigt ein Arrangement einzugehen, das der Königin gefällig ſey. Er fügte hinzu, ich würde den Juweliern und beſonders auch ihm, einen weſentlichen Dienſt erweiſen, denn im Fall eines guten Erfolgs waren ihm tauſend Louisd'ors verſprochen, und dieſe würden ihn in den Stand ſetzen, ſich eine Stelle zu kaufen, die er in Augen habe. Ich antwortete ihm, ich hätte nie etwas von dem Umſtande gehört, daß die Königin ein Halsband verlangt habe, überhaupt wär' ich mit allem unbekannt, was im Haushalt ihrer Majeſtät vorgehe, und miſchte mich nie in dergleichen Sachen. Die Wahrheit zu ſagen, ich trug Bedenken mich hiermit abzugeben, weil die Königin ſonſt gewiß ge-

muth-

muthmaßt hätte, daß ich mein Privatintereſſe dabey haben müſſe. Da ich wichtigere Sachen zu beſorgen hatte, ſo wollte ich nicht Gelegenheit zu einem Verdacht geben, zumal da Ihre Majeſtät ſchon einigen von denen, die um ſie waren, vorgeworfen hatten: ſie befaßten ſich mit allem und ſuchten nur ihren eigenen Vortheil. Hiermit endigte ſich die Unterredung das erſtemal, wo Böhmer's erwähnt worden war. Aber ohngefähr eine Woche nachher erſchien Laporte wieder, erneuerte ſein Geſuch und gieng abermals mit einer abſchlägigen Antwort hinweg. Ich erklärte ihm gerade zu, ich möchte nichts mehr davon hören.

Nichts vermag die Geſchäftigkeit und das zudringliche Weſen ränkevoller Leute zu hemmen. Am folgenden Tage war ich eben noch bey der Toilette, als Achette, den ich vorher noch nie geſehen hatte, bey mir angemeldet ward. Ich erinnerte mich ſo gleich des Mannes, und da ich vermuthete, er komme mich mit demſelben Geſuch zu beunruhigen, womit mir ſchon ſein Schwiegerſohn beſchwerlich geworden war, ſo ließ ich meinen Bedienten zu ihm ſagen, ich ſey ausgegangen; und damit er mich nicht ſehen möchte, wenn er durch den Saal gieng, ſo ſuchte ich durch die Thür zu ſchlüpfen, die auf die Flur führt. Zum Unglück aber begegnete ich hier gerade Herrn Achette, der von zwey andern Perſonen daſelbſt erwartet ward. So ward ich denn gezwungen ſie zu ſprechen; ich gieng mit ihnen in mein Zimmer, bat ſie ſich zu ſetzen und fragte ſie nach der Abſicht ihres Beſuchs.

Dieſer

Dieſer Achette iſt ein ſehr einſchmeichelnder, gewandter und beredter Mann. Nachdem er meine Großmuth, meinen guten Karakter und meine Neigung mir jedermann zu verpflichten, die das Glück hätten, Zutritt zu mir zu haben, geſchildert, ſo ſtellte er mir Herrn Böhmer vor und ſagte, daß dieſer der Beſitzer des Halsbandes ſey, von dem ſein Schwiegerſohn ſchon mit mir geſprochen habe. Er ſey nicht gekommen, fuhr er fort, die Bitte zu wiederholen, deren Erfüllung ich ſchon verweigert hätte, ſondern nur um mir jenen Schmuck zu zeigen, bevor er nach Portugall abgeſchickt würde, wohin er gehen ſolle. Ihn zu ſehen, ſey ja ohne Koſten. Ich erlaubte ihnen denn das Behältniß zu öfnen, und nachdem ich das Halsband geſehen hatte, ſo ſchickte ich zum Grafen, meinem Gemahl, herab zu kommen und es gleichfals als eine Seltenheit zu ſehen.

Da dieſer von Juwelier hörte, ſo bildete er ſich ein, man habe mir etwas zu Kauf gebracht, und ließ mir ſagen, er habe jetzt kein Geld um Juwelen zu kaufen. Als er aber hörte, daß er blos ſehen nicht aber kaufen ſollte, ſo kam er, warf ein flüchtiges Auge auf den Schmuck und gieng zurück ohne ein Wort zu fragen. Ich war daher mit meinem Beſuche wieder allein; einer ſahe den andern mit einer verlegenen Miene an, bis ihr Sprecher Herr Achette von neuem die Unterredung ſo begann: Iſt es nicht Schade, Madam, daß ein ſo prächtiges Juwel aus dem Lande gehen ſoll, da wir eine Königin haben, für die es ſich ſo vortreflich ſchickte, und die ſo ſehr darnach verlangt?—

langt? — „Das weiß ich nicht, war meine Antwort, auch kann ich nicht begreifen, wie Sie ſich gerade an mich wenden, um Ihren Vorſchlag Ihrer Majeſtät zu hinterbringen. Ich verſichre Sie, ich habe keine Gelegenheit dazu, ich habe nicht die Ehre, mich ihrer Perſon zu nähern. — Madam, nahm Achette mit einem bedeutenden Blick das Wort, wir ſind nicht hieher gekommen, um Ihre Geheimniſſe auszuforſchen, noch weniger an dem zu zweifeln, was Sie die Güte haben, uns hier zu ſagen; aber glauben Sie mir, ich bin mit Verſailles und allem was daſelbſt vorgeht ſehr wohl bekannt. Wenn ich mir daher die Freyheit nahm, meinen Freund zu Ihnen zu führen, ſo that ich es in der Ueberzeugung, daß, wenn Sie ihn mit Ihrer Unterſtützung beehren wollen, keiner am Hofe geſchickter iſt, um ihm den Dienſt zu erweiſen, warum er Sie erſucht." — Böhmers Mund war bereits offen; ich ſahe vorher, daß er noch etwas von Erkenntlichkeit und Geſchenken hinzufügen wollte, daher eilt' ich das Geſpräch zu unterbrechen, und um mich ſelbſt aus der Verlegenheit zu ziehen, ſagte ich ihm, ich wollte ſehen, ob ich ihm durch meine Verbindung behülflich ſeyn könnte; unmittelbar vermöcht' ich es nicht. Drey Wochen waren bereits verfloſſen, ohne daß ich etwas weiteres von dem unglücklichen Halsband gehört hatte. Ja ich hatte es ſchon ſo weit aus der Acht gelaſſen, daß ich nicht einmal daran dachte, deſſelben gegen den Kardinal zu erwähnen, als er mir eines Tages einen Beſuch abſtattete. Er hatte einen ſehr ſchönen Ring am Finger, den ich nicht bemerkte. Nachdem er von verſchiednen

ſchiednen Sachen im Betreff der Königin geſprochen hatte, über die er ſich beklagte, und zu gleicher Zeit durch Geſtikulation ſeine Hand in alle nur mögliche Lagen zu bringen ſuchte, ſo ſagte er endlich: Nun, und Sie machen mir nicht einmal über meinen neuen Ring ein Kompliment? Ich habe ihn für Diamanten und andre Steine eingetauſcht, deren ich überdrüſſig war. — „Es iſt ein ſchöner, ſehr ſchöner Ring, verſetze ich ihm, allein ich ſah vor einigen Wochen noch etwas Schöneres, und ſo erzählte ich ihm denn die ganze Geſchichte mit Laporte, Achette und Böhmer. Mit Befremden bemerkte ich in ſeiner Miene keinen geringen Grad von Beſtürzung. — Das iſt ja ſonderbar, fuhr er fort, haben Sie ſchon mit der Königin davon geſprochen? — Nein, erwiederte ich, ich mocht es nicht auf mich nehmen. — „Sehr eigen! ſetzte der Kardinal hinzu, daß dieſe Leute ſich juſt an Sie gewandt haben. Sagten ſie ihnen denn, ſie wüßten daß es der Königin um ein Halsband zu thun ſey? Ja, ſie verſicherten mich's, fuhr ich fort, und ich habe einigen Grund es zu glauben. — Hier ſchien der Kardinal, wie mir's ſchien, zu überlegen, ob er ſich mir entdecken ſolle, und da er es nicht für gut befand, ſo brach er das Geſpräch ab. Zwey bis drey Tage nachher bekam ich einen Brief von ihm, worin er mich bat, ihm doch die Adreſſe des Juweliers zu ſchicken. Da ich dieſe nun ſelbſt nicht wußte, ſo ſchickte ich zu Laporte. Dieſer ſchrieb ſie meinem Bedienten auf, und ſo ſchickte ich ſie dem Kardinal.

Die Zerrüttung der Vermögensumſtände des Prinzen, ſeine Zurückhaltung gegen mich in Rückſicht auf dies Kapitel, ſein Nachfragen nach dem Juwelier, das plötzliche Fordern ſeiner Addreſſe, alles dies ließ mich vermuthen, ſeine Abſicht ſey einen Streich zu ſpielen und dieſes Halsband zu erſtehn, um es in Geld umzuſetzen. Ich wußte, daß er in ſolchen Sachen ſehr erfahren war. Noch mehr wußt' ich, daß es ihm damals vorzüglich am Herzen lag, ſeine quälenden Gläubiger zu befriedigen, zumal ſeitdem die Königin ihm geſagt hatte, der einzige Weg, ſich dem Könige zu empfehlen ſey, ſeine Schulden zu bezahlen, und ſeine Oekonomie auf einen beſſern Fuß zu ſetzen. Schon zu wiederholtenmalen hatte er mir geſagt, daß ſeitdem ihm Ihre Majeſtät dieſe Nachricht gegeben hätten, ſeit dem ſey er der größte Oekonom im ganzen Lande geworden. Durch beträchtliche Einſchränkungen habe er ſeine Ausgaben ſehr vermindert, und er hoffe, in wenig Jahren ganz ſchuldenfrey zu ſeyn. Doch, ſetzte er hinzu, wären einige ſeiner Schulden eher zahlbar, als er ſich durch den langſamen Ertrag ſeiner ökonomiſchen Sparſamkeit davon befreyen könne. Hiernach konnte ich nicht zweifeln, daß er das Halsband zum Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit gemacht habe, um ſich der Schulden dieſer Art dadurch zu entledigen. Er beſuchte mich den nächſten Morgen. Weder des Juweliers noch des Halsbandes ward mit einem Worte erwähnt, deſto mehr aber ſprach er von ſeiner Klugheit und beſſern Einrichtung. Die Königin hat Recht, ſagte er, ich richtete mich ſelbſt zu Grunde. Der Kö-

nig liebt Ordnung und Sparſamkeit. Ich ward benachrichtigt, daß ſo oft man mich ihm zur Verwaltung ſeines Reichs vorſchlug, er nichts weiter einzuwenden hatte, als die Zerrüttung meiner eignen Vermögensumſtände, womit Ihre Majeſtät, nach der Verſicherung der Königin, ſehr wohl bekannt waren. Und in der That ſollte ich wohl ſo wichtigen Ausſichten nicht etwas aufzuopfern verpflichtet ſeyn? Dadurch, daß ich mir jetzt einige Beluſtigungen verſage, werde ich ſie dereinſt zehnfach wieder erhalten. — Der Zeitpunkt, wo die Königin das mir gethane Verſprechen erfüllen wird, iſt näher als ſie glauben; ſie iſt bereits auf die Antwort des Königs vorbereitet; — ſie weiß, daß er ohnſtreitig auf meine Verſchwendung und meine Schulden losziehn wird. Wenn man ihm dann erklärt, daß ich meine Lebensart geändert, daß ich Ordnung in meine Haushaltung gebracht, große Verbeſſerungen gemacht und Schulden mit dem bloßen Ueberſchuß, der Frucht meiner Einſchränkung, bezahlt habe; dann wird der König nichts mehr einzuwenden haben; und die boshaften Verläumdungen meiner Feinde werden verſtummen müſſen. Ich ſinne noch auf mehrere Einſchränkungen, und ich denke darauf, das Syſtem der Sparſamkeit in meinem eignen Hauſe zu befolgen, dem ich bey Verwaltung des Staats treu ſeyn will. — Sülly könnte nicht beſſer räſonniren, ſagte ich ihm; der Himmel erhalte Sie bey dieſen Vorſätzen! Ich fand nicht für gut, ihm meine Meinung hierüber zu ſagen, weil er mir in Abſicht des Plans nichts mittheilte, mit dem er nach meiner Vermuthung ſchwanger gieng.

Als er mich verlaſſen hatte, ließ ich meinen Gedanken freyen Raum, und es ſchien mir ſehr befremdend, daß der Kardinal bey ſeinem vielen Gerede von Wirthſchaftlichkeit den ſonderbaren Entſchluß gefaßt habe, ſeine gegenwärtigen Schulden dadurch zu tilgen, daß er ſich für die Zukunft eine ungeheure Laſt von neuem durch eine Sache aufbürden wolle, wobey er wahrſcheinlich beträchtlich werde zuſetzen müſſen.

Dieſe Betrachtungen, die ſich auf meine Wünſche für die Wohlfahrt des Kardinals gründeten, leiteten mich auf den Gedanken, ob das Erſtehn des Halsbandes (denn damit glaubte ich, gehe er ſchwanger,) mir nicht Verdrüßlichkeiten zuziehen könne. An mich hatte man ſich zuerſt gewendet, um den Abſatz dieſes Schmucks zu erleichtern; ich hatte dem Kardinal die Addreſſe des Juweliers gegeben; es war daher möglich, daß er meiner Perſon beym Handel gedachte, und noch mehr, daß mir ſein Haß zu Theil ward, wenn der Handel, deſſen erſte Triebfeder ich ſcheinen konnte, ein unangenehmes Ende nahm. Meine Unruhe ſchien, da ich die Lage des Kardinals kannte, ſehr gegründet, denn ich konnte leicht begreifen, wie er im Stande ſeyn würde, zur gehörigen Zeit eine Summe von ſechzehn hundert tauſend Livres zu bezahlen. Indem ich das reiflich überlegte, ſah ich ein, daß ich mich auf alle Fälle ſo nehmen mußte, daß es unmöglich wäre, zu ſagen, ich ſey mit in die Sache verflochten geweſen. Ich begab mich daher zu den Juwelieren und ſagte ihnen, der Kardinal, mit dem ich von ihrem Halsbande geſprochen, habe ihre

Addreſſe von mir gefodert, ich ſchlöſſe hieraus, daß er den Abſatz deſſelben vermitteln würde, ob er mir gleich durch keine Sylbe Grund dazu gegeben habe, ſo zu denken. Ich bäte ſie alſo, wohl in Acht zu nehmen, daß ich nicht auf die geringſte Art den Kardinal zum Kauf bewogen, daß ich mich ſchlechterdings nicht damit abgegeben hätte; doch dem ungeachtet wäre es keineswegs meine Abſicht, ſie bang zu machen, ſondern ich ermahnte ſie blos, wenn ſie einen Akkord in Abſicht des Kaufes machten, ja die gewöhnliche Vorſicht zu gebrauchen, und ſich einer prompten Bezahlung zu verſichern.

Indem ich dieſe Maaßregeln befolgte, welche die Klugheit mir an die Hand zu geben ſchien, ſo ſah ich die Schwierigkeiten nicht vorher, die ich dem Kardinal dadurch in den Weg legte. Ich geſteh es, ich nahm blos auf mich Rückſicht; ich fürchtete den Spott, der am Hofe nur zu herrſchend iſt, wo nichts geſchehen kann, ohne die allgemeine Neugierde aufzuregen, wo jeder wiſſen will was für eine Art von Intereſſe die Triebfeder jedes Verfahrens geweſen iſt. Ich muß daher geſtehen, daß ich bey der zu großen Vorſicht, die ich in Rückſicht meiner gebrauchen wollte, den Nachtheil nicht beachtete, der für den Kardinal daraus entſtand. Denn ich ward dadurch die Urſach zu dem Mißverſtändniß, welches zwiſchen der Königin und ihm erfolgte, und welches ihm den unangenehmen Brief zuzog, worauf bereits angeſpielt iſt. Die Sache war, die Juweliers, denen ich Vorſichtigkeit anempfohlen

hatte,

hatte, befolgten meinen Rath ſo pünktlich, daß ſie den Kardinal nöthigten, nicht blos zu erklären, daß er für die Königin handle, ſondern ſogar einen Beweis davon vorzuzeigen. Dieſes letztere gab denn zu dem Anlaß, wovon ich nunmehr reden muß.

Doch bevor ich weiter gehe, ſey es mir erlaubt, den ſtrengſten und befangenſten meiner Leſer zu fragen, ob ich wohl, wenn man annimmt, daß ich um eben die Zeit (wie man unverſchämt behauptet hat) ein Auge auf das Halsband geworfen hatte, mich ſelbſt der einzigen zweckmäßigen Mittel, mich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen dadurch beraubt haben würde, daß ich den Kardinal auſſer Stand ſetzte es mir zu verſchaffen. Ich frage zugleich, ob bey derſelben Vorausſetzung, daß ich ſchon damals darauf gedacht hätte, das Halsband zu entwenden, es wohl nicht mein Vortheil geweſen wäre, es dem Kardinal in ſeinem eigenen Namen kaufen zu laſſen, ſtatt daß ich bey den Juweliern ein Mißtrauen weckte, das die Vermittelung der Königin nöthig machte, und dadurch das Vergehn einer falſchen Unterſchrift veranlaßte, das man mir zur Laſt legte. Die Juweliers hatten auf eine Art mit mir geſprochen, daß ich überzeugt war, daß Halsband ſey ihnen eine ſehr unangenehme Laſt, ſie wünſchten ſich daher unter den billigſten Bedingungen deſſelben zu entledigen, und es jedem zu überlaſſen, der ihnen die nöthige Sicherheit verſchaffen könnte. Nun hatte der Kardinal, ſo verſchuldet er auch war, doch ſehr beträchtliche Revenüen, auf welche er eine Art von Sicherheit zu ge-

ben im Stande war, die man nicht verwerfen konnte. Hätte ich daher nicht meiner Beſorgniß, in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden, Gehör gegeben; hätte ich nicht den Handel mit ihm auf ſeine eigne Rechnung erſchwert, ſo würde er gewiß ohne die geringſte Schwierigkeit in den Beſitz des Halsbandes gekommen ſeyn, und ich hätte es mit der größten Bequemlichkeit entwenden können, ohne zu einer falſchen Namensunterſchrift meine Zuflucht nehmen zu dürfen. So war alſo gar keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, mir mehr eine Verfälſchung als den Diebſtahl ſchuld zu geben, deſſen man mich einzig und allein beſchuldigte, weil die Königin gerechtfertigt, der Kardinal losgeſprochen und die ganze Laſt der Schande auf meinen Scheitel fallen mußte; ein redendes Beyſpiel von Parteylichkeit und Kabale, wie ich noch weiter zeigen werde! Ich muß nochmals wiederholen, es iſt klar wie der Mittag, daß wenn ich den angeſchuldigten Diebſtahl zur Abſicht gehabt hätte, ich nicht ſo gehandelt haben würde, als ich handelte. Gewiß hätte ich dann den Gegenſtand meiner Wünſche nicht in Hände kommen laſſen, aus denen ich ihn nur heimlich entwenden konnte. Einige Umſtände in Betreff der vorgeblichen Betrügerey werden noch gröſſeres Licht über die Dinge verbreiten, die ich jetzt dem unparteyiſchen Auge des redlichgeſinnten Publikums vorlegen will.

Ich muß nun einen Rückblick auf den Zeitpunkt werfen, der vor dem Briefe vorhergeht, den ich Num. XXVIII. eingerückt habe.

Ich habe bereits die Beweggungsgründe auseinandergeſetzt, die mich vermochten, ſo zu handeln, als ich in Rückſicht der Juweliers handelte. Sie entſprangen aus den Betrachtungen, welche ich über dieſen Gegenſtand anſtellte, und ließen mich mein Betragen auf eine Art einrichten, welche der Abſicht angemeſſen war, die ich beym Kardinal in Rückſicht des Halsbandes annehmen zu müſſen glaubte. Ich ſtellte mir nemlich vor, er ſuche hier ein Mittel ſich ſelbſt aus ſeiner unmittelbaren verdrießlichen Lage herauszuhelfen.

Einige Tage waren verfloſſen, ohne daß ich vom Prinzen ein Wort gehört hatte; ein Umſtand der nicht gewöhnlich war. Die Königin, die ich während des zu ſehn die Ehre hatte, ſagte in ihrer Unterredung mit mir nicht das geringſte das einigen Bezug auf das Halsband gehabt hätte. Alles, was ich erfuhr war, ſie habe den Kardinal vor zwey Tagen geſehen, und Ihre Majeſtät bezeigten ihre Befremdung, daß ich ihr keine Nachricht von einem Auftrage gebracht hätte, die Ihre Majeſtät ihm gegeben habe. Ich konnte mit Wahrheit antworten, daß ich ihn ſeit einem gewiſſen Tage nicht geſehen hatte, den ich ihr nannte. Ehe ich nicht näher davon unterrichtet ward ließ ich mir nicht einfallen, daß der Auftrag, deſſen Ihre Majeſtät gedachten, das Halsband betreffe. Nachdem ich der Königin meine Ergebenheit verſichert hatte begab ich mich nach Hauſe. Hier brachte mir mein Portier ein Billet vom Kardinal, worin er mir meldete, daß er Abends um ſechs Uhr zu mir kommen werde. Er bäte

mich, alsdann zu Hauſe zu ſeyn, weil er mir eine Sache von Wichtigkeit abzuliefern habe. Ich ließ ihm ſagen, ſein Beſuch würde mir ſehr willkommen ſeyn, und er kam auch wirklich an. Da er länger als gewöhnlich nicht bey mir geweſen war, ſo machte ich ihm Vorwürfe und fragte ihn um die Urſach davon. — „So, ſagte der Prinz, ſind Sie neugierig? Nun, Sie ſollen alles wiſſen! Der Handel iſt geſchloſſen, — ich habe das Halsband für die Königin gekauft. Schreyen Sie nicht über Verſchwendung — ich weiß ſchon was ich thue. Der Handel iſt auf — — kurz ich habe Privatarrangements mit Ihrer Majeſtät gemacht. — Hier iſt das Paket, ſie muß es noch heut bekommen: ſogleich machen Sie ſich alſo damit auf!

Nicht gering war meine Freude, als ich fand, daß ich mich in meinen Muthmaßungen betrogen hatte; daß der Kardinal anſtatt eines entehrenden Kunſtgrifs ſich dadurch ein Verdienſt erworben hatte, daß er die Wünſche der Königin zu erfüllen ſuchte. Ich antwortete daher nichts weiter, als daß ich wünſchte, Flügel zu haben. Doch in Ermangelung dieſer nahm ich einen Phaeton, um deſto geſchwinder zu überkommen und erreichte Verſailles um neun Uhr. Sogleich begab ich mich aufs Schloß, allein Ihre Majeſtät waren in Geſellſchaft der Polignacs. Die Perſonen, die bey ſolchen Gelegenheiten Zutritt zu Ihrer Majeſtät hatten, waren nicht in ihren Zimmern; es ward ſpät und ich war äuſſerſt müde. Daher entſchloß ich mich, mich zur Ruhe zu begeben, die Vollführung meines Auf-

trags

trags bis auf den nächſten Tag zu verſchieben. Eh ich zu Bette gieng nahm ich nach meiner Gewohnheit eine Kopie vom Briefe des Kardinals und las die ſämmtlichen Bedingungen, unter welchen er den Handel mit den Juwelieren geſchloſſen, und durch die Bewilligung der Königin bekräftigt hatte. Die Obligationen waren eigenhändig von ihm geſchrieben. Ich bitte zu bemerken, daß ſie eigenhändig vom Kardinal geſchrieben waren, und daß ich bis auf den Augenblick, wo der Kardinal mich davon unterrichtete und ich die Papiere ſelber las, weder hievon noch von dem Handel ſelber etwas wußte.

Es ſchien mir alſo um ſo viel natürlicher, daß die Königin dieſe Papiere zu unterzeichnen belieben würde, zumal da der Kardinal, wie ich ſchon gemeldet habe, mir geſagt hatte, er habe Privatarrangements mit Ihrer Majeſtät getroffen. Ich war daher in Abſicht dieſer Sache ſehr beruhigt, die mir vorher, wie man geſehen hat, ſehr viel Unruhe verurſacht hatte.

Den nächſten Morgen ließ ich mich bey Mademoiſell Dorvat erkundigen, ob ich der Königin meine Aufwartung machen könne. Ich erhielt zur Antwort, daß der ganze Morgen ſchon beſetzt ſey, und daß ſie mirs auch auf keine andere Stunde des Tages verſprechen könne. Dieſe Ungewißheit, die ſo wenig der Ungeduld des Kardinals angemeſſen war, war mir ſehr verdrießlich, und da ich nicht glaubte, daß es ſchlechterdings nöthig ſey, das Paket ſelbſt zu überreichen, ſo fern es nur wirklich Ihrer Majeſtät eingehändigt würde, ſo

ſchickte ich es mit einem Handbrief an Mademoiſell Dorvat und bat ſie, es, der Addreſſe gemäß, ſo bald als möglich abzuliefern. Zugleich ſetzte ich hinzu, daß ich bloß auf ihre Antwort warte, um nach Paris zurückzukehren.

Nach zwey Stunden brachte mir Herr l'Eſklot Kammerpage der Königin ein verſiegeltes Paket mit einem kurzen Handbrief, worin mir Ihre Majeſtät befahlen, noch denſelben Abend nach Verſailles zurückzukehren. Ich beſchleunigte daher meine Abreiſe ſo viel als möglich. Unterwegs öfnete ich das Paket, das ich für den Kardinal bekommen hatte. Ich fand darin die Handelsartikel, gerade ſo wie ich ſie ſchon den Tag vorher geleſen hatte, ohne Approbation und Unterſchrift. Dabey lag der Brief der Königin, (M. ſ. N. XXVIII) worauf ich mich ſchon zweymal berufen habe, und den die Umſtände, die ich bisher erzählte, hinlänglich erläutern. Es iſt offenbar, daß Ihre Majeſtät mit dem Kardinal übereingekommen waren, Privatarrangements zu treffen, nicht aber ihren Namen zu einem Handel mit den Juwelierern zu gebrauchen. Der Kardinal der ſich genöthigt geſehen hatte, ſich zu dieſer Bedingung zu bequemen, hatte an die Königin geſchrieben, es ſey für Ihre Majeſtät gleichviel zu unterzeichnen, oder nicht zu unterzeichnen, denn die Artikel ſammt ihrer Vollmacht würden in ſeinen Händen bleiben. Die Königin aber, die, wie es ſcheint, nicht denſelben Begriff von der Sache hatte, ſchickte ihm das Papier ſammt dem Verweis zurück, der in dem beyliegenden Briefe enthalten war.

Kaum

Kaum war ich zu Paris angekommen als ich zum Kardinal hinſchickte. Er war eben nicht zu Hauſe, ich ließ ihm daher durch ſeinen Kammerdiener ein Billet übergeben worin ich ihn bat, ſogleich nach Empfang deſſelben zu mir zu kommen. Erſt um zehn Uhr des Abends kam er, und entſchuldigte ſich mit Geſchäften von der größten Wichtigkeit, die Ihn aufgehalten hätten. Meine Antwort war, es thäte mir leid, denn die Königin habe mir noch für denſelben Abend einen Auftrag gegeben, und zugleich gab ich ihm das Paket von Ihrer Majeſtät. Sein erſtes Geſchäft war, zu ſehen, ob der Handel die Approbation der Königin erhalten habe. Als er alles ſo fand, wie er es abgeſchickt hatte, ſo veränderte er ſeine Farbe, und ſeine Verwirrung war noch merklicher, als er den dabey liegenden Brief las. Er theilte mir den Inhalt mit und ſprach eine Zeitlang als ein Mann, der ſeiner Sinne nicht mächtig iſt. Als ich ihm einige Fragen vorlegte, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, ſagte er mir: Es thut mir leid, daß ich Ihnen aus dieſer Sache ein Geheimniß machte, während ich damit umgieng, vielleicht hätten Sie mir beſſer gerathen, als ich mir ſelbſt. Ich habe Ihnen geſagt, daß ich das Halsband für die Königin gekauft habe, und daß der Handel ſchon geſchloſſen ſey. Hier iſt er; daſſelbe Papier, mit meiner eignen Hand geſchrieben, das Sie der Königin überbracht haben, und das mir Ihre Maj. mit dem Ausbruch einer ſehr übeln Laune zurückſchicken, als ob ich von den Artikeln abgegangen wäre, worüber wir beyde einig wurden. Sie ſollen jetzt urtheilen ob ich ſchuldig bin oder nicht.

Sie müſſen ſich noch erinnern, daß als Sie bey Gelegenheit meines Ringes, mir von den Juwelieren ſagten, die ſich an Sie gewendet hatten, ich dies ganz befremdend fand. Ich erklärte mich damals nicht weiter, der Grund aber war, die Königin hatte mir vor einigen Tagen geſagt, daß das Halsband für Portugall beſtimmt ſey (woher ſie dies wußte kann ich nicht ſagen.) Da ihr dies ſehr zu ſchmerzen ſchien, ſo ſagt' ich ihr, es gäbe Mittel es in Beſitz zu bekommen, ohne dem Unwillen des Königs ausgeſetzt zu ſeyn. Man dürfe ja nur einige geringe Veränderungen in Abſicht des Muſters und der auffallendſten Steine vornehmen, ſo ſey nichts zu fürchten. Dies verflocht' uns in eine ausführlichere Unterredung, und das Verlangen der Königin ward um ſo ſtärker, je leichter ſie es fand, die Juwelen unkenntlich zu machen. Nun war keine Schwierigkeit mehr übrig außer die Bezahlung, wozu ihre Majeſtät die Mittel nicht jederzeit in Händen hatten. Ich verſprach daher alle meine Geſchicklichkeit und meinen Kredit aufzubieten, damit dieſes kein Hinderniß in den Weg legen möchte. — Ihre Majeſtät dankten mir ſehr verbindlich und ſagten, daß im Fall ſie von meinen Anerbietungen Gebrauch machen ſollten, ſie ſich gern zu Privatveranſtaltungen verſtehen würde, und ſo könnte ich mich denn perſönlich in einen Akkord mit den Juwelierern einlaſſen. Die Sache ſchien mir kein Bedenken zu haben, ich reiſte daher nach Paris und freute mich, daß ich im Stande war, Ihrer Majeſtät ein Gefallen zu erzeigen.

Den nächſten Tag bat ich mir von Ihnen die Adreſſe der Juwelier aus, und ging unter dem Vorwande, einige Juwelen, die ich zu mir geſteckt hatte, ſchätzen zu laſſen, ſo gleich ſelbſt zu ihnen. Das Geſpräch begann, ich lenkt' es auf das Halsband, das man mir ſogleich vorzeigte. Während ich es betrachtete, erzählte mir Böhmer alles, was vorgefallen war. Ich ſagte, es ſey mir aufgetragen, mich nach dem Preiſe deſſelben zu erkundigen, und im Fall die Perſon für die ich es kaufen ſollte, es nicht für gut befände, ſelbſt zu erſcheinen, ſo wollt' ich einen Privatkontrakt mit ihm eingehn.

Als dieſer erſte Schritt, der keinen Schein von Schwierigkeit hatte, geſchehen war, ſo begab ich mich nach Verſailles. Noch denſelben Abend ſah ich die Königin. Ich ſagte ihr, das Halsband ſey in meiner Gewalt und folglich zu ihrer Majeſtät Befehl, den ich zu empfangen jetzt gekommen ſey. Sie antwortete mir: (dies ſind ihre eignen Ausdrücke), ich werde mir jede Veranſtaltung die Sie treffen werden, gefallen laſſen, vorausgeſetzt daß mein Name nicht dabey genannt wird. So bevollmächtigt kehrt' ich nach Paris zurück, ſandte nach den Juweliern, ſuchte den Handel ganz zu endigen und das letzte Gebot zu thun; aber zu meinem Erſtaunen fand ich nicht mehr dieſelbe Geneigtheit, mir den Schmuck verabfolgen zu laſſen, als vorher. *) Sie machten

*) Meine Leſer werden ſich hier gütigſt wieder an das erinnern, was ich oben in Rückſicht deſſen ſagte, wie ich mit

machten Schwierigkeiten, thaten Fragen an mich und äuſſerten Zweifel und Bedenklichkeiten. — Um alle Hinderniſſe mit einem Worte aus den Wege zu räumen, erklärt' ich, daß ich das Halsband für die Königin kaufte, daß aber beſondre Urſachen ihre Majeſtät wünſchen ließen, den Kauf noch auf einige Zeit geheim zu halten. Völlig mit dem Arrangement zufrieden, das ſie mit mir zu machen geruhen werden, hätt' ich den Auftrag erhalten, mit ihnen Masregeln zu treffen, die ihnen zuträglich wären, und auch mir billig zu ſeyn ſchienen. Drauf fodert' ich Feder, Dinte und Papier, ſetzte eigenhändig die Handelsartikel auf, ſo wie ich glaubte, daß ſie ihrer Majeſtät Beyfall haben würden, und übergab ſie den Juweliern. Sie waren mit den Bedingungen zufrieden, nur einer von ihnen Namens Baſanges bemerkte, daß da ich Herrn von St. James eine beträchtliche Summe ſchuldig ſey, ſie mit mir keinen Handel ſchließen könnten, bevor ich ſie nicht mit dem Arrangement bekannt machte. Um allen Schwierigkeiten ein Ende zu machen, ſagt' ich hierauf zu ihnen: Hören Sie, ich bin im Stande ihnen an Herrn von St. James

mit den Juweliern zu Werke gieng. Da ich hoffe, daß ſie obige Stelle wieder nachſehn werden, ſo brauch ich hier weiter keine Bemerkungen hinzuzufügen. Iſt 's aber aus der Erzählung des Kardinals nicht klar, daß wenn ich den Juwelieren nicht gerathen hatte, ja vorſichtig zu Werke zu gehen, ſie den Handel mit ihm auf ſeine eigene Rechnung geſchloſſen, und nicht auf die Approbation der Königin gedrungen haben würden? Dem zu Folge hat alſo der vorgebliche Betrug nicht Statt gefunden, und die Entwendung des Halsbandes würde leichter und weniger gefährlich geweſen ſeyn.

mes ſelbſt alle nur mögliche Sicherheit zu geben. Ich will ihnen den Kontrakt gerade ſo wie er jetzo iſt von der Königin approbirt und unterzeichnet bringen; aber da ſie ſchlechterdings nicht will, daß ihr Name bekannt werden ſoll, ſo darf ihn keiner als Herr von St. James und ſie ſelber ſehn, und er muß nachher bey mir in Verwahrung bleiben, bis die Bezahlung erfolgt, in Rückſicht welcher ich auch nothwendig Sicherheit haben muß. — Wollen ſie ſo viel Vertrauen zu mir haben? Wollen ſie damit zufrieden ſeyn? Sie antworteten einſtimmig ja, und verſicherten, daß wenn der Umſtand mit der Summe nicht wäre, die ich dem Herrn von St. James ſchuldig ſey, ſie mit meinem bloßen Wort zufrieden ſeyn würden. —

Ich verließ ſie und ſchrieb ſogleich an die Königin. Mein Brief enthielt eine Nachricht von den einzelnen Artikeln meines Kontrakts nebſt der Bitte an Ihro Majeſtät, ihre Approbation an den Rand der Schrift zu ſetzen, die ich ihr überſandte. Ich bemerkte ausdrücklich, daß, da es ausgemacht ſey, daß dieſe Schrift in meinen Händen bleiben ſolle, ihrer Majeſtät Verlangen gewillfahrt werde, daß ihr Name nicht bekannt werden ſolle. — Betrachten Sie nun die Antwort, die ich bekommen habe. — Das iſt mein Dank für die Mühe, die ich mir gegeben, für den Eifer den ich bewieſen habe, für die Opfer die ich vielleicht noch bringen muß; denn kurz ich habe gut geſagt, und Gott weiß, wann ſie bezahlen wird; wann ihre Blutigel ihr Mittel zur Bezahlung übrig laſſen werden! — — O Weiber! — — Weiber! und beſonders Prinzeſſinnen,

doch

doch ärger als alle dieſe, Königinnen !!! — Sie ſchreibt an mich, wie an einen Lakaien, wenn ſie nicht Heimlichkeit verlangt hätte, ſo würde ſie ſich nicht an mich gewandt haben. Wie nennt ſie denn alles das, was ich that, wenn ſie ihm nicht dem Namen der Heimlichkeit belegen will?

Er war in voller Wuth und ſchien in jedem Augenblick den Kontrakt in Stucken reiſſen zu wollen, als er ausrief: So will ich denn die Vezierſchaft mit ſamt der Sultanin zum Teufel ſchicken! Da verließ ich ihn auf einige Zeit um ſeiner böſen Laune freyen Lauf zu laſſen. Nachdem er etwas ruhiger geworden war, ſtellt' ich ihm vor: daß ich gar das Beleidigende im Brief der Königin nicht fände, das er darin zu finden glaubte, daß mir ein bloßer Mißverſtand obzuwalten ſcheine, wozu der unbeſtimmte Ausdruck „daß ihr Name nicht darin erſcheinen ſolle" Anlaß gegeben habe; daß ob ſie ihm gleich den Kontrakt zurückſchicke, ſie doch nicht den Wunſch äußere, daß er nicht geſchloſſen ſeyn möchte, ſondern zu verſtehn zu geben ſcheine, daß er nur auf eine andre Art aufgeſetzt werden müſſe. Das erſte alſo wozu man ſchreiten müſſe ſey, nach meiner Meynung, ihre Majeſtät deshalb um Rath zu fragen, und dies müſſe man um ſo mehr thun, da ſie mir, indem ſie mich mit dem Kontrakt zurückgeſchickt, befohlen habe noch denſelben Abend zu ihr zurückzukehren. Bey der Unmöglichkeit noch denſelben Tag zeitig genug nach Verſailles zurückzukommen, würd ich mich den nächſten Morgen recht früh aufmachen, um ſogleich den erſten Augenblick zu nützen, wo ihre Majeſtät zu

ſprechen ſey. Ich fügte hinzu, daß ich ihm beßre Nachricht zu bringen hoffe und daß ich die Königin auf dasjenige in ſeinem Briefe aufmerkſam machen wolle, was ihr wahrſcheinlich entgangen ſey, daß nämlich ſo fern die Approbation in ſeinen Händen bliebe, der Name ihrer Majeſtät in der That nicht zum Vorſchein komme. Der Kardinal ließ ſich beſänftigen, ſchien meine Vorſtellungen zu billigen, und geſtand mir zu, daß es auf jeden Fall nöthig wäre, den nächſten Tag nach Verſailles zurückzukehren, zumal da die Königin es befohlen habe. — Dem zu folge gab er mir alſo den Kontrakt und empfahl ſich mir, damit ich mich, wie er ſagte, zeitig zur Ruhe verfügen könne, um den nächſten Morgen recht früh abreiſen zu können. Bey meiner Ankunft zu Verſailles hört' ich von Demoiſell Dorvat, die Königin habe vorigen Abend bis zwölf Uhr auf mich gewartet, ſie ſey ſehr mißmuthig geweſen, und habe die ganze Zeit mit ſchreiben zugebracht. Nach einigen Stunden erhielt ich zwey Zeilen folgenden Inhalts? **Man kann Sie heut nicht ſprechen, bleiben Sie zu Verſailles, Sie ſollen Nachricht bekommen, wenn man zu ſprechen iſt.** Dies verrieth mir wenig Ernſt in Abſicht der Sache, die ich betreiben ſollte, und ich ſah es als ein unglückliches Vorzeichen für den guten Erfolg meiner Geſandtſchaft an. Den folgenden Tag war ich ausgegangen eine Viſite zu machen; bey meiner Zurückkunft fand ich einen noch lakoniſcheren Zettel „Abend's nach halb neun Uhr" Faſt zitternd erwartet'e ich die beſtimmte Stunde, und hatte das Vergnügen zu finden, daß meine Ahndungen mich betrogen hat-

hatten. Die Königin empfing mich mit ihrer gewöhnlichen Herablaſſung und Leutſeligkeit. Nachdem ſie mir einige Verbindlichkeiten geſagt hatte, wandte ſie ſich näher an mich. Apropos fieng ſie an, bringen Sie mir nichts vom Kardinal? — Ich hab' ein Papier, war meine Antwort, mit dem Auftrage es Ihrer Majeſtät zu überreichen, ſo fern ſie es verlangen ſollten, und Ihre Befehle in Abſicht des Inhalts zu empfangen. Hierauf zog ich den Kontrakt aus meiner Taſche, und nahm mir die Freyheit, ihr die Lage vorzuſtellen, worin ſich der Prinz befand, die Schwierigkeiten, die er zu überſteigen hatte, und die Geſchicklichkeit, mit der er zu Werke gieng um die Juweliers zu gewinnen, da er ihnen in der That keine andre Sicherheit gab, als ſeine eigene, weil er die Schrift in ſeinen Händen zurückbehielt, ſo daß der Name ihrer Majeſtät nie zum Vorſchein käme. — Ich weiß das alles ſagte die Königin, allein ich erklärt' ihm ausdrücklich, daß ich mich mit keinem in ein Arrangement einlaſſen würde, als mit ihm ſelbſt, und doch ſchlug er mir hier geradezu eines mit den Juwelieren vor. Nun aber, (wie ich ihm auch ſchrieb) hätt' ich Luſt gehabt, mich mit ihnen ſelber in einen Handel einzulaſſen, ſo hätt' ich ſeiner Hülfe nicht bedurft. Er hat meines Namens in der That erwähnt, dies iſt eine unverzeihliche Indiſkretion. Er hätte beſſer gethan, mir Nachricht davon zu geben, als eine Sache auf ſich zu nehmen, deren Ausführung er nicht gewachſen war." — Dürft' ichs wagen, Eurer Majeſtät vorzuſtellen, daß er dieſe Schwierigkeit nicht vorher ſah; daß ſein Eifer allein ihn ſo in dieſer Sa-

che

che verfahren ließ — daß beym Anfang der Unterhandlung die Juweliers geneigt zu ſeyn ſchienen, ſeine eigene perſönliche Sicherheit anzunehmen. Als er aber weiter gieng, da erſt ſprach man auf eine Art mit ihm, die ihm deutlich zeigte, daß man argwehnte, er wolle die Diamanten nur darum erſtehen, um ſie in Münze umzuſetzen. Da er nun glaubte, die Wünſche Eurer Majeſtät auf gleiche Weiſe zu erfüllen, wenn jede Schrift worin ihr Name nothwendig erſcheinen müßte, Sicherheit gäbe, ſo erwähnt' er des Namens Eurer Majeſtät unter der Bedingung, geheim damit zu ſeyn. Auch denk' ich nicht, daß, da ſie wiſſen, daß es ſchlechterdings Eurer Majeſtät Wille iſt, daß der Handel geheim gehalten werde, ſie deſſen gegen irgend jemand erwähnen ſollten. — „Nach allem dem was Sie mir ſagen, verſetzten ihre Majeſtät, thut es mir leid, daß ich ſo an ihn geſchrieben habe. — Ich will Ihnen einen Brief an ihn mitgeben. Aber iſt denn gar nichts Unſchickliches in ſeinem Verfahren? Ward nichts mehr erfodert, als blos auf Verſchwiegenheit zu dringen, gab es keinen andern Weg? — Vielleicht weiß ers nicht, Ihnen aber will ichs entdecken, daß ich mich förmlich gegen den König verpflichtet habe, nirgends meinen Namen zu unterſchreiben, ohne es ihm vorher mitgetheilt zu haben. Die Sache iſt alſo gar nicht thunlich. Sehn Sie daher mit einander zu, was zu thun ſey, oder laſſen Sie uns die Idee von einem Kauf gar aufgeben. Mir ſcheint, daß die ganze Unterſchrift blos eine Art von Form iſt; daß dieſe Leute meine Hand nicht kennen — Dies bedenken Sie.

Aber meinen Namen kann ich nicht darunter ſetzen. Doch mag die Sache einen Ausgang nehmen, welchen ſie will, ſagen Sie dem Kardinal, daß ich ihn eheſtens ſprechen würde. Ich will ihm ſagen, welche Verfügungen ich mit ihm zu treffen willens bin.

Aus dieſer Unterredung den Schluß zu ziehn, daß die Königin mir zu verſtehen gegeben habe, eine falſche Unterſchrift zu machen, mochte wohl eine Art von Verbrechen ſcheinen. Wahrſcheinlich hatte ſie von der Natur einer ſolchen Verfälſchung keinen deutlichen Begriff. Mir ſelber gieng es ſo, bevor ich auf die Folgen aufmerkſam gemacht wurde. Auch iſt es möglich daß die Bemerkung, die Juweliers wären mit ihrer Hand unbekannt, nicht den Sinn haben konnten, daß ein anderer an ihrer Stelle unterſchreiben möchte: denn bey weiterem Nachdenken fand ich, daß die Worte auch noch einen andern Sinn geben könnten, ob ich gleich dieſen Ausdrücken jene Bedeutung unterlegte. Ich verſtellte mich nicht, als ich die Feder in die Hand nahm, dieſe Memoirs zu ſchreiben. Ich geſtand, verſchiedene Unvorſichtigkeiten begangen zu haben — dieſe war eine der größten. Kaum darf ich Unwiſſenheit hier zu meiner Rechtfertigung anführen, und doch war dies in der That die Haupturſach meines Vergehens. Ungewohnt, nachzudenken, in den Strudel höfiſcher Willfährigkeit fortgeriſſen; in jene Art von Taumel verſunken, die der Geiſt der Intrigue jederzeit bey mir bewirkt; kurz durch die ſchlechten Beyſpiele verderbt, die ich unaufhörlich vor meinen Augen ſah, und geneigt, mit allem, was mit

mo-

moraliſchen Pflichten in Verbindung ſtand etwas zu leichtſinnig umzugehn, ſah ich bey ſolchem Verfahren nichts mehr, als eine der gewöhnlichen Täuſchungen, die man ſich ſo häufig in der Welt erlaubt, ſo fern man ſich nur bewußt iſt, daß man keinen boshaften Betrug zur Abſicht habe. —

In der That, ſagt' ich zu mir ſelber, was macht es, ob die Juweliers die Unterſchrift der Königin oder einer andern Hand zu ſehen bekommen, zumal da ſie dieſelben nur einen Augenblick ſehn, da ſie nicht in ihrer Hand bleibt, und da ſie zu ihrer Sicherheit entbehrlich iſt. Sie haben ja des Kardinals Handſchrift, und im Fall, daß der Kardinal nicht im Stande ſeyn ſollte, gehörig zu bezahlen, ſo wird die Königin, die da wünſcht, daß die ganze Sache geheim bleibe, hinzutreten und die Privatengagements erfüllen müſſen, die ſie mit ihm einzugehen verſprochen hat. In dem ich dies bey mir ſo überlegte, doch nicht reiflich genug überlegte, da ich an keine tiefe Betrachtung gewöhnt war, ſo fand ich, daß, der Form wegen, den Juwelieren etwas vorgezeigt werden müſſe, das ſie für die Approbation der Königin hielten; daß der Kardinal wegen dieſer Maaßregeln nicht um Rath gefragt werden dürfe, weil er ſich ſonſt verpflichtet halten möchte, ſie zu verwerfen, da er ſie doch gern mit mir benutzen werde, nachdem ſie ihre Wirkungen gethan hatten. Ueberdem, fuhr ich in meiner Verblendung fort, bin ich um ſo weniger in Gefahr, mich ſelbſt zu verrathen, da geſetzt, daß die Königin mir auch nicht geradezu die

Idee an die Hand gab, ihren Namen zu unterzeichnen, ſie mir doch die Wahl der Mittel überließ. Sie ſagte mir, dieſe Leute kennten ihre Hand nicht, und dies machte zuerſt die Idee bey mir rege, wobey ich nachher verweilte. Indem ich mich mit dieſen Gedanken herumſchlug, näherte ich mich Paris. Mein Entſchluß war gefaßt, ich wollte daher bey meiner Ankunft unten auf den Rand hinzuſetzen: genehmigt von mir, der Königin. Doch fragt' ich bey dieſem Gedanken mich ſelbſt, ob wol die Königin, im Fall ſie nicht ihr Vergleich mit dem Könige daran gehindert hätte, ſo ſelbſt würde unterſchrieben haben; allein ich konnte mich hier nicht herausfinden. Ein Fehler mußte indeſſen hier ſorgfältig vermieden werden, denn dieſer konnte den ganzen Plan zernichten. Ich nahm mir daher vor, meinen Gemahl zu fragen, wie die Königin ſich zu unterſchreiben pflege. Eine Zeitlang verweilt' ich bey dieſer letzten Idee, doch gab ich ſie wieder auf, indem ich an alle die Schwierigkeiten dachte, die er in der Sache gemacht hatte wo Madam de Cruſſol die Königin vorſtellen ſollte. Nun war ich abermals in Verlegenheit, ich dachte nach, ob ich nicht jemanden kennte, dem ich mich entdecken könnte, als Herr Retaux de Villet mir einfiel. Ich war ſehr wohl mit ihm bekannt, und er war auf dem Punkte, durch meine Vermittelung eine Militärſtelle zu bekommen. Er konnte mir alſo ſchwerlich eine Gefälligkeit verſagen, der ich ſelber nur einen geringen Grad von Wichtigkeit beylegte. Ich bat ihn zur Tafel, worauf ich ihn beyſeit führte mit dem Bedeuten, ich hätte etwas geheim mit ihm zu reden. Er

kannte

kannte meine Verbindung mit der Königin und dem Kardinal. Ich glaube, ich hatte ihm auch ſchon von dem politiſchen Plan geſagt, den der letztere dadurch zu erreichen ſuchte, daß er der Königin auf ſeinen eigenen Kredit ein Stück weiblichen Schmucks verſchaffen wolle, wornach ſie ſchon lange getrachtet habe. Ich erzählte ihm, welche Wendung die Sache kürzlich genommen, ſprach von des Kardinals Verlegenheit, vom Mißvergnügen der Königin, der Unterredung, die ich mit ihrer Majeſtät darüber gehabt hätte, und der Deutung die ich der Bemerkung derſelben gegeben, daß die Juweliers mit ihrer Hand nicht bekannt wären.

Ich wollte ihm eben den Entſchluß mittheilen, den ich der Unterredung zu folge gefaßt hatte, als mir ein Brief vom Kardinal gebracht wurde. Er ſchrieb mir, er ſey ſehr unruhig, und da er nicht ſelber zu mir kommen könne, ſo bät' er mich ihn doch in ſeinem Hauſe zu beſuchen. Ich ließ ihm ſagen, noch vor einer Stunde würd' ich bey ihm ſeyn; indeſſen thät ich ihm ſchon jetzt zu wiſſen, daß alles eine ſehr gute Wendung genommen habe.

So bald der Bediente hinweg war, begannen wir Villet und ich, unſere Unterredung von neuem. Er ſagte mir, es ſey kein Zweifel, daß die Königin die Worte ſo verſtanden habe, als ich ſie gedeutet hätte, ſie habe vermuthlich ſagen wollen, es ſey von wenig Belang von welcher Hand die Genehmigung geſchrieben ſey, weil die Juweliers die Hand der Königin nicht kennten. Aber, ſetzte er hinzu, weder die Königin noch

Sie ahnden es, wie gewagt es iſt, die Hand eines andern nachzumachen. Dies iſt eine Handlung, welche die Geſetze unterm Namen der Verfälſchung zum Kriminalverbrechen machen. Gewiß, fuhr er fort, werden Sie mir's nicht zumuthen, ein Verbrechen zu begehen, aber das können wir thun. Beyſeitgeſetzt, daß dieſe Leute, nach dem Ausdruck der Königin, ihre Hand nicht kennen, ſo iſt es noch die Frage ob ſie nicht mit ihrer Signatur bekannt ſind. Ihre Idee, blos Antoinette darunter zu ſchreiben iſt eine offenbare Verfälſchung, aber ſie aus einer öſtreichiſchen Prinzeſſin zu einer franzöſiſchen zu machen, zum Beyſpiel, Antoinette von Frankreich zu ſetzen, dies hat ſchlechterdings nichts zu bedeuten. Käm' es blos drauf an, das Halsband an ſich zu bringen und der Betrug würd' auch entdeckt, ſo wäre eine ſolche Unterzeichnung doch nur Beweis der Ueberliſtigung. Da aber kein Zweifel iſt, daß die Juweliers ihre Bezahlung erhalten werden, zumal da ſie Sicherheit vom Kardinal bekommen, die insgeheim auch von der Königin bekräftigt wird, ſo, denk' ich, kann man ohne große Gefahr ſich in die Umſtände ſchicken. Wie ich dies machen werde, will ich Ihnen ſagen: Erſtlich werd' ich meine Hand nicht verſtellen; zweytens werd' ich der Königin den unpaſſenden Titel Antoinette von Frankreich geben. Wenn die Schrift vom Kardinal überreicht wird, ſo wird man ſie nicht genau unterſuchen, und ſie werden mir verſprechen, ſie vor meinen Augen zu verbrennen, ſo bald die Juweliers bezahlt, und die Sache alſo geendigt iſt. Ich gab ihm mein Ehrenwort, und er ſetzte die Ge-

neh-

nehmigung der Königin nach unſer Verabredung auf den Rand der Schriſt.

Sogleich eilt' ich nun zum Kardinal. Ich habe geſagt, daß ich eine Zeitlang willens war, Ihm den Akkord genehmigt zu geben, ohne zu ſagen, wie ich die Sache betrieben hatte. Aber als ich zu ihm ins Haus trat, und er mich ein wenig warten ließ, ſo bedacht' ich, daß Vilette und ich ſelbſt nicht kompetente Richter wären, daß alſo die Sache ernſthaſter werden könnte, als wir glaubten, und daß der Kardinal in ſolchem Fall in eine ſehr unangenehme Lage gerathen möchte. Daher entſchloß ich mich ihn von der ganzen Sache zu unterrichten, zuvor aber wünſcht' ich doch zu ſehen, ob er wohl, im Fall ich ihm nichts davon ſagte, den Betrug entdecken würde. Mein erſtes Wort bey ſeiner Ankunft war: Nun hier iſt es endlich. Er beſah die Genehmigung, bemerkte nichts beſonderes und ſagte: da iſt es endlich! Ich brach in ein lautes Gelächter aus, und erzählt' ihm dann den ganzen Verlauf der Sache, faſt in denſelben Ausdrücken, wie ich ihn ſchon hier erzählt habe. Er betrachtete hierauf das Papier mit größerer Aufmerkſamkeit als zuvor und ſagte: „Sie haben Recht, Antoinette von Frankreich und Königin vom Monde iſt einerley, und doch hab' ich mich damit hintergehen laſſen. Ich denke ja nicht, daß dieſe Leute ein ſchärferes Auge oder einen ſchnellern Bemerkungsgeiſt haben werden als ich. Ich erinnere mich jetzo, was ſie von der Königin ſagen, und hab' es entweder von ihrer Majeſtät ſelbſt gehört, oder von je-

 mand

mand anders, der um ſie iſt, daß ſie dem Könige ſeit ihrer Erſtehung von St. Cloud verſprochen habe, ohne ſein Vorwiſſen nie ihren Namen zu irgend etwas herzugeben. Doch warum gedachte ſie denn dieſes Umſtandes nicht, da ſie von einem Privatkontrakte ſprach, den ſie mit mir ſchließen wolle? Sollt' ich etwa nichts davon wiſſen, daß ſie dies ſchriftlich verſprochen habe? — Doch Sie verſichern mich, ſie ſey beſänftigt; dies iſt der weſentlichſte Punkt, das Halsband, wie ich hoffe, wird alles vollenden. Ich will ſogleich gehen und die Sache aufs reine bringen; vielleicht brauch' ich dies Papier gar nicht einmal vorzuzeigen. Ich habe die Juweliers ſeit ihrer letzten Reiſe wieder geſprochen, mein Kredit iſt bey ihnen wieder hergeſtellt. Ich werd' ihnen ſagen, der Akkord den ich in der Hand habe, ſey genehmigt und unterzeichnet, und ihnen zugleich meine perſönliche Verſicherung überreichen.

Nachdem wir noch kurze Zeit über andere Gegenſtände geſprochen hatten, verließ ich den Kardinal. Den nächſten Tag hörte ich nichts von ihm, ob er gleich an dieſem Tage (den dreyſſigſten Jenner) mit den Juweliern den Handel geſchloſſen hatte. Den folgenden Tag bekam ich zwey Briefe von ihm, den einen an die Königin und den andern für mich ſelbſt. Er bat mich dringend, nach Verſailles zu reiſen und den Brief ſo bald als möglich zu überbringen. Zugleich meldete er mir auch, daß das Halsband noch denſelben Tag in ſeinem Hauſe ſeyn würde. Am folgenden würde er ſo glücklich ſeyn es ſelbſt in die Hände der Königin zu

über=

überliefern. Ich ſpielte alſo die Rolle des Vorläufers. Die Königin war etwas unpäßlich, daher konnte ich Ihre Majeſtät nicht ſprechen. Sie ſchickten mir ein Billet für den Kardinal, wovon ich die Abſchrift verloren habe. Der Inhalt war ungefähr folgender:

„Suchen Sie Abends um neun Uhr mit der bewußten Schachtel und in ihrer gewöhnlichen Kleidung im Zimmer der Gräfin zu ſeyn, und verlaſſen Sie es nicht eher, als bis Sie Nachricht von mir bekommen haben".

So bald der Kardinal ankam, ſchickte ich ihm dies Billet. Nach halb acht Uhr kam er verkleidet zu mir und trug unter ſeinem Arm die Schachtel mit dem Halsband. Er ſetzte es auf ein Büreau, und wartete auf Nachricht von der Königin. Wir ſprachen über verſchiedene Gegenſtände, die ich hier nicht wiederholen mag, und die vorzüglich ſeine Liebſchaften und die Opfer betrafen, die er der Politik darbringe. Um halb neun Uhr kam Leſklaux, derſelbe Kammerdiener, der mir, wie ich ſchon oben erwähnte, gleichfalls ein Billet von der Königin brachte. Er war der treuſte Bote Ihrer Majeſtät und ward daher von ihr bey beſonders delikaten Gelegenheiten gebraucht, deren ich hier nicht weiter gedenken mag. Der Kardinal kannte ihn ſehr gut, denn er wußte um alle die kleinen Unregelmäßigkeiten, deren im Briefwechſel Meldung geſchieht. Er brachte ihm auch jetzt von der Königin ein Billet ungefähr folgenden Inhalts:

„Der Miniſter (König) iſt jetzt in meinem Zimmer; ich weiß nicht wie lang er bleiben wird. Sie kennen die Perſon, die ihnen dieſe Zeilen überbringt, vertrauen Sie ihm das Käſtchen an, und bleiben Sie, wo Sie ſind. Ich verzweifle nicht dich heute noch zu ſehn."

Nachdem der Kardinal das Billet durchgeleſen hatte, das wie das vorige von der eignen Hand der Königin, die er nur zu gut kannte, geſchrieben war, ſo gab er ſelbſt dem treuen Leſklaux die Schachtel mit dem Halsband, ſo wie er es auf mein Büreau hingeſetzt hatte. Leſklaux gieng hinweg und ſagte, er habe Befehl bis zwölf Uhr bey Herrn von Miſery zu warten. Halb elf Uhr kam er mit einem andern Billet, an deſſen Ausdrücke ich mich nicht mehr recht erinnere. Der Hauptinhalt war: es gehe ihr heute alles ſehr zuwider; — der Miniſter wolle die Nacht bey ihr bleiben — ſie beſcheinige den Empfang der Schachtel. Endlich ſagte ſie noch „ſie werde ihn den folgenden Tag bey ſich ſehn."

Da alle dieſe Fakta unwiderſprechlich ſind, wie konnte es der Kardinal hinterher denn wagen, um ſich nur ſelber aus der Verlegenheit zu ziehn, zu behaupten, er wiſſe nicht, was aus dem Halsband geworden wäre? und was noch unverantwortlicher iſt und geradezu die Abſicht verräth, mich zu vernichten, um nur ſich zu retten, iſt, daß er mir das Verſchwinden des Halsbandes zur Laſt legte, da er es mir doch nie anvertrauet, ſondern es ſelbſt dem treuſten Diener der Königin überliefert hatte. Er hätte deshalb, wie es weit natürlicher und billiger iſt, den Leſklaux zur Rede ſtellen

ſtellen ſollen; allein dadurch würde die Königin verrathen worden ſeyn, und ſo wohl ihm als mir war es verboten worden, uns irgend ein Wort entfallen zu laſſen, das dieſe Folge haben könnte. Hier liegt das Geheimniß von dieſer Ungerechtigkeit. Faſt in einem Augenblick war das unglückliche Halsband aus den Händen der Juweliers in die Hände des Kardinals, und aus deſſen Händen in die Hand eines wohlbekannten Boten der Königin übergegangen. Ich höre hier tauſend Stimmen fragen: was ward denn nun aus dem Halsband? Mit Recht könnte ich antworten: ich weiß es nicht, und wie Kain fragen, ob ich berufen war, deſſelben Hüter zu ſeyn? In der That würde ich unmöglich erfahren haben, was daraus geworden ſey, wenn eine Menge von Umſtänden, die ich anführen werde, mich daran zweifeln ließen, daß es ſogleich zerſtückt ſey, und wenn ich nicht aus eben der Quelle den Gebrauch ableiten könnte, wozu man es unſtreitig verwenden wollte; zum wenigſten werde ich zu zeigen vermögen, was man damit zur Abſicht hatte. Doch bevor ich mich in eine nähere Erörterung der wichtigſten hieher gehörigen Punkte einlaſſe, muß ich den Faden der Begebenheiten wieder in die Hand nehmen, um wie bisher der Zeitfolge in der Verkettung der Dinge treu zu ſeyn.

Ich habe eine Periode von mehr als ſechs Monat zu durchlaufen, das heißt vom erſten Februar 1785, wo das Halsband überliefert ward, bis zum fünfzehnten Auguſt dem Datum der Kataſtrophe.

Am

Am zweyten Februar erhielt der Kardinal einen Brief von der Königin, den er mir mittheilte, und von dem ich, zum groſſen Verluſt des Publikums, nicht Kopie nehmen konnte. Dieſer Brief übertraf alle andre an Ausgelaſſenheit, die ich bisher dem Leſer vor Augen geſtellt habe. Der Miniſter (König) war darin mit einer Unanſtändigkeit behandelt, die vielleicht unter Perſonen des niedrigſten Standes, die häusliche Zänkereyen gegen einander erbittern, nicht ihres gleichen hat. Ihre Majeſtät beklagten ſich ſehr bitter über das läſtige und ekelhafte Ceremoniel jenes Tages, das ſie des Vergnügens beraubt habe, ihren theuern Sklaven zu ſich kommen zu laſſen. Dann ſprach ſie von der unangenehmen Nacht, die ſie mit dem König zugebracht hatte, und alle ihre Ausdrücke zeigten von Verachtung und Abſcheu. Vorzüglich ſpielten ſie auf das Laſter des Trinkens und den Zuſtand an, worein es diejenigen verſetzt, die ihm ergeben ſind. Sie forderte den Kardinal auf, ihr hartes Schickſal zu beklagen, das ſie verdammte, ihre Perſon der Brutalität eines ſolchen Menſchen zu überlaſſen, und doch habe ſie kein ander Mittel ihre Wünſche zu erreichen als dies. — Dies war ein ſehr langer und auffallender Brief. Er beſtimmte keine Zuſammenkunft, und nur mit wenig Worten ward der Juwelen gedacht, die ſie bewundert habe. Doch dieſe Worte, ſo wenig ihrer auch waren, bewieſen damals doch für den Kardinal genug, ſo daß er, als er ſie las, mir ſagte: das Schiff iſt ſicher und wohlbehalten im Hafen eingelaufen; ein Beweis, daß er glauben mußte, die Königin beſcheini-

ge

ge ihm hier den Empfang des Halsbandes. Dies hat er nachher zu vergeſſen beliebt.

Drey oder vier Tage darauf, das heißt, den fünften oder ſechſten, kam ich in das Zimmer der Königin, wo der Kardinal befindlich war. Ich wußte weder um ihre Zuſammenkunſt, noch um das, was zwiſchen ihnen vergieng; alles was ich weiß iſt, ſie waren allein und ich hörte mehr Seufzer als Worte, die ſie denn wohl recht gut verſtehen mußten.

Drey bis vier Wochen verſtrichen, ohne daß ſich etwas merkwürdiges ereignete. Briefe ohne Zahl und Ende; Verabredungen wiederrufen und erneuert, aufgehoben und ausgeführt, und vor allen eine Menge von Beſtellungen für mich von Paris nach Verſailles, von Verſailles nach Paris und Trianon.

Um dieſe Zeit ſchrieb die Königin an den Kardinal, es hätten ſie einige verſichert, das Halsband ſey zum wenigſten um zweymal hundert tauſend Livres zu theuer, wenn ſich daher die Juweliers nicht dazu verſtehen wollten dieſe Summe abzulaſſen, ſo ſey ſie willens, ihnen den Schmuck zurückzuſchicken. Der Kardinal, wie gewöhnlich, gerieth in Hitze, ließ ſeiner Zunge freyen Lauf, und verwünſchte das ganze weibliche Geſchlecht. Doch was ſollte er machen? er wollte Premier-Miniſter werden. Er hatte ſich ſo oft ſelbſt Gewalt angethan, hatte ſich ſo viel Mühe gegeben, und nun ſollte er mit einemmale auf alles Verzicht thun! — Er ſchickte zu Böhmer und Baſſanges und theilte denſelben ihrer Majeſtät Brief mit, der ſie ſehr befremdete.

In der That iſt es ſehr was ſeltenes, wenn ein Handel geſchloſſen und unterzeichnet, und die Sache abgeliefert iſt, daß dann der Käufer noch Herabſetzung des Preiſes fordert, den er doch vorher eingegangen iſt. Dergleichen ſonderbares und ungewöhnliches Verfahren können ſich nur ſonderbare Köpfe erlauben, und dies war hier der Fall. Die Juweliers fürchteten auf der einen Seite in Ungnade zu fallen und auf der andern eine Laſt zurücknehmen zu müſſen, die ihnen lang beſchwerlich geweſen war. Doch der erſte Gedanke behielt die Oberhand und nach vielen Einwendungen verſtanden ſie ſich endlich dazu den Preis herabzuſetzen.

Dieſen Umſtand haben mir unter andern meine Gegner Grauſamkeit genug gehabt, zur Laſt zu legen, und ihn für mein Werk auszugeben. Aber im Namen des gemeinen Menſchenverſtandes! wo liegt denn die Argliſt, die man hier finden will? Was konnte mich dazu verleiten? was für Gewinn konnte ich davon erwarten? Man hat bereits geſehn, daß, als der Kauf des Halsbandes zum erſtenmal in Anregung gebracht wurde, und ich vermuthete, der Kardinal habe die Abſicht, es in Geld umzuſetzen, zugleich aber auch fürchtete, bey der nur zu wahrſcheinlich vorauszuſehenden Nichtbezahlung, in Schwierigkeiten verwickelt zu werden, daß, ſage ich, ſo ſehr ich auch dem Kardinal ergeben war, ich dennoch mich verpflichtet hielt, Böhmern zu ſprechen, ihn zu warnen, und dahin zu ſtimmen, ja recht vorſichtig zu Werk zu gehen. Man hat auch geſehn, was mein Verfahren in dieſer Sache

zunächſt

zunächſt für Folgen hatte — kurz es kann dem Leſer noch nicht entfallen ſeyn, daß die Unterhandlung hie- durch faſt abgebrochen ward. Wenn man nun vor- ausſetzen könnte, wie einige verwegen genug behau- ptet haben, daß ich ſeit dem erſten Augenblick, wo ich das Halsband geſehen, ſogleich den Vorſatz gefaßt hätte, daſſelbe durch Betrügereyen an mich zu bringen; ſo iſt offenbar, das mein erſtes Benehmen, bey ſich ereignender Gelegenheit zur Ausführung meiner Abſicht, ſo war, daß ich meinem Plane gerade zuwider handelte, und mir alle Möglichkeit abſchnitt, je in den Beſitz deſſelben zu gelangen: denn ich verſtopfte ja geradezu den einzigen Kanal, durch den ich meinen Zweck er- reichen konnte. Ich ſchmeichle daher mir ſelbſt, hin- länglich die Ungereimtheit des erſten Theils der Ver- leumdung dargethan zu haben, womit meine Feinde mich zu brandmarken ſuchten.

Die andere iſt, wo möglich, noch widerſinniger. Welche Argliſt konnte man mir zur Laſt legen, oder welchen Privatvortheil konnte ich dadurch erhalten, daß ich dem Kardinal einen Brief von der Königin überbrach- te, deſſen Inhalt war, eine Herabſetzung der Summe zu verlangen, die nach der Vorausſetzung meiner ſchänd- lichen Verleumder nie bezahlt werden ſollte? Ohne die Bemerkungen zu wiederholen, die ich bereits in Rückſicht der Briefe gemacht habe, die, wie derjenige falſch und untergeſchoben ſeyn ſollte, woraus man mei-

ne boshafte Kunſtgriffe erweiſen wollte*), ſchränke ich mich bloß auf einen ſehr faßlichen Beweisgrund ein. Das Halsband war vom Kardinal ſelber abgeliefert worden. Nun war Leſklaux entweder ein Schelm, und von mir abgerichtet es unter zu ſchlagen, oder ein treuer Diener, der es noch denſelben Abend der Königin überlieferte. Iſt das letzte, wie kann man mich dann auffodern Rechenſchaft davon zu geben? — Iſt das erſte, hatte Leſklaux das Halsband untergeſchlagen und mir zurückgebracht; ſo war es in meinen Händen, ſo waren meine Wünſche erfüllt, und mein Geitz befriedigt. Der Kardinal mußte bezahlen, denn er hatte einen Privatvertrag mit den Juwelieren geſchloſſen, dafür aber hatte

er

*) Wie ſehr war die Familie des Kardinals aufs Aeußerſte gebracht, wenn ihr Sachwalter Target ihr in einer vollen Verſammlung erklärte, es ſey kein ander Mittel den Prinzen zu retten, als daß er alles leugnete, daß er auch nicht die geringſte Bekanntſchaft mit der Hand der Königin zu haben betheure! Freylich wird jedem Mann von Kopf, der die Sache unpartheyiſch unterſucht, ſo gleich das Gegentheil ſichtbar ſeyn. Denn wer kann es wohl glauben, daß ein Hofmann, der die Königin von ihrer Jugend auf kannte, der ſie ſchon als Erzherzogin ſehr häufig ſahe, der mit ihr als Königin einen vertrauten Umgang führte, der als Grand-Aumonier oft ſchriftliche Befehle von ihr erhalten, der ihre Hand wohl hundertmal bey zwanzig andern Perſonen geſehen haben mußte, die er beſuchte, und die gleichfalls oft Handbriefe von ihrer Majeſtät erhielten; wer kann ſich überzeugen, ſage ich, daß die Hand der Königin ihm nicht ſo bekannt geweſen ſey, als ſeine eigene?

er auch einen Vertrag mit der Königin. Was gieng es nun mich an, ob der Kardinal oder die Königin ſechszehn oder vierzehnmal hundert tauſend Livres bezahlten? Was gieng es mich an, ob ſie überhaupt bezahlten oder nicht? Denn wenn ich einmal eine ſchändliche Rolle ſpielte, ſo würde mir alles haben gleich ſeyn können, und ich würde mich wenig darum bekümmert haben, ob die Juweliers zu Grunde gerichtet wären, oder nicht. Auſſerdem — ich hoffe mir ſchmeicheln zu dürfen, daß der Leſer meinen Unwillen mit mir theile — auſſerdem ſage ich, wenn man mich für fähig hält, den verwegenen Diebſtahl beabſichtigt und vollführt zu haben, würde ich da wohl ſo thoricht geweſen ſeyn, nachdem ich einmal meine Juwelen in Sicherheit hatte, mich der Gefahr auszuſetzen, ſie wieder herausgeben zu müſſen. Denn der Brief, den ich mit einer Liſt ohne ihres gleichen geſchmiedet und untergeſchoben haben ſoll, ſagt ja ausdrücklich, daß wenn die Juwelier ſich nicht zu einer Herabſetzung des Preiſes verſtehen würden, ſie den Schmuck zurücknehmen ſollten *).

Ein

*) Ich bin zu beſorgt, daß vielleicht einige meiner Leſer nicht genug auf die einzelnen Umſtände achten, daß ich die übrigen wegen des Aufenthalts um Verzeihung bitten muß, den ich ihnen durch Beyfügung von Bemerkungen verurſache, die ihnen nicht entgehen würden. Hier iſt eine, die ſehr einleuchtet, und daher vielleicht zu jenen unnöthigen Erörterungen gehört, die ich, ich geſtehe es, ſchon ſehr ſiegreich bekämpfte. Wenn es auch ganz unwahr-

Ein blindes Schickſal ſcheint, nach dem Rath der Vorſehung, die Handlungen derer zu regieren, deren verruchtes Leben den Schutz derſelben verſcherzte, und ſie immer mehr in die Labyrinthe hineinzuführen, wo ihr Untergang zuletzt unvermeidlich wird. Die verläumderiſchen Beſchuldigungen, die man gegen mich hervorbrachte ſind ſo karakteriſtiſch mit dem Stempel des Unſinns geprägt und verrathen ſo ſichtbar die ſchwärzeſte Bosheit, die zu den äuſſerſten Schandthaten ihre Zuflucht nimmt, daß wenn ich nicht noch mehrere Beweiſe von der Raſerey meiner Gegner anzuführen hätte, ich mich für berechtigt halten könnte, alle andre Gründe für meine Unſchuld zurückzubehalten. Doch ich habe Ueberfluß daran; und ſo wirkſam auch diejenigen ſeyn mögen die ich aus der Vernunft als ihrer Quelle abzuleiten im Stande bin, ſo habe ich doch noch mehr Vertrauen zu denen, die ſich auf Fakta gründen. Wir wollen daher ſo gleich zu Thatſachen

ſchreiten,

wahrſcheinlich iſt, daß ich ſo thöricht geweſen ſeyn ſollte einen Brief unterzuſchieben, der mich hätte nöthigen können, meinen vorgeblichen Diebſtahl wiederherauszugeben; ſo war der Brief doch geſchrieben; denn es wird ja ſeiner in der gerichtlichen Unterſuchung gedacht. Wenn er nicht von mir geſchrieben ſeyn konnte, ſo mußte er ſchlechterdings von der Königin geſchrieben ſeyn, die der Preis des Halsbandes allein angieng. Wenn er eigenhändig von der Königin geſchrieben war, ſo ſahe der Kardinal doch wenigſtens bey dieſer Gelegenheit ihrer Majeſtät Hand, und konnte ſie mit hundert andern Briefen vergleichen, die durch meine Hand gegangen waren.

ſchreiten, und für dieſe erbitte ich mir doppelte Aufmerkſamkeit.

Die zweyte Verfügung war getroffen, wie ich bereits erzählte; die Juweliers hatten ſich zu einer Herabſetzung von zweymal hundert tauſend Pfunden verſtanden. Das Halsband war in den Händen ihrer Majeſtät, ſie konnten daher damit machen, was ſie wollten. Bald ſah ich meine Vermuthung beſtätigt, daß ihre Majeſtät eine kleine Veränderung damit vornehmen würden, damit es dem König nicht auffallen möchte; eine Idee, die ihr, wie wir ſchon geſehen haben, der Kardinal an die Hand gegeben hatte.

Von jener Periode an bis zur Zeit, wo man mich beſchuldigte, jenes unglückliche Juwél veruntreut zu haben, thürmten ſich allmählich Wolken auf, die mich natürlich beunruhigen mußten. Die Zuſammenkünfte zwiſchen dem Kardinal und der Königin wurden ſeltener, — ihre Majeſtät ſchienen mürriſch — ihre gute Laune war dahin, und ich hatte für meine Perſon von dieſer Veränderung viel zu leiden. Ich ſah deutlich, daß ſie drauf ſann mich, ohne doch thätig zu ſcheinen, für den Antheil zu ſtrafen, den ich an ihrer näheren Bekanntwerdung mit dem Kardinal genommen hatte, denn er ſchien ihr täglich unerträglicher zu werden. Ich ſage zu ſtrafen und ich übertreibe es nicht. Sie ſprach nicht mehr vom Kardinal mit mir. Ohnſtreitig wollte ſie dieſe kleine Grauſamkeit ſo lang an mir üben, bis ſie mir recht ankommen könnte; denn ich kann nicht zweifeln, daß ſie bereits jenen Vor-

ſatz bey ſich gefaßt hatte, als ſie ſich von neuem vor=nahm, den Kardinal zu ſtürzen. In beyderley Abſicht, wie ich vermuthe, ſagte ſie mir einſt, nachdem ſie mir einige freundliche Blicke geſchenkt hatte, mit Ueber=reichung einer Schachtel: „Es iſt lang, daß ich Ihnen nichts geſchenkt habe; nehmen ſie dies, aber ſagen Sie dem Kardinal weder von dem Geſchenk, noch daß Sie mich geſprochen haben. — Hören Sie? Sagen Sie ihm nichts von mir!

Mein Benehmen gegen die Königin war gewiß un=recht, ich geſtehe es. Auch habe ich bereits geſtan=den, daß in der Sache mit Mademoiſelle Oliva ich das von ihrer Majeſtät mir anvertraute Geheimniß dem Kardinal mitgetheilt hatte. Dieſelben Bewegungs=gründe vermochten mich auch jetzt, bey dieſer zweyten Gelegenheit ihr Zutrauen auf gleiche Art zu mißbrau=chen. Nachdem ich das Geſchenk betrachtet hatte, ohne im Stande zu ſeyn, den Werth deſſelben auf irgend eine Art zu ſchätzen, war mein erſter Entſchluß zum Prinzen zu fliegen, ihn mit der Güte der Königin be=kannt zu machen, ihm alles zu erzählen, was zu Ver=ſailles vorgefallen ſey, und ihn zu beſchwören, ver=ſchwiegen zu ſeyn. Nachdem er flüchtig die Diaman=ten durchgeſehen hatte, die er auf ſeinen Tiſch aus=ſchüttete, ſagte er: „das ſcheint mir ein ſehr beträcht=liches Geſchenk zu ſeyn; was denken Sie denn damit anzufangen? Meine Antwort war, ich denke den größ=ten Theil zu verkaufen, und die andern zu meinem ei=genen Gebrauch zu verwenden. Er überſah ſie noch=

mals

mals und that mir zufällig den Vorſchlag, ſie bis zum nächſten Tage bey ihm zu laſſen, welches ich ihm auch ohne Bedenken zugeſtand. Es war mein Glück, daß ich dies that; denn dadurch, daß ich den Kardinal nöthigte, zu geſtehn, daß er mir die Diamanten zurückgeſchickt habe, gab ich einen unwiderſprechlichen Beweis, daß ich ſie ihm zu der Zeit, da ich ſie bekommen, gezeigt und alſo nicht geſtohlen hatte. Ich gieng hinweg, und ließ meine Diamanten auf dem Tiſch. Der Kardinal ſagte mir, er werde ſie wiegen, und mir dann ſpecificiren, was ſie werth wären. Dem zufolge brachte ſie mir auch ſein ſchweizeriſcher Bedienter in einem Pakete, das ſehr ſorgfältig verwahrt und zugeſiegelt war, den nächſten Tag zurück. Der Handbrief den er mir zugleich überbrachte, war folgenden Inhalts: „Ich werde Sie morgen vor meiner Abreiſe nach Verſailles beſuchen, und dann zuverſichtlicher über das mit Ihnen reden, was ich Ihnen hier zurückſchicke. Laſſen Sie ſich von mir rathen, es ſo geſchwind als möglich über die Seite zu bringen.

Mein Gemahl wußte bis jetzt von dem noch nichts, was ich damals mein Glück nannte! — O Himmel, wie ſehr betrog ich mich! — Bevor ich ihm irgend etwas von der ganzen Sache mittheilte, nahm ich erſt die Steine hinweg, welche den Knopf umgaben, und die andern, welche zum Theil die Ohrgehenke ausmachten. Dieſe wollte ich heimlich verkaufen, um von dem daraus gelöſten Gelde verſchiedene Sachen zu beſtreiten, die ich zu beſitzen wünſchte. Das übrige gab ich

dann meinem Gemahl, der mir ſo gleich ſagte, die Steine ſchienen ihm zum Halsbande gehört zu haben, wir müßten daher, ehe wir darüber diſponirten, uns erſt noch mit dem Kardinal beſprechen und die nöthigen Masregeln ergreifen, damit die Diamanten nicht durch den Umlauf im Handel in Böhmers und Baſanges Hände geriethen.

Während daß wir noch davon ſprachen, kam der Kardinal; allein er war zu eilig, und hatte daher nur ſo viel Zeit, mir zu ſagen, er würde bey ſeiner Rückkehr von Verſailles zu mir kommen. Unterdeſſen rieth er mir, meine Juwelen niemand zu zeigen.

Bey ſeiner Rückkehr ließ er mich rufen, und ſagte mir, er habe die Königin geſprochen, ſie habe aber des Halsbandes nicht im geringſten Erwähnung gethan; er könne ſich ihr Stillſchweigen hierüber gar nicht erklären. Bey Unterſuchung der Diamanten, die er mir zurückgeſchickt, habe er die auffallendſten Steine aus jenem Stück darunter wahrgenommen. Er halte es zwar für nichts Auſſerordentliches, daß die Königin in Abſicht der Form dieſes Schmucks einige Veränderungen vorgenommen, das aber ſey ihm doch unerklärlich daß ſie nichts davon erwähne. Es würde ihm äuſſerſt unangenehm ſeyn, wenn die Juweliers erfahren ſollten, daß ihr Juwel ſo zerſtückelt ſey, und dies wird gewiß der Fall ſeyn, ſetzte er hinzu, wenn Sie dieſe unregelmäßiggeformten Steine in Paris umzuſetzen ſuchen. Ich gebe Ihnen daher den Rath, ſie in Amſterdam zu verkaufen. Glauben Sie mir, die Königin

gin hat nicht den geringſten Begriff von dem Werth des Geſchenks, das ſie Ihnen gemacht hat. Dieſe flachen ovalen Steine, die nicht nach dem Geſchmack ihrer Majeſtät ſind, hat ſie von geringem Werth gehalten, aber ich verſichre Sie, daß ſie einen Schatz von mehr als dreymal hundert tauſend Livres haben, und daß Sie nicht zu geſchwind und zu geheim genug darüber diſponiren können. Da ich meinem Gemahl dieſe Unterredung mittheilte, ſo lobte er den Rath des Kardinals, weil er mit ſeinen eigenen Gedanken über die Sache übereinſtimmte. Er ließ daher noch denſelben Tag einen Juden Namens Frank kommen, der unter gewiſſen Bedingungen eine Reiſe nach Amſterdam thun, und die Diamanten daſelbſt umſetzen ſollte. Allein die damaligen Unruhen in Holland verhinderten die Ausführung unſers Plans; der Jude kehrte daher unverrichteter Sache zurück. Hierauf entſchloß ſich mein Gemahl, ſelbſt nach England zu reiſen. Der Chevalier O' Neil Grenadierhauptmann und Ritter des Ludwigordens erbot ſich, ihn zu begleiten, und ſo traten ſie den zwölften April ihre Reiſe an.

Ich verſpreche meinen Leſern einen genauen und umſtändlichen Bericht von des Herrn de la Mott's Operationen während ſeines erſten Aufenthalts zu London zu geben. Jetzt aber rufen mich wichtigere Gegenſtände hievon ab; ich werde daher jene Nachrichten am Ende meiner Memoiren liefern.

Vom erſten Februar bis zum zwölften April, wo: bin ich nunmehr fortgerückt bin, hat man geſehen, daß

die Kälte und Zurückhaltung der Königin gegen den Kardinal ſich ſehr ſchnell vermehrte. Ihrer Zuſammenkünfte wurden immer weniger, und ihr voriges gutes Vernehmen artete in Erbitterung aus. Noch nie hatte der Kardinal die Königin das Halsband tragen ſehen, er ſagte daher einigemal zu mir: „Es iſt doch ſonderbar, daß die Königin keinen Gebrauch von ihren Diamanten macht; — keiner von ihnen kommt zum Vorſchein — haben Sie ſchon irgend etwas Neues an ihrem Schmuck bemerkt? Alle meine Antworten auf dieſe Frage waren, der Wahrheit gemäß, Verneinungen, und er ſprach nun ſeltener mit mir davon. Schwer laſtete der Kummer auf ſeinem Herzen. Zuerſt vermuthete er, und ich glaube nicht ohne Grund, die Königin habe ihn in ſeiner Vorſtellung vom Kaiſer getäuſcht, von dem er nun keine Nachricht mehr erhielt. Zum andern warf er ihr vor, ſie habe ihn zum beſten gehabt, indem ſie einen Privatvertrag mit ihm eingegangen ſey, deſſen Ausführung ſie nun auf eine höchſt verdrießliche Art in die Länge ziehe. Ueber die Beſchaffenheit dieſes Vertrags ließ er ſich niemals aus, allein ich merkte aus allem, daß er die verſprochene Miniſterſchaft damit meine. Auſſerdem beſchwerte er ſich auch, daß die Königin ihn nicht öffentlich zu ſich kommen laſſen, wie er erwartet hatte. Da ſie nun jetzo noch weit weniger dazu aufgelegt war, als je, indem ſich einige ihren vorigen Zutritt zu ihr wieder geöfnet hatten, was that da dieſer Unglückliche? Er entſchloß ſich thöricht genug ihre Majeſtät zu zwingen ihm bald ihr Wort zu halten. Die Art, wie er dieſen Zweck errei-

erreichen wollte werden meine Leſer wohl ſchwerlich errathen — er wollte ſie das Bittre der Abweſenheit empfinden laſſen.

Eines Tages theilte er mir einen Traum mit, den er mir jedoch ſehr ernſthaft erzählte: „Ein Weib bedürfe ſeiner – ſie könne ohne ihn nichts anfangen — der einzige Weg ſie zu zwingen, ihm wieder Einfluß zu verſtatten und ihn für ihren Favoriten anzuerkennen, ſey, ſich zu entfernen und ſich aufgebracht zu ſtellen. Er ſetzte mich in Erſtaunen und machte, daß ich für ihn zitterte.

Ich will mir aus meinen Gegenvorſtellungen hier kein Verdienſt zu machen ſuchen. Zu keiner Zeit hörte er ſie — denn ſolche Verblendung, ſolchen Wahnſinn fand ich noch nirgends als bey ihm!

Ich ſagte ihm geradezu, daß während der Zeit, daß er mit mir geſprochen, ich ihn für nichts anders, als wahnſinnig hätte halten können. Er ſtehe am Rande des Abgrundes und doch reiße er die Binde nicht vom Auge, die ihn verblende. Ich vergoß ſogar Thränen; aber ich mochte ſagen und thun was ich wollte, er achtete auf nichts mehr.

Zehn bis zwölf Tage nach der Abreiſe meines Gemahls brach der Kardinal auf, und reiſ'te nach Saverne, überzeugt, daß er bald würde zurückberufen werden. Ich war um ſo mehr bekümmert, da er mir von einer Unterredung geſagt, die er vor wenig Tagen mit der Königin gehabt hätte, und die, wie ich ſchloß, ihrer Majeſtät äuſſerſt unangenehm geweſen ſeyn mußte. Der

Gegenſtand war wieder eine Summe Geldes geweſen, die er damals ihr nicht verſchaffen konnte. Zur Antwort auf einiges Unangenehme, daß die Königin ihm geſagt hatte, verſetzte er nach ſeiner Ausſage: „Madam, Sie ſind mit der Lage meiner Umſtände bekannt; ſeit dem Bankerut der Madam de Guemenée finde ich es ſehr ſchwer, Kredit zu bekommen. Wäre ich in einer andern Lage, — und dies käme bloß auf Sie an, — ſo würde ich Mittel und Wege genug finden, die jetzt vor mir verborgen ſind, und alles würde zu Ihrem Befehle ſtehen. Ohne Erhebung vermag ich nichts, ein Beweis davon iſt, daß ich trotz alles meines Beſtrebens nicht im Stande geweſen bin, Ihnen die verlangte Summe zu verſchaffen.“ Er hatte die Königin ſeit dieſer Unterredung bis er ſich gegen das Ende des Aprils nach Saverne begab, nicht geſehn. Zwiſchen dieſer Periode und den zwey und zwanzigſten Maj, wo die Königin mich nach Saverne ſchickte, um ihm ein Paket einzuhändigen, von dem ich nachher reden werde, fuhr ich fort, der Königin den Hof zu machen. Sie ſprach nie von ihm, als in verächtlichen Ausdrücken. Ich merkte offenbar, daß ein hoher Grad Eiferſucht verbunden mit tauſend andern Umſtänden, ihre Heiterkeit verdunkelte; daß die immerwährenden Nachrichten von den Intriguen des Kardinals, von ſeiner Indiſkretion, von den unverzeihlichen Unvorſichtigkeiten, die er ſich zu Schulden kommen ließ, wenn er mit angeſehnen Männern, die er für ſeine Freunde hielt, von ihrer Majeſtät ſprach, ſie auf eine Art erbittert hatte, die mir keine Hoffnung

übrig

übrig ließ, daß er je ihre Gnade wieder erlangen werde.

So war die Lage der Sachen, als mir die Königin, wie ich bereits erwähnt habe, auftrug, nach Saverne zu reiſen, und dem Kardinal ein Paket eigenhändig zu überliefern. Ueberhaupt ermahnte ſie mich, die äußerſte Sorgfalt dabey zu gebrauchen. Ich reiſte denſelben Tag ab. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ich mir Mühe gab, den Inhalt des Pakets kennen zu lernen, allein es war allenthalben mit einer ſeidnen Schnur umwickelt und verſiegelt, ſo daß ich meine Neugierde nicht befriedigen konnte. Ich hätte mich alſo entſchlieſſen müſſen, es zu geſtehen daß ich es offen gehabt, und dies war mir eine zu delikate Sache. Ich hofte, der Kardinal würde mich an ſeinem Geheimniß Theil nehmen laſſen; allein er that es nicht, ſo daß ich nie zu erfahren bekommen habe, was das geheime Paket enthalten hat. Doch aus der Niedergeſchlagenheit des Kardinals konnt' ich nur zu gut merken, daß der Inhalt für ihn nicht ſehr erfreulich und das Paket der Vorläufer der völligen Ungnade geweſen ſey. Er ſtieß mancherley unbeſtimmte Klagen aus, und ſagte mir, daß er den nächſten Tag nach Paris reiſen würde, ohne mich jedoch wiſſen zu laſſen ob er dies auf Befehl oder aus freiem Entſchluß thue. — Kurz er kehrte nach Paris zurück und ſchrieb nach Verſailles, allein er ward nicht hieher berufen. Der Vorſatz der Königin war unwiderruflich gefaßt. Sein letztes Beyſpiel der Thorheit hatte ſie aufs äuſſerſte erbittert, und die Feinde des

des Kardinals, deren ich ſchon erwähnt, hatten ſich ſeine Abweſenheit zu Nutze gemacht, um ihrer Majeſtät die Gefahr vorzuſtellen auf irgend eine Art mit einem Mann in Verbindung zu ſtehn, der moraliſch und phyſiſch verdorben ſey. Ich bemerke dieſe letzten Ausdrücke insbeſondere, denn es waren gerade diejenigen, deren ſich Mademoiſell Dorvat gegen mich bediente, als ſie vom Kardinal mit mir ſprach. Wahrſcheinlich hatte ſie dieſelben am rechten Ort gehört. Unterdeſſen fuhr er immer fort, an die Königin zu ſchreiben. Dieſe fand es entweder noch nicht für gut ihre Erbitterung gerade zu an den Tag zu legen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, ſie war noch nicht ſo ſehr aufgebracht, als der Baron von Breteuil ſie hinterher aufzubringen ſich bemühte. Die Königin ließ ſo gar ſich einigemal herab, ihm wenig Zeilen zu antworten. Nur zweymal fand ich Gelegenheit, Kopieen davon zu nehmen; dieſe Handbriefe waren vom ſechſten und neunten Julius. Obgleich der erſte nicht geradezu in die Periode fällt, worauf ich jetzt meine Aufmerkſamkeit richte, und nichts enthält, was ſich auf einen beſondern Vorfall bezieht, ſo zeugt er doch von der Gemüthslage und der Zurückhaltung der Königin in einer Epoche, die mit jener der Kataſtrophe ſichtbar verbunden iſt, ſo daß er hier eine Stelle verdient. Man bemerkt darin ein wenig Verſtellung, ich mag nicht ſagen Falſchheit; doch der Leſer erinnert ſich jawohl jener Briefe noch worin ihre Majeſtät ſich ſelber dieſes Fehlers anklagen. Noch deutlicher verräth ſich derſelbe im ein und dreyſigſten Brief, dem letzten des Briefwechſels, denn aus Vergleichung

des

des Datum wird man ſehen, wie ſehr ſich der Brief vom neunzehnten Julius dem vom funfzehnten Auguſt nähert.

Ich habe bereits des Baron von Breteuil erwähnt: er iſt es, der im ſchrecklichſten Drama die Hauptrolle ſpielen wird.

Ich will nicht wiederhohlen, was ich bereits bemerkt habe, daß Breteuil, jenes Schrecken des Deſpotismus, ein geſchworner Feind des Kardinals war. Ich glaube, die Quelle dieſer unverſohnlichen Feindſchaft bereits angegeben zu haben. Als das Oberhaupt der höhern Policei kann man ſich leicht vorſtellen, daß er mit Hülfe von funfzig tauſend Spionen in ſeinem Solde, wenig unentdeckt ließ. Schon lang hatt' er von den Unterhandlungen wegen des Halsbandes Nachricht bekommen, und ſich Hofnung gemacht, hierauf den Ruin des Kardinals zu gründen. Mit dieſem Plane achtete er auf alle Umſtände ganz genau. Schon verſchiedenemale hatt' er zu den Juweliers geſchickt, die jederzeit dem Kardinal Nachricht davon gegeben hatten. Der Kardinal hatte ſich dem zu folge zur Verſchwiegenheit anheiſchig gemacht; und auch ihnen befohlen, zu ſagen: „das Halsband ſey außerhalb Landes geſchickt. Der Miniſter wartete mit Ungeduld auf den Zeitpunkt, wo die erſte Bezahlung fällig wäre, in der Hofnung die Juweliers zu vermögen, ihre Klagen öffentlich anzubringen, wenn die Bezahlung, wie er ſich ſehr mit der Hofnung ſchmeichelte, unterbleiben ſollte. Der Kardinal, für ſich ſelbſt der Mittel dazu beraubt

raubt, erwartete ångſtlich, daß die Kônigin aus Achtung fůr ihn ihren Privatakkort erfůllen wůrde. Den neunzehnten Julius bekam er von ihr den ein und dreyßigſten Brief, der, wie ich ſchon geſagt habe, der letzte des ganzen Briefwechſels war. Der erſte Abſchnitt iſt hinlånglich um eine Idee von des Kardinals Verlegenheit zu geben; doch ich werde ſie noch ſichtbarer machen und etwas hinzufůgen, das zugleich zu meiner Rechtfertigung beytrågt. Dies iſt ein Memorandum des Kardinals das mit bey Gericht zum Vorſchein kam, und wovon ihre Eminenz geſtanden, ihr Kammerdiener habe es unter ihrer Direktion geſchrieben. Der Inhalt war folgender:

Den 22ſten oder 25ſten Julius zum zweytenmal zu B. (Bôhmer oder Baſanges) geſchickt. Man ſag ihm wieder, was man zum erſtenmal in Abſicht der bewußten Sache ſagte. — Wenn der Miniſter ſchickt, ſo ſey die Antwort das Gedachte ſey auswårts geſandt.

Dieſe dunkeln Ausdrůcke, die der Kardinal zu Papiere bringen ließ, um im Nothfall ſeinem Gedåchtniß dadurch zu Hůlfe zu kommen, beweiſen deutlich genug daß er, von den Maaßregeln des Baron von Breteuil wohl unterrichtet, ganz darauf bedacht war, das Geheimniß der Kônigin vor Entdeckung zu ſichern. Er war doch alſo ůberzeugt, daß die Kônigin das Halsband hatte? — Daß, wie ſie auch darůber diſponiren môchte, ſie es zu bezahlen verpflichtet wåre? Ausſerdem zeugte auch die Bezahlung von dreyſig tauſend Livres auf die Zinſen von der Abſicht, ihrer Majeſtåt ihren

ren Privatvertrag zu erfüllen; ſo daß, alles wohl betrachtet, der Kardinal ſich immer noch eine Zeitlang ſchmeichelte, daß er auf dem Wege zu ſeiner Erhebung ſey. Die Juweliers weigerten ſich nach reiflicher Ueberlegung die dreißigtauſend Livres als Intereſſen anzunehmen, doch nahmen ſie dieſe Summe auf das Kapital und ſtellten ihre Quittung aus, worin ſie den Empfang derſelben von ihrer Majeſtät beſcheinigten.*)

Der Baron von Breteuil, von dieſem letzten Vorgang unterrichtet, unterließ nichts die Juweliers bang zu machen und eh' er noch einmal von der Königin hörte, ob ſie den Kardinal zum Kauf bevollmächtigt habe, oder nicht, war er ſchon dreiſt genug zu erklären, das Vorgeben ſey falſch, der Kardinal habe ſie betrogen. Zugleich ſetzt' er hinzu, das Einzige, was ſie zu thun hätten ſey, ein Memorial aufzuſetzen und ihre Beſchwerden vor ihre Majeſtät zu bringen.

Die Juweliers erſchraken, und gaben dem Miniſter von der ganzen Sache genaue Auskunft. Unter der Menge von Umſtänden die ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen fiel ihm die Unterzeichnung Antoinette von Frankreich am meiſten auf. Er ergriff ſie daher ſogleich

*) Dies iſt eine dritte Fineſſe von der Art, wie ich ſchon Gelegenheit gehabt habe davon zu reden. Man ſagte mir vor Gericht, ich ſelbſt hätte die dreyßigtauſend Livres herbeygeſchaft. Allein ich bin noch nicht im Stande geweſen zu begreifen, was ich mit Bezahlung dieſer Summe hätte erreichen können. Meine Verläumder waren nie vermögend mir dies zu ſagen, es war alſo, wie augenſcheinlich iſt, ein Hirngeſpinnſt.

gleich mit der größten Begierde, erkünſtelte den Unwillen eines eifrigen Unterthans, und bat um eine Privataudienz bey der Königin. Hier legt' er mit vielem Nachdruck ihrer Majeſtät die ganze Entdeckung vor, die er gemacht hatte.

Es bedarf keines hohen Grades von Scharfſinn, zu begreifen, daß die Königin bey ſolcher Ueberraſchung es nicht für zweckmäßig hielt dem Miniſter ein offenherziges Geſtändniß zu thun, indem weniger Gefahr dabey war, die Miene des Erſtaunens und Unwillens anzunehmen. Sie leugnete ſo wohl den Beſitz des Halsbandes, als daß ſie je darum gewußt habe, und mußte daher auf immer leugnen. Es war keine Möglichkeit vorhanden, je zu widerrufen; und ob ſie ſich ſelbſt verrathen, oder zwey unglückliche Perſonen ihrem eignen Kredit aufopfern müſſe konnte hier auf keinen Fall die Frage ſeyn. Herr von Breteuil, auſſer ſich vor Freude, ſeine Wünſche erfüllen zu können, ſchickte ſogleich zu den Juweliers und ohne ihnen zu ſagen, daß die Königin ſich ihm ſchon erklärt habe, drang er noch mehr in ſie, ihrer Majeſtät ein Memorial einzureichen. Die Juweliers folgten ſeinem Rath, und bey Leſung der erſten Zeile rief ihre Majeſtät mit erzwungenem Erſtaunen aus: „was denken denn die Leute? Ich glaube ſie ſind nicht wohl bey Sinnen.

Ich muß bemerken, daß die Einreichung des Memorials nicht ſo unmittelbar auf die Unterredung des Miniſters mit der Königin erfolgte, als dieſe beyden Fakta in meiner Erzählung an einander zu gränzen

ſcheinen.

ſcheinen. Zwiſchen beiden war einige Zeit verfloſſen, das letzte ereignete ſich den zweyten Auguſt. Hievon muß ich nun noch Einiges beybringen.

Mein Gemahl war von London zurückgekehrt. Die beſondern Umſtände ſeiner Reiſe hab ich verſprochen, am Ende meiner Memoiren zu erzählen. Gegen das Ende des Julius, wahrſcheinlich den Tag darauf, nachdem der Herr von Breteuil Audienz bey der Königin gehabt hatte, ſagte man mir, mein Haus ſey mit Spionen umgeben. Der Kardinal, mit dem ich hievon ſprach, verſetzte mir — „Er ſey verſichert daß es mit dem Seinigen eben der Fall ſey; er könne aber die Abſicht nicht begreifen: — Wenn das iſt, hub ich darauf an, ſo will ich einmal mit der Königin davon ſprechen." Sogleich reiſt' ich daher nach Verſailles. Ich ſagte ihrer Majeſtät was vorgefallen ſey, allein ſie antworteten mir in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken, und ſuchten die Unterredung auf andre Gegenſtände zu lenken. Sie fragte mich, ob ich bey gegenwärtiger Jahrszeit nicht gewohnt ſey, auf's Land zu gehn? Durch dieſe Frage etwas in Verlegenheit geſetzt, antwortete ich, mein einziges Verlangen ſey in Ihrer Majeſtät Nähe zu ſeyn, ſo oft ich dieſes Glücks, nach ihrer eigenen Erlaubniß genießen dürfte. Nie, als auf ausdrücklichen Befehl, werd' ich mich weiter entfernen. — In größter Unruhe verließ ich die Königin. Ich fürchtete, mein Schickſal möchte mit jenem des Kardinals zuſammenhangen, und dies verbreitete eine dicke Wolke von Schwermuth über mein

 Herz.

Herz. Sogleich begab ich mich darauf zum Kardinal, den ich nun als den Urheber und Theilnehmer meines Unglücks betrachtete. Ich ſagte ihm alles, was vorgefallen war, er ſprach wenig, und ſchien voller Gedanken und betretener zu ſeyn als je.

Den Tag darauf, nachdem er die Juweliers geſprochen hatte, die augenſcheinlich mit dem Baron von Breteuil im Einverſtändniß ſtanden, ward er äußerſt aufgebracht und ſtieß die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen die Königin aus. Nie hatt' ich ihn vorher ſo wütend geſehn; nie ſo unbedachtſame Ausdrücke ausſtoßen hören als jetzt. Er war zwar jetzt da er in Gegenwart meiner ſeinem Zorn den Zügel ſchießen ließ, in keiner Gefahr, allein es war mir ſehr wahrſcheinlich, daß er in Gegenwart der Juweliers ſich auch nicht genug in Acht genommen habe, daß er auch da Dinge ausgeſtoßen, die nicht ſorgfältig genug verhehlt werden, und zu den undelikateſten Ideen Anlaß geben konnten. Kurz aus ſeiner Sprache gegen mich zu urtheilen fürchtet' ich gar ſehr, daß er auch dort von der Königin in Ausdrücken geſprochen, die leicht auf Dinge gedeutet werden könnten, welche mir ihre Majeſtät, als eine Belohnung meiner Treue, anvertrauten. — Alles war in einer unbeſchreiblichen Gährung; und ich ſchloß, der Sturz des Kardinals ſey unvermeidlich; und begreiſe den Meinigen mit in ſich. Während des bekam ich eine kleine Schachtel von der Königin mit drey Anweiſungen an die Zahlkammer, jede zu ein tauſend Livres und hundert Stück Louisd'or an Gelde nebſt einem

nem Handbrief von ihrer Majeſtät ſelbſt geſchrieben, (der mit hundert andern zu Bar an der Aube verbrannt ward) worin ſie mir ſagte, ſie wünſche aus beſondern Gründen, die ſie mir ein andermal zu einer gelegnern Zeit mittheilen wolle, daß ich mich aufs Land begäbe. Sie verſprach mir zugleich, daß ich Nachricht von ihr bekommen ſollte, und verſicherte mich ihrer Gnade.

Der Kardinal, dem ich unglücklicherweiſe alles mitzutheilen mir angewohnt hatte, ſah in dem Handbrief die Vorzeichen ſeines bald zu erfolgenden Sturzes. Sogleich eilte er, Caglioſtro um Rath zu fragen und bekam von dieſem Magier jene unglücklichen Rathſchläge die mich und ihn in's Verderben ſtürzten. Dieſe unglücklichen Rathſchläge waren: Erſtlich, er möchte ſich ja in keine perſönlichen Unterhandlungen einlaſſen, um die Juweliers zu befriedigen, welche ſonſt ſehr leicht hätten zum Schweigen gebracht werden können. Zweytens, die Königin werd' es nimmer wagen, ihren Mund in Abſicht dieſer Sache zu öfnen, ſondern genöthigt ſeyn, ſie im Stillen beyzulegen. Drittens gab er ihm den abſcheulichen Anſchlag, mich in Schrecken zu ſetzen, und mich dadurch zu vermögen, einen ſichern Zufluchtsort für mich aufzuſuchen, damit im Fall, daß die Königin den Empfang des Halsbandes leugnen ſollte, er ſich auf meine Flucht in ein fremdes Land, als einen unwiderſprechlichen Beweis, und ein ſtillſchweigendes Eingeſtändniß, daß ich mich eines Betrugs gegen die Juweliers ſchuldig gemacht, und im Beſitz der Diamanten ſey, berufen könne. Dies war der ſchwar-

ze, niederträchtige und verrätheriſche Anſchlag jenes verruchten Ungeheuers — dies die unverzeihliche Schwäche eines wankelmüthigen und furchtſamen Prinzen, daß er einen boshaften und grauſamen Betrüger hörte, und ſich zur Befolgung ſeines Raths entſchloß.

Dem zufolge ließ der Kardinal früh um zehn Uhr deſſelben Tages mich zu ſich rufen, und gab vor, verſchiedene ſehr wichtige Entdeckungen gemacht zu haben. Vorzüglich ſucht' er mich glauben zu machen, die Königin habe die ſchwärzeſten Plane zu ſeinem und meinem Unglück entworfen. Der Handbrief und das Geſchenk, das ich von ihrer Majeſtät bekommen, ſchienen zwar zu einer ſolchen Geſinnung nicht zu ſtimmen; dennoch aber ward ich durch dieſe Worte ſo beſtürzt, daß ich gar nicht weiter darüber nachdachte. Ich war ſeit langer Zeit gewohnt, in Allem auf den Kardinal zu hören, und ihm gleichſam einen blinden Gehorſam zu leiſten. Er bemächtigte ſich daher dieſes Augenblicks, um ſeinen ſchwarzen Plan auszuführen, und ſagte mir, es ſey um mich geſchehen, wenn ich mich nicht mit meinem Gemahl in ſein Haus rettete. Ich nahm daher eine Wartfrau und einen treuen Bedienten mit mir, der oft zu Verſailles Zeuge der Zuſammenkünfte des Kardinals und meiner Perſon mit der Königin geweſen, und folgte blindlings dem treuloſen Rath, deſſen Urheber der boshafte Caglioſtro war. Für meinen Gemahl ließ ich Inſtruktion zurück, daß wenn er nach Hauſe käme, er mir ſogleich nachfolgen möchte, und ſo kam ich denn in Begleitung des Kardinals in ſeinem Hauſe an.

Als

Als mein Gemahl nach Hauſe kam, überreichte ihm der Portier den Zettel, den ich für ihn zurückgelaſſen hatte. Ich ſagt' ihm darinn, er möchte nach Empfang deſſelben ſich ſogleich zum Boulevard verfügen, wo er den Herrn von Carbonniere treffen würde, der den Auftrag hätte, ihn zu mir zu führen. Auſſer Stand es zu ſchließen, was vorgefallen ſeyn möchte — denn er wußte von der gegenwärtigen Scene der Verwirrung noch nichts — befolgte er meine Anweiſung pünktlich. Er fand den Herrn von Carbonniere in Begleitung zweyer Heiducken und völlig bewafnet. Auf eine ſehr geheimnißvolle Art ward er in's Haus des Kardinals geführt. Auf die Nachforſchungen während des Weges erhielt er keine andre Nachricht als, der Kardinal wird' ihm alles erklären. Als er im Hof anlangte, rief der Kardinal aus: „Gott ſey gedankt! nun iſt nichts mehr zu fürchten". Herr de la Motte kam nun die Treppe herauf. Als er ſich zu mir wandte um zu erfahren, was denn vorgefallen ſey, redete ihn der Kardinal ſo an: „Alles dies befremdet Sie, weil Sie mit allem unbekant ſind; doch ſeyn Sie nur ruhig, Sie ſind geſichert. Ich verachte nun die Königin, ich verlache ſie und ihre ganze Rotte! Wir wollen nun ſehn, was die Sache für eine Wendung nehmen wird. Jetzt iſt's ſpät, gehn ſie zur Ruhe. Morgen früh ſehn wir uns, und reden mehr hiervon. Hierauf entfernte er ſich, verſchloß die Thüren und nahm die Schlüſſel mit ſich.

Mein Gemahl gleich einem Menſchen, der aus dem Traum erwacht. Als ich ihm die ganze Sache erzählt

 hatte

hatte, macht' er mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich einem ſo thörichten Rath Gehör gegeben.

Geſetzt auch, daß dies alles ſich ſo verhält, ſo bleibt dies doch immer eine ſehr thörichte und unnöthige Vorſicht. Doch aus der Miene des Kardinals kann ich nicht anders als eine böſe Abſicht vermuthen. Er hat uns in ſeiner Gewalt, ſein Geſicht verrieth nur zu deutlich, wie erwünſcht ihm dies ſey. Ein Mann von ſolchem Karakter hat unter ſolchen Umſtänden gewiß nichts Guts im Sinn. Wir müſſen auf jeden Fall, ſo bald es Tag geworden iſt, uns aus unſerm freywilligen Gefängniß befreyen. Nachdem wir die Nacht unter mancherley Betrachtungen und Muthmaßungen zugebracht hatten, ſahen wir den Kardinal um ſieben Uhr des Morgens in unſer Zimmer treten." Es war höchſt nöthig, ſagt' er beym Hereintreten, daß Sie ſich aus Ihrem Hauſe weggemacht haben, und zu mir geflüchtet ſind. Ich glaube man argwöhnt, daß Sie hier ſind. Wir müſſen die Nacht erwarten und dann ſehen, wie Sie ſicher nach Couvrai gelangen können. Ihr und mein Haus ſind die ganze Nacht umringt geweſen, hier aber iſt nichts zu fürchten.

Herr de la Motte, der immer noch eine boshafte Abſicht beym Kardinal vermuthete, die ihm Caglioſtro eingeflößt habe, entſchloß ſich nicht bis zur Nacht zu warten und ſagte in ſehr dreiſtem und entſchloßnem Ton: Monſeigneur, ich kann Ihren Rath nicht befolgen. Da ich an Ihren Intriguen mit der Königin keinen

Theil

Theil gehabt habe, und daher auch nicht zur Rede geſtellt werden kann, ſo hab' ich frey von eignen Vorwürfen, auch von andern nichts zu fürchten. Laſſen Sie mich alſo ſo gleich nach meinem Hauſe zurückkehren, wo ich, wegen meiner nahen Abreiſe auf's Land, Leute zum Einpacken beſtellt habe, die bey meiner Abweſenheit nichts thun werden. — Und in der That hatten wir damals juſt die nöthigen Geräthſchaften zu einer Reiſe nach Bar an der Aube eingepackt, und die Wagens ſollten den nächſten Tag abgehn; ein Umſtand, der uns damals gut zu ſtatten kam. Wir ſelber wollten eheſtens nachfolgen, um dem Befehl der Königin zu gehorchen, die meine Abweſenheit auf einige Zeit verlangte.

Der Kardinal der die entſchloßne Miene, womit die Antwort begleitet war, nicht zu ſeinem Vortheil fand, ſuchte meinen Gemahl auf alle Weiſe zu gewinnen. Da er dies aber nicht vermochte, ſo ſagt' er zu ihm: „Weil Sie denn ſchlechterdings in Ihr Verderben rennen wollen, ſo waſch' ich meine Hände in Unſchuld! Aber warten Sie dann doch wenigſtens, bis mein Kourier ankommt, der Nachricht von Verſailles mitbringen wird. Er beſtand ſo feſt auf dieſem Punkt, daß Herr de la Motte endlich unter der Bedingung nachgab, daß er ein Paar Zeilen an ſeinen Portier ſchreiben dürfe, um ſeine Leute während ſeiner Abweſenheit in Thätigkeit zu erhalten.

Der Kurier kam an, und die Nachricht die der Kardinal uns nach der vorgeblichen Ausſage deſſelben

brachte war nicht erfreulich. „Sehn ſie nun, wandt' er ſich zu meinem Gemahl, daß Sie Unrecht haben! Ich bin nunmehr gewiß, daß man Sie aufgeſucht hat, und daß Sie ſogleich in Verhaft genommen werden, wenn Sie 's wagen auszugehn. Sie müſſen ſich alſo ſchlechterdings zur Folgſamkeit verſtehn. Ich will Sie ſicher nach Couvrai ſchaffen, und dort werden Sie einen Wagen finden, der Sie nach Meaux bringen ſoll. Der Poſtmeiſter daſelbſt, bey dem Sie ſich für einen aus meinem Gefolge ausgeben müſſen, wird Ihnen Pferde geben, dann werden Sie über den Rhein ſetzen und in eine deutſche Stadt kommen, wo ich Sie an Jemand empfehlen will. Hier mögen Sie ſich ſo lang in der Dunkelheit aufhalten, bis die Sachen eine günſtigere Wendung genommen haben. Ich werde Sie mit einem Paß und allen nöthigen Briefſchaften hinlänglich verſehn. — Ich habe die Ehre verſetzte mein Gemahl hierauf, Sie zu verſichern, daß ich nicht begreifen kann, was ich für meine Perſon zu fürchten haben ſoll; denn ich weiß ſchlechterdings nicht, in wie weit die Gräfin in der unglücklichen Intrigue unvorſichtig geweſen ſeyn mag, worein Sie dieſelbe verwickelt haben. Doch da man, bey mächtigen Feinden nicht wiſſen könne, was ſich ereignen dürfte, ſo will ich es nicht auf den Verſuch ankommen laſſen, ſondern, wenn Sie es für nöthig halten, gern das Exil mit meiner Gemahlin theilen. Bevor ich aber an eine Reiſe nach Deutſchland denke, bin ich entſchloſſen, erſt noch einige Zeit zu Bar an der Aube zu verweilen, um meine Sachen in Ordnung zu bringen und der Verwirrung vorzu-

zubauen, die aus einer ſo plötzlichen und ungewöhnlichen Abweſenheit entſtehen konnte.

Hier ward die Unterredung etwas warm. Als mein Gemahl nun drohte, durch ein Fenſter in den Garten zu ſpringen, ſo willigte der Kardinal ein. „Sie ſind thöricht, ſagte er, und Ihre Thorheit wird Sie noch zu Grunde richten. Sie argwöhnen nichts, das macht Sie kennen die Leute nicht, mit denen Sie zu thun haben, und die zu allem fähig ſind. Bis Morgen nehmen Sie ſich Bedenkzeit. — Heut dürfen Sie nicht aus meinem Hauſe gehn. Dies iſt juſt die Stunde, wo die Spione am meiſten auflauren. Morgen früh ſehe ich Sie wieder, und wenn Sie dann noch auf Ihrem Kopf beſtehn, ſo ſoll Ihnen die Thür offen ſtehen: Der Kardinal hielt den nächſten Morgen Wort, und entließ meinen Gemahl, nachdem ihm dieſer noch zuvor ſein Ehrenwort gegeben hatte, daß er, was ihm auch begegnen möge, meinen Zufluchtsort nicht verrathen wolle. Er verſprach am Abend wiederzukommen, und über die vorgeſchlagene Reiſe nach Deutſchland nachzudenken.,

Er fand zu Hauſe alles ruhig und der Portier verſicherte ihn, daß er keine fremde Seele geſehen habe. Daher trug er kein Bedenken, ſeine Geſchäfte zu beſorgen, auszugehn, beym königlichen Schloß ſich ſehen zu laſſen, ohne die geringſte Spur von Spionen zu erblicken. Da er den folgenden Tag einige Pakete zu verſchicken hatte, ſo hielt er ſein Verſprechen nicht zurückzukommen, ſondern gieng auf den Boulevard und

 ſagte

ſagte Herrn Carbonniere, er möchte ihn den Abend nicht erwarten. Den nächſten Tag werde er kommen und mich abholen. Er ging darauf nach Haus zurück und legte ſich zur Ruhe; ein Umſtand der Gelegenheit gab die Manövres des Herrn von Breteuil im helleſten Licht zu ſehen.

Früh Morgens, als er im Hofe war, und die Leute auf die Wagen laden ſah, kam Baſanges, den er lange Zeit nicht geſehn hatte, an die Thür, und da er ihn erblickte, gieng er auf ihn zu, und fragte, ob ich ſchon aufgeſtanden ſey?

Was ich nun erzählen will und was unmittelbar darauf folgt, iſt mir bloß aus der Erzählung meines Gemahls bekannt. Ich werde ihn daher erſuchen, hier meine Feder zu ergreifen und dem Publikum die Erzählung mit derſelben Simplicität und Wahrheitsliebe fortzuſetzen, die er in ſeinem Bericht an mich zeigte, und ſich, wo möglich, derſelben Ausdrücke zu bedienen. Während daß er dieſen Theil der Erzählung fortſetzt, will ich die nöthigen Materialien zum Schluß dieſer Memoiren ſammlen.

Man muß nicht vergeſſen, daß nun der Graf de la Motte ſchreibt.

Baſanges kam zu mir und fragte mich, ob er die Gräfin nicht ſprechen könne, er habe ihr etwas wichtiges zu ſagen. Ich bedeutete ihn, ſie ſey zu Verſailles; er möchte doch ins Haus kommen, ſo könnten wir beſſer mit einander reden. Er nahm den Vorſchlag an.

Was

Was ich Ihrer Gemahlin zu ſagen habe, hub er darauf an, iſt, daß ich geſtern den Kardinal in der gröſten Unruhe ſahe. Ich bin ſeiner Ungnade wegen ſehr beſorgt, und es ſollte mich ſchmerzen wenn Herr Böhmer ihn ins Unglück ſtürzte. * Ihre Eminenz ſtieſſen Klagen gegen uns aus, und beſchwerten ſich über das unwürdige Betragen, welches man ſich gegen ihn zu Schulden kommen ließ. Doch wie ſie auch von dieſer Seite beunruhigt werden mögen, ſo iſt dies doch nicht mit der unſrigen zu vergleichen. Er mag das Halsband für die Königin oder für jemand anders erſtanden haben, das thut uns gleichviel und wir verlangen nicht, es zu wiſſen. Eines Tages ſagte er uns, wir möchten ganz ruhig ſeyn, er habe alle die nöthigen Veranſtaltungen zur Bezahlung getroffen, wir ſollten alſo gewiß bezahlt werden; er wolle bezahlen. Dann gieng er einmal wieder haſtig im Zimmer auf und ab, verſuchte allerley Ausflüchte, ſtieß Dinge aus, die ich nicht wiederholen mag, und ſchloß damit: da man ihm den Empfang des Halsbandes leugne, ſo würde er ihn gleichfalls leugnen. Dies mußte uns nothwendig ſehr beunruhigen, denn wir hatten keinen ſchriftlichen Vertrag, wir verließen uns bloß auf ſeine Rechtſchaffenheit, und ſollte er den Empfang des Halsbandes leugnen, wie er uns drohte, ſo könnten wir zu nichts anders als zur Autorität (ein Rath, den ihnen der

*) Böhmer war es, mit dem der Baron von Breteuil ſich heimlich verbunden hatte, ſo daß dies ruhigere Benehmen des Baſanges, ſeines Compagnons, mir ſehr bedeutend ſcheint.

der Baron von Breteuil gegeben,) unſre Zuflucht nehmen. In dieſem Zuſtande der äuſſerſten Beſorgniß kam ich, die Gräfin um Rath zu fragen und von ihr zu hören, was des Kardinals Entſchluß ſey. Wir wünſchens nicht, ihm zu ſchaden, und ſind wegen der Folgen ſehr beſorgt, die aus dieſer Sache entſtehen können. Doch — bey dieſem Worte, das mir ſehr bedeutend ſchien, hielt er inne. Es war offenbar, daß ſie ſich genöthigt ſahen, die Sache ruchbar zu machen, daß ſie für jetzt aber noch die Furcht zurückhielt, den Preis des Halsbandes gar zu verlieren, weil ſie keinen geſchriebnen Kontrakt vom Kardinal hatten, der den Kauf beſtätigte. In der That waren ſie in einer ſehr verdrießlichen und unruhvollen Lage, indem Caglioſtro dem Kardinal zuſetzte, ſelbſt den Handel des Halsbandes zu leugnen. Die Königin machte ihnen auch keine Hoffnung zur Bezahlung, und Breteuil war gewiß nicht willens, ſie auf ſich zu nehmen. Zwar wußten ſie um die Zerrüttung der häuslichen Angelegenheiten ſehr wohl, allein bey allem dem hatte er doch immer noch ſehr viele Hülfsquellen und Einnahmen, ſie waren daher geneigt einen Vergleich mit ihm allen Verſprechungen des Baron von Breteuil vorzuziehn. Auſſerdem war es ihnen auch ein ſehr unangenehmer Gedanke, vielleicht die Werkzeuge zu dem Ruin des Kardinals zu ſeyn. Jedoch war der gewöhnliche Refrain bey allen ihren Unterredungen; „wer wird am Ende von allem dem uns unſer Halsband bezahlen? Baſſanges wenigſtens wiederholte dieſe Frage wohl zehnmal. Nach einer ziemlich langen Unterredung, woran

ich

ich jedoch wenig Antheil nahm, weil es mich ſchmerzte auf den Kardinal keinen Einfluß zu haben und weil ich nur zu bekannt damit war, daß Caglioſtro ihn ganz in ſeinen Händen hatte, verließ er mich und bat, es ihm zu wiſſen zu thun, wenn die Gräfin zurückkehrte. Wir wollen hoffen, ſagte er beym Weggehn, daß ſie uns gute Nachricht mitbringen wird.

Mit Ende des Tages kehrte ich ins Haus des Kardinals zurück, der einen Augenblick nach meiner Ankunft gleichfals nach Hauſe kam. Ich ſagte ihm von der Unterredung, die ich dieſen Morgen mit Baſanges gehabt hätte. Er erwartete das Ende der Erzählung nicht, und ich bemerkte, daß er während derſelben immer hitziger wurde. Er brach in bittre Vorwürfe gegen die Königin aus, die der Sittenloſeſte ſich kaum erlauben kann, und die ſelbſt gemeine Ohren beleidigen mußten. Schrecklich war das Bild der Wuth und regelloſeſten Phantaſie das er in dieſen Augenblicken uns darbot, und das ſelbſt das ſchwächſte Gefühl von Delikateſſe beleidigt haben würde. Mehr als einmal erlaubte ſich's der aufgebrachte Kardinal, nicht blos in Gegenwart meiner, ſondern auch anderer Perſonen, ſich der niedrigſten Ausdrücke zu bedienen, und die unanſtändigſten Dinge zu erzählen, Dinge, die ſelbſt bey jenen Scenen des Vergnügens Ekel und Widerwillen erregen mußten, wonach ihn ſein Ehrgeitz ſo begierig ſtreben hieß. Unvorſichtigkeiten von dieſer Art, die der Kardinal während des Aufbrauſens ſeiner Leidenſchaft ſich öfters, vor mehrern Zeugen, zu ſchulden kom-

men ließ, ſcheinen unſtreitig zu ſtrafbar, um vergeben zu werden, und waren hinlänglicher Grund, und wenn ich ſo ſagen darf, Entſchuldigung für die grauſame Verweiſung, die eine unverſöhnliche weibliche Erbitterung ihm zuzog *).

Ich fürchtete, die Ergießungen ſeiner Wuth würden kein Ende finden! Nachdem er ſich etwas erhohlt hatte, brachte er wieder die Reiſe nach Deutſchland aufs Tapet, die ihm Caglioſtro ſehr ernſtlich empfohlen hatte. Ich war ganz von den Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaft betäubt. Es ſchien mir in Rückſicht der Gräfin

*) Unglücklicher Prinz! Er wußte, daß es ſo kommen würde. Die Gräfin die ihn öfters unter dem Einfluß dem unregelmäßigſten Einfluß ſprach, wiederholte ihm wohl zehnmal bey verſchiedenen Gelegenheiten, das einzige Mittel, ſich zu retten ſey, ſich ſelbſt zu den Füßen des Königs zu werfen, und ihm alles zu geſtehen, das ausgenommen, was ihre Maieſtät als Ehegatte nicht wiſſen durften. Dann konnte er ſein Verſtändniß mit der Königin als eine politiſche Spekulation entſchuldigen, worein ihn ſein Ehrgeitz verwickelt, und weshalb er, um den Wünſchen ihrer Majeſtät ein Gnüge zu leiſten, ſeinen Kredit über die Maßen ausgedehnt, und vorzüglich beym Kauf des Halsbandes ſich vergeſſen habe. Zehnmal verſprach er, ihr zu folgen, aber zehnmal brachte ihn der verruchte Caglioſtro wieder davon zurück. Dieſer ſchändliche Betrüger war die Urſach von dem Ruin des Kardinals, meiner Gemahlin, und meiner ſelbſt. Vorzüglich ward die unglückliche Kataſtrophe dadurch bewirkt, daß er den Prinzen unaufhörlich von einem Vergleich mit den Juwelierſ abzuhalten ſuchte.

ſtu nöthig, uns zu entfernen, denn ſie unbegleitet reiſen zu laſſen, war mir nicht zu verzeihen. Kurz es mußte daher ein Entſchluß gefaßt werden. Ich ſagte alſo dem Kardinal, daß ich nach Deutſchland gehen wolle, zuvor aber müßte ich mich nothwendig noch einige Tage zu Bar an der Aube aufhalten. Während meines Aufenthalts daſelbſt aber wollte ich das Gerücht verbreiten, daß ich nach Spa gegangen ſey. Der Kardinal ſprach wieder von Gefahr, von Verſtocktheit, von Hartnäckigkeit, ich aber wollte nicht im geringſten von meinen Vornehmen ablaſſen. Drauf nahm er ein Stück Papier, und ſchrieb ſich den Tag unſrer Abreiſe von Paris, die Zeit unſers Ankommens zu Bar an der Aube, die Zeit unſers Aufenthalts daſelbſt, und unſrer Abreiſe nach Deutſchland auf. Zu allem dieſen wurden vierzehn bis funfzehn Tage nöthig gefunden. Er ſagte mir, welchen Weg wir verfolgen möchten, und gab mir von dem Orte Nachricht, wo wir bleiben ſollten. Allein was den Paß und die Briefſchaften betrift, ſo hatte Caglioſtro ihm nicht ohne Grund geſagt, daß wenn man uns anklagte, die Juweliers um das Halsband *) betrogen zu haben, und es entdeckt würde,

daß

*) Dieſe niedrige Art zu handeln war nicht im Karakter des Kardinals gegründet, allein Caglioſtro bereitete ihn ſo geſchickt auf die Zukunft vor, daß als der König ihn arretiren ließ, er, gleich einem Papagey, die Worte ausrief, die ihm jener Verruchte beygebracht hatte: „Ich bin von einem Weibe Namens Valois de la Motte verrathen worden, die ſich nun ſoll aus dem Staube gemacht haben. Er glaubte, daß wir vermöge ſeiner Inſtruktionen nicht

ent=

daß er uns zu unſrer Flucht beygeſtanden hätte, die Umſtände ihn unvermeidlich als einen Theilnehmer an dem Verbrechen darſtellen würden. Er ſagte daher, wir bedürften dieſer Briefſchaften nicht, und wir verließen ihn, ohne weiter darauf zu dringen; denn ich war ſehr weit davon entfernt eine Reiſe nach Deutſchland im Sinn zu haben, weil ich ihre Nothwendigkeit gar nicht einſehen konnte. Auſſerdem ſchien mir die ganze Handlungsart des Kardinals noch immer ſehr verdächtig, und der Erfolg zeigte, daß ich nur zu viel Grund dazu gehabt hatte.

Jene ſchändliche Erklärung, als er eingezogen ward, gegen den König, — eine Erklärung die, wenn man die vorhergehenden Umſtände erwägt, ſo lächerlich iſt — hatte ohne ihm den geringſten Vortheil zu verſchaffen, die traurigſten Folgen für uns, die wir nicht begreifen konnten, wie es möglich ſey, in ſein Unglück mit verwickelt zu werden. Wir waren zu Bar an der Aube, und hatten bereits vierzehn Tage in vollkommner Ruhe daſelbſt zugebracht. Den ſiebzehnten Auguſt beſuchten wir den Dûc de Penthievre zu Chateau-Vilain. Dies war der Tag vor der Abreiſe dieſes Prinzen. Von da nahmen wir den Weg nach Clervaux, wo wir mit dem Schluß des Tages ankamen. Wir erhielten hier Nachricht, daß der Kardinal in der Baſtille

entdeckt werden würden. Wir waren indeſſen bereits ruhig zu Bar an der Aube angelangt, als wir hörten, daß der Kardinal in der Baſtille ſey.

ſtille ſey. Wären wir uns nun eines Verbrechens bewußt geweſen, ſo hatten wir ja die Freyheit, nach dieſer Nachricht uns ſogleich aufzumachen, um allen Nachſetzungen zu entgehen. Wir hatten alle unſre Juwelen bey uns, beſaßen einen guten Wagen, vier gute Pferde, und noch vier andere, die uns von Chateau-Vilain gebracht hatten. Wir hätten alſo noch dieſelbe Nacht aus dem Lande kommen können; warum thaten wir's nun aber nicht? — Wir kehrten nach Bar an der Aube zurück.

Zufolge der Nachricht, die wir erhalten hatten, war die erſte Sorge, ja, ich wage es zu ſagen, die erſte Pflicht der Gräfin, alle die Briefe und Billets zu verbrennen, die ſie von der Königin und vom Kardinal noch in Händen zu haben ſich erinnerte. Zwey ganzer Stunden brachte ſie damit zu, bevor ſie ſchlafen gieng. Den nächſten Tag, den achtzehnten Auguſt, als ich aufſtand, fand ich ein Häufgen Aſche, das ich nahm und hinwegtrug. Kaum hatte ich dies gethan, als mein Bedienter kam und mir ſagte, zwey Herren wünſchten mich zu ſprechen. Sie wurden hereingebracht und einer von ihnen ſagte zu mir, ich möchte nur keine Umſtände machen, ſie hätten Befehl vom König, ſich aller meiner Papiere zu bemächtigen. Ohne die geringſte Widerrede gab ich ihnen alle Schlüſſel zu meinen Schreibereyen.

Während ſie beſchäftigt waren, alle Papiere an ſich zu nehmen und in ein Behältniß zu thun, das ich mit meinem eigenen Pettſchaft verſiegelte, war

 die

die Gräfin aufgeſtanden. Einer von gedachten Herren nahm mich beyſeit und ſagte, ſie hätten Befehl die Gräfin in Verhaft zu nehmen. Sie ſelber hieß man unerſchrocken zu ſeyn, denn man werde ſie blos zum Herrn von Breteuil führen.

Sie hörte alles mit der größten Unerſchrockenheit an, und fragte blos nach der Zeit, um ſich zur Reiſe anzuſchicken. Ich erkundigte mich, ob ich meine Frau begleiten könnte, und man fand kein Bedenken dabey. Dem zufolge befahl ich, den Wagen fertig zu machen. Als ich zurückkehrte, ſagte man mir, daß wenn ich jtzt mit ihnen käme, es ſcheinen möchte als hätten ſie Befehl gehabt, mich zugleich mit zu arretiren; es würde daher beſſer ſeyn, wenn ich noch ein paar Stunden in der Stadt bliebe, mich öffentlich ſehen ließ, und dann ihnen nachfolgte. „Zumal, ſagten ſie, da Sie beßre Pferde haben, als wir, und wir heut nicht weiter, als bis Nogent gehen, ſo werden ſie uns ohne Mühe wieder einholen. Dieſem Rath zufolge, der mir ſehr vernünftig zu ſeyn ſchien, entſchloß ich mich, für jetzo noch zu bleiben, und in zwey Stunden nachzufolgen. Wollte der Himmel, daß ich es gethan hätte; man wird bald ſehen, welche Folgen dies für die Gräfin und für mich gehabt haben würde.

Als ich den Wagen aus dem Geſicht verloren hatte, begab ich mich in mein Zimmer, das den Zimmern der Gräfin gegenüber war. Ich hatte darin einen Schreibſchrank, den ich mir nach eigner Angabe zu Paris hatte machen laſſen, mit einem geheimen Platz, um Geld

oder

oder Papiere darin zu verbergen. Dieſen Ort der ſehr künſtlich verſteckt war, hatte man nicht gefunden. Bey unſrer letzten Abreiſe aus Paris hatte die Gräfin einige Papiere hineingethan, die ſie vor mir hatte verbergen wollen. Zum Glück hatte ſie an dieſe nicht gedacht, als ſie alle ihre Briefe zum Verbrennen ſammelte.

Als die Abgeſchickten dieſen Schreibſchrank durchſuchten fanden ſie auch ein kleines Taſchenbuch mit Anweiſungen an die Caiſſe des Formes von fünf und dreyßig tauſend Livres werth, deren ſie ſich gleichfals bemächtigten, wiewohl ich ihnen demonſtrirte, daß dieſe Papiere Anweiſungen wären, und alſo ſie nichts angingen *). Ihre Antwort war, ſie hätten Befehl ſich aller geſchriebenen Papiere zu bemächtigen, ohne auf etwas Beſonderes Rückſicht zu nehmen.

*) Es iſt faſt überflüſſig hier dem Leſer zu bemerken, daß wenn wir es für möglich gehalten hätten, durch den Unſtern des Kardinals nur im geringſten in Schwierigkeiten verwickelt zu werden, es leicht geweſen wäre, dieſe Effekten, unſer baares Geld, und die Juwelen vor der Policey zu ſichern; allein unſre Aufmerkſamkeit ward blos auf jene Papiere gerichtet, welche im Stande waren, die Königin und dem Kardinal zu verrathen; Papiere die man eigentlich zu finden wünſchte. Dieſer Umſtand gab der Gräfin am Morgen als ſie in die Baſtille kam, zu einer Bemerkung Anlaß. Herr de Croſne Policeylieutenant, der ſie vernehmen wollte, ſagte zu ihr, der Kardinal beſchuldige ſie, ſie habe ihn um ein Halsband betrogen unter

Der Baron von Breteuil, der perſönlich vom ganzen Briefwechſel unterrichtet war, wie er der Gräfin davon nicht undeutliche Winke gab, war überzeugt, daß man unter ihren Briefſchaften gewiß Briefe von der Königin und dem Kardinal finden würde. Er hatte daher auch den Emiſſarien verboten, ein profanes Auge darauf zu werfen, damit, wenn er allein Herr der Geheimniſſe der Königin wäre, er ſich bey ihr durch ſeine Thätigkeit und Diſkretion ein Verdienſt erwerben möchte; allein dieſe Freude ſollte ihm nicht zu Theile werden. Als ich meine Augen auf den Schreibſchrank warf, den ich eben erſt auf eine ſo ſchreckliche Art plündern ſah, ſo fiel mir ein, doch einmal das verborgene Fach zu öfnen. Ich erſtaunte nicht wenig, als ich darin ein Paket Papiere fand, die zuſammengewickelt mit Faden umwunden und in einen Geldbeutel verſteckt waren. Ich verſchloß die Thür, unterſuchte dieſe Papiere, und da ich fürchtete, daß ſie von übeln Folgen ſeyn könnten, ſo war ich erſt Willens, ſie zu verbrennen. Allein die Vorſehung hielt meinen Arm zurück.

Der

dem Vorwande, die Königin begehre es. Nachdem ſie ihm ihr Befremden zu erkennen gegeben, ſagte ſie ihm, ſie könne ſich nicht vorſtellen, daß der Kardinal ſie einer Sache beſchuldige, die er ſelber für ungegründet erkenne; und geſetzt auch dieſes Faktum wäre wahr, ſo wundre ſie ſich ſehr, daß man, ſtatt ſich aller ihrer Juwelen zu bemächtigen, um ſie ihres Verbrechens zu überführen, blos alle ihre Papiere unterſucht hätte, ein ſehr unnöthiges Verfahren in dieſem Fall!

Der Dûc de Penthievre kam dieſen Morgen durch Bar an der Aube. Ein Officier aus ſeiner Suite, den ich traf, als ich die Gräfin in die Kutſche geführt, und der alles erfahren hatte, was vorgefallen war, ſagte zu mir, es ſey Schande für mich, in einer ſolchen Lage ſo ſorglos zu bleiben, als ich zu ſeyn ſchien. Das klügſte, was ich thun könnte, wäre, mich ſelbſt zu ſichern, bis ich hörte, was die Sache für eine Wendung nähme. Meine Verwandten und Freunde, die ich noch an eben dem Tage ſahe, gaben mir denſelben Rath. Ich entſchloß mich alſo nach England zu gehen, wo ich während meines erſten Aufenthalts daſelbſt verſchiedene Bekanntſchaften gemacht und einige Diamanten gelaſſen hatte.

Die Gräfin reiſte früh um elf Uhr ab, ich hingegen fieng meine Reiſe Abends um zehen Uhr an. Ich hatte hundert Louisd'or in meiner Börſe und zwey Paketgen Perlen, von denen ich nachher reden werde. Alle meine und der Gräfin Juwelen ſammt den Schlüſſeln zu dem, was uns gehörte, ließ ich bey meinem Schwager. Meine Schweſter begleitete mich nach Meux, wo wir uns trennten. Ich gab ihr meine Addreſſe in London, überzeugt, daß der erſte Brief, den ich von ihr bekommen würde, die Nachricht enthalten werde, daß die Gräfin in Freyheit ſey, und mich zu Paris erwarte. Sonnabends Abends den zwanzigſten Auguſt kam ich zu Boulogne an und Montags den zwey und zwanzigſten ſchifte ich mich ein. Als ich in London ankam, begab ich mich in daſſelbe Hotel,

wo ich das erſtemal logiert hatte. Mein erſter Weg war zum Juwelier Herrn Gray dem ich, wie ich erſt bemerkt, einige Diamanten zurückgelaſſen hatte, um an einem Halsband und Ohrringen angebracht zu werden, die ich für die Gräfin beſtimmte. Ich fand ſie fertig, und hätte ich dieſe nicht gehabt, ſo würde ich in den äuſſerſten Mangel gerathen ſeyn, indem ich mich eine beträchtliche Zeit davon unterhielt.

Drey Tage nach meiner Ankunft fand ich Herrn Linguet, dem ich eine genaue Nachricht von der ganzen Sache gab, wie ſie hier erzählt iſt. Er rieth mir, wegen des Schickſals der Gräfin unbeſorgt zu ſeyn, denn ſo viel er von wohlunterrichteten Perſonen wiſſe, ſo ſey die Abſicht der Königin blos den Kardinal zu ſtürzen, und das Halsband müſſe blos zum Vorwand dienen. Er rieth mir ferner meinen Kammerdiener zu meiner Schweſter nach Paris zu ſchicken, um gewiſſe Nachricht einzuziehn, denn ohne dieſelbe ſagte er, könne man nichts vornehmen.

Den nächſten Tag ſchickte ich in der That meinen Kammerdiener fort, allein man griff ihn auf, und ich habe ihn ſeit der Zeit nie wieder geſehen.

Zwey Tage darauf beſuchte mich ein Irländiſcher Geiſtlicher, ein Freund des Herrn Dermot und ſagte mir der letztere ſey zu Lancaſter, wenn ich etwas an ihn zu beſtellen hätte, ſo würde er noch heute an ihn ſchreiben. Ich dankte ihm, ſchlug aber ſein Anerbieten aus. Alle meine Bekannte waren auſſerhalb der Stadt, ich war daher ſehr verlegen, wie ich meine Zeit zubrin-

gen

gen ſollte. Als der Irländiſche Geiſtliche, der mich ſehr ſorgfältig beobachtet hatte, abgereiſt war, gieng ich einſt in das Haymarket Theater. Als es nach beendigtem Schauſpiel regnete, ſo nahm ich mir eine Miethkutſche um nach Hauſe zu fahren. Kaum hatte die Kutſche Picadilly erreicht, als ich einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf bekam, daß ich ganz betäubt ward. Zum Glück hatte ich einen runden Hut auf, der mich in etwas geſchützt hatte, und mich gegen fernere Gewaltthätigkeiten dieſer Art ſicherte. Anfangs dachte ich, die Kutſche wäre umgeworfen, aber als ich wieder zu mir ſelber kam, fand ich, daß ſie noch fortgieng. Ich ſuchte daher ausfundig zu machen, was mir dieſen unfreundlichen Schlag gegeben hatte. Indem ich mich rund umdrehte, erblickte ich ein Loch im hintern Fenſter und als ich aufſtand es zu unterſuchen, ſo entdeckte ich einen Menſchen der beyde Hände in dem Riemen hatte, woran ſich die Bedienten feſtzuhalten pflegen. In der einen Hand hielt er etwas, was ich für ein ſpaniſches Rohr anſah. Ich ſchloß nun, daß er vielleicht mit ſeinem Rohr hinter ſich ausgeſchlagen, dann beym Zurückziehn das Ziel verfehlt, und gegen das Glas geſtoßen habe, welches dann zerbrochen und mir mit einemmale auf den Kopf gefallen ſey. Ich ſetzte mich daher von neuem auf den Hinterſitz, und kam ganz unwillkührlich in den Winkel rechter Hand zu ſitzen. Hiedurch begunſtigte das Ungefahr mich mehr, als meine Vorſicht; denn eben fuhr die Kutſche aus der Dukeſtreet in die Jermynſtreet, als durch daſſelbe Loch eine Degenklinge kam, gerade vor

meinen Augen vorbeyfuhr, und daß Fenſter auf der Seite zerſtieß, wo ich ſaß. Hätte ich nun in der Mitte weniger zurückgelehnt geſeſſen, ſo wäre die Klinge mir gerade durch den Hals gefahren. Da ich nun merkte in welcher Gefahr ich war, und keine Waffen hatte, ſo rief ich dem Kutſcher zu, und machte ihn auf die zerbrochenen Scheiben aufmerkſam. Indem ich dies that, lief ein Menſch in größter Eil hinweg. Ich verſtand kein Wort Engliſch und war daher nicht im Stande, den Kutſcher zu bedeuten, der ſich denn auch wieder auf ſeinen Bock ſetzte, ohne etwas mehr zu verſtehen, als daß die Fenſter entzwey waren. So bald wir zum Hotel kamen, foderte er noch Geld um dieſe wieder machen zu laſſen. Ich war froh, daß ich hier nun jemanden fand, dem ich mich verſtändigen konnte. Ich erzählte, was mir begegnet wäre, und man rieth mir, auf meiner Huth zu ſeyn. Den Morgen darauf beſuchte ich Herrn Linguet, der mir ſagte, daß mein Leben hier in Gefahr ſey. Der Streich, der mich zum Glück verfehlt habe, rühre von der Königin, oder vom Kardinal her, und er begreife wohl, wie meine Exiſtenz für beyde beunruhigend ſey. Kurz, ich müſſe mich ſchlechterdings an einem unbekannten Ort zu verſtecken ſuchen, und ihm meine Addreſſe ſchicken, ſo bald ich einen ſichern Platz gefunden hätte. Er würde mir alles mittheilen, was mein Kammerdiener vor Nachrichten mit zurückbrächte, und mir ſagen, was ich ferner für Maßregeln zu ergreifen hätte.

Ich reiſte noch denſelben Tag mit einem Bedienten ab, der mir zum Dollmetſcher diente. Dieſer Menſch

ging bis zu meiner Rückkehr nach London, nie von mir. Nachdem ich durch verſchiedene Städte gezogen war, fiel mir ein, ob nicht Herr Dermot in dieſer kritiſchen Lage, mir gute Dienſte erzeigen könnte. Ich beſchloß daher zu ihm nach Lancaſter zu gehn. Als ich hier ankam, erfuhr ich, daß er an einem Orte, zwanzig Meilen weiter, ſey. Auch dorthin reiſte ich, und er erſtaunte nicht wenig, mich zu ſehen. Er hatte von dem traurigen Schickſal des Kardinals und der Gräfin gehört, und glaubte daher, daß ich gleichfals in der Baſtille ſey. Während dieſer Unterredung und einigen der folgenden vertraute ich ihm die beſondern Umſtände von der Intrigue zwiſchen der Königin und dem Kardinal an, und erwähnte auch der Geſchichte des Halsbandes nach ihrem ganzen Verlauf. Ich zeigte ihm das, was ich eben aus den Händen des Herrn Gray bekommen hatte, ſo auch die Ohrringe. Kurz ich entdeckte mich ihm zu ſehr, und was nun folgt beweiſt, daß je mehr ich ihm offenbarte, um deſto mehr ſein Verlangen, Vortheil daraus zu ziehn, vermehrt wurde. Dem zufolge gab er mir, nachdem ich mich ihm zwey Tage eröfnet, und er zwey Tage darüber nachgedacht hatte, den Rath nach Irland zu gehen und daſelbſt einen andern Namen anzunehmen. Er verſah mich mit einer Menge Briefen und Empfehlungsſchreiben, und wir wurden einig, daß er den nächſten Tag nach London reiſen, daſelbſt den Herrn Linguet beſuchen, und mir die Briefe meines Kammerdieners überſchicken wolle. Kurz er verſprach mir, ſich ſo viel als möglich in allen Stücken meiner anzunehmen. So ſchieden wir

zu Lancaſter und ich hörte hinterher nichts weiter von ihm, bis man mir zu verſtehen gab, der Kardinal habe zu ihm geſchickt und keine Koſten geſcheut, um ſeinen Namen unter eine Ausſage zu ſetzen, die der Rechtsgelehrte Target aufgeſetzt habe. Er habe bereits zu London den Anfang zu ſeiner Verrätherey gemacht, wo ihm Ausſagen diktirt wären, die in Sammlungen von ſchlechterſonnenen Unwahrheiten beſtünden und durch Thatſachen bewieſen ſeyn ſollten *). Und gleichwohl errich-

*) Nachdem der Kapuziner Dermot zu London auf Antrieb des Carbonnieres eine Ausſage von ſich gegeben hatte, ſo reiſte er hinterher mit ungeheuren Koſten nach Paris um einer Sammlung von Unwahrheiten Evidenz zu geben die nichts zu beweiſen im Stande iſt. Ich will doch bey dieſer Gelegenheit das Verfahren des Sachwalters und Gerichtsſekretärs anführen, welche die Gräfin, indem ſie ins Gerichtszimmer trat, zu ſchrecken ſuchten. Sie bemerkte an beyden Männern ein gewiſſes finſtres Weſen und eine niedergeſchlagene Miene, die ſie vorher noch nicht wahrgenommen hatte. Der Sachwalter Dupuis de Marcé wandte ſich mit dieſen Worten und einem furchtbaren Ton der Stimme an ſie: „Madam, es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie mit einem Manne konfrontirt werden ſollen der weit herkommt, und den Sie unſtreitig nicht erwarten.“ Die Gräfin, die anfangs dachte, ich ſey dies, wiederholte, was ſie ſchon hundertmal geſagt hatte, daß meine Gegenwart nicht anders als vortheilhaft für ſie ſeyn könne, denn ſie ſey überzeugt, daß ich die Wahrheit reden, und den Kardinal Lügen ſtrafen würde. „Madame, fuhr er fort, ich fürchte, ſie werden ſehr verlegen ſeyn. — „Ich fürchte nichts, war ihre Antwort, die Gegenwart dieſer Perſon kann mir nicht anders, als angenehm ſeyn.“ — Da

errichtete der ſchamloſe Target auf einem ſolchen Grund-pfeiler von Hirngeſpinſten jenes lächerliche Gebäude ſeines

Da er endlich ſahe, daß es ihm nicht gelingen wolle, ſie in Schrecken zu jagen, ſo ſagte er mit einem tiefen Seufzer zu Fremyn: So gehen Sie denn und bringen jene Perſon hieher. Fremyn gieng, kam zurück und öfnete die Thür, durch welche die Gräfin eine ſcheinheilige Figur, die Augen auf die Erde geheftet, auf ſich loskommen ſah. Bey dieſem unerwarteten Anblick rief ſie aus: „Wie? noch ein neuer abgerichteter Zeuge! Wir wollen doch ſehn, wie ſchön das Geſchöpf abgerichtet iſt!" — Die erſtern laſen ihm nun ſeine eigene ſchriftliche Ausſage vor, die gewiß von Target aufgeſetzt war. Die Gräfin war gewohnt, dieſe Sprache täglich zu hören, ſie kannte daher den Stil und die Phraſeologie eines Mannes, der voller Schikanen war, ſehr gut. Beym Schluß des Vorleſens, das ſie oft durch Anmerkungen unterbrach, die den Niederträchtigen zu Boden ſchlugen und Verachtung und Abſchen gegen alle diejenigen an den Tag legten, die an ſolchen Ungerechtigkeiten Theil nahmen, ſagte ſie, die ganze Ausſage ſey eine Sammlung ſchändlicher Unwahrheiten und abſcheulicher Lügen, und der Urheber derſelben verdiente die härteſte Züchtigung. Als er nun ſchnell zu den Geheimniſſen fortgieng, die ich ihm im Betreff der Verbindungen der Gräfin mit der Königin und dem Kardinal anvertraute, ſo ſtellte ſie ihm vor, daß, da ich ſo großes Vertrauen in ihn geſetzt, ich ihm doch auch vom Ort meines geheimen Aufenthalts geſagt haben müſſe. Sie beſtand auf eine Erklärung hierüber, damit ich mit ihr konfrontirt werden könnte. Er aber antwortete, er wiſſe hievon nichts. Düpüis de Marec und Fremyn hatte zur Abſicht ſie ſchuldig zu finden und ſagten daher (zumal wenn ſie den Kapuziner in die Enge trieb, und Ausdrücke gebrauchte, die

ſeine

ſeines bombaſtiſchen Memorials, das dem Kardinal Thrä-
nen abzwang, als er ſah, daß alles darin erdichtet
war.

Jeder weiß, daß er dies ſchändliche Ding verwarf,
verbot es bekannt zu machen, und feierlich den ganzen
Inhalt leugnete. Ja er rief ſo gar voll Unwillen aus:
man möchte ihn doch der Welt nicht als einen Wahn-
ſin-

ſeine Niederträchtigkeit verdiente) ſehr oft zu ihr: Aber Madam, Sie können ja nicht wiſſen, was Ihr Gemahl dem Abbe Dermot in ihren Unterredungen geſagt hat: er iſt ein rechtſchaffener Mann, der gewiß nicht hieher gekommen iſt, um zu betrügen. „Wir wollen das ſehen, ſagte ſie, da Herr de la Motte nicht hier iſt, um ihm diejenigen Punkte zu widerlegen, die ihn ſelbſt betreffen, ſo werd' ich es zufolge der Anmerkungen thun, die ich ſchon über ſeine Ausſage gemacht habe. Er hatte darauf eine lange, verwickelte Geſchichte von den Juwelen erzählt, die er bey meinem erſten Aufenthalt zu London bey' mir geſehn habe. Die Gräfin hatte eine Menge Ungereimtheiten bemerkt, worunter auch die Erwähnung von einem prächtigen Paar Schuſchnallen mit Brillanten beſetzt war. Zum Glück hatte ich dieſelben zu Bar an der Aube gelaſſen und ſie waren in einer ihrer Schachteln in der Baſtille aufbewahrt. Sie hohlte ſie, nicht ohne groſſe Schwierigkeit, herbey, und der ſchändliche Betrüger ward durch den Anblick des prächtigen Juwels beſchämt. Eben ſo ging es auch mit ſeinen übrigen Ausſagen. Nachdem ſie ihn behandelt hatte, wie er es verdiente, ſagte ſie zum Sachwalter, nun würde man wahrſcheinlich auch zum Schuhflicker im Winkel der Straße ſchicken, um wider ſie zu zeugen; worauf ſie denn, aufgebracht über das ſchändliche Geſchmeiß verruchter Seelen, ſich hinweg begab.

ſinnigen darſtellen. Allein Target verſetzte Menſeig-neur Ihre Familie will es ſo: es iſt kein anderer Weg mehr übrig, Sie zu retten. Als ich zu Dublin ange-kommen war, gab ich in Perſon die Briefe ab, die ich von Dermot bekommen hatte, und ward ſehr wohl aufgenommen, und in wenig Tägen in die beſte Geſell-ſchaft eingeführt. Ich hatte ſo gar Gelegenheit den Unterkönig zu ſprechen, der ſich ſehr genau nach der Lage des Kardinals erkundigte und mir viele Verbind-lichkeiten ſagte, unter andern auch die, daß wenn er in der Stadt wäre, denn er war gerade damals auf dem Lande, es ihm ſehr angenehm ſeyn werde, mich bey ſich zu ſehen. Während der Unterredung that er, als bewundere er eine ſtählerne Kette, die ich an meiner Uhr trage. An dieſer hing mein Petſchaft, das er genau beſahe, ein Umſtand, der mir keinen Zweifel übrig ließ, daß er wußte, wer ich war; und man wird in kurzem aus den geheimen Nachrichten, die mir ſpäterhin Graf Adhemar gab, abnehmen, daß ich nicht geirrt hatte. Ich war bereits drey Wochen zu Dublin, ohne das Mindeſte von Dermot gehört zu haben. Dies beun-ruhigte mich nicht wenig, zumal da er an andre ſchrieb, und nur für mich unthätig war.

Ich ward oft zu Luſtbarkeiten in der Nachbarſchaft von Dublin eingeladen, wohin ich mich ohne Bedien-ten zu begeben pflegte. Eines Tages kehrt' ich von da ſehr unpäßlich zurück. Ich verlor meinen Appetit, doch ſchrieb ich dies mehr der Unruhe und dem Kummer meines Herzens als etwas anderm zu. Da ich über-

all

all ein bekümmertes Leben führte, da ich vermuthete, daß man zu Dublin mich kenne, und da mich, aber zu meinem Glück, ſehr ſchmerzhafte Vorgefühle quälten, ſo entſchloß ich mich dieſe Inſel zu verlaſſen und mich nach Schottland zu begeben. Ich ſagte zu meinen Bekannten ich wolle den berühmten See von Killarney ſehen, und auf meinem Rückwege Cork mitnehmen, das ich auch zu ſehen wünſchte. Ich nahm aber gerade den entgegengeſetzten Weg und begab mich in eine kleine Seeſtadt der Küſte von Schottland gegen über. Meine Unpäßlichkeit ward immer größer, und ich war nicht mehr zu kennen. Acht Tage bracht' ich zu, ohne die unentbehrlichſten Bedürfniſſe der Natur befriedigen zu können. So kam ich nach Glasgow, wo ich ſogleich nach einem Arzt ſandte, der nach verſchiedenen Unterſuchungen und Fragen ſagte, bey meiner Krankheit liege etwas Außerordentliches zu Grunde. Er riethe mir daher, ohne Zeitverluſt nach Edinburgh zu reiſen, wo ich mich der Hülfe der Arzneikunde mit mehrerem Nachdruck bedienen könne, als an jedem andern Orte in der Welt. Unterdeſſen gab er mir einige ſtärkende Tränke, die aber ohne Wirkung blieben. Den nächſten Tag kam ich zu Edinburgh an, und ſchickte ſogleich nach einen Arzt und Wundarzt von dem größten Anſehn. Als dieſe ſich eine geraume Zeit zuſammen berathſchlagt hatten, ſo verließen ſie mich, und verſprachen, den nächſten Tag wiederzukommen, um die Wirkungen zu unterſuchen, welche die Arzeneyen, die ſie mir ſchicken wollten, hervorbringen würden. Den folgenden Tag befand ich mich noch weit ſchlimmer, und wenige Tage

nach=

nachher war ich nicht mehr im Stande, das Bette zu verlaſſen. Aus den Fragen der Aerzte und den Arzneien derſelben entdeckt' ich, daß man mich durch Gift habe aus der Welt ſchaffen wollen. Man ſagte mir, acht Tage ſpäter ſey es unmöglich geweſen mich zu retten. — Welche Hand hatte nun das mörderiſche Schwerdt gegen mich gezuckt? Welche Hand das verderbliche Gift gemiſcht? — Die Folge meiner Erzählung wird dies nur zu deutlich zeigen. Der franzöſiſche Geſandte ließ mir keinen Zweifel übrig. — Ich will mich jetzt nicht näher erklären, man wird es ſelber ſehen. — Er ſelbſt that es doch gewiß — ohne Schuld. Die Folge dieſes zweyten Verſuchs auf mein Leben war, daß ich drey Monat im Bette und zwiſchen vier und fünf zubringen mußte, ohne mein Zimmer zu verlaſſen. Während dieſer ganzen Zeit hört' ich nicht ein Wort von der Sache des Kardinals. Als ich wieder im Stande war, leſen zu hören, ſo ſchlug mir mein Bedienter vor, mir einen Sprachmeiſter zu bringen, den er im Speiſequartiere, von wo aus mein Tiſch beſorgt wurde, täglich zu ſprechen bekam. Um mich deſto gewiſſer zu vermögen, ihn anzunehmen, ſagt' er mir, er lehre den Herzogen von Gordon und Buccleugh Italieniſch, höre täglich über meine Angelegenheiten ſprechen, und könne mir daher ohnſtreitig ſehr intereſſante Nachrichten mittheilen. Ich nahm den Vorſchlag an, und ſah dieſen Menſchen noch denſelben Abend zu mir kommen. Ich ſagte ihm, daß ich Luſt hätte, zur Erhohlung Italieniſch zu lernen. Er war ſehr geſprächig, und ohne ihn auf das Kapitel zu bringen, wor-

über

über ich Nachricht wünſchte, miſchte er unter ſeine Neuigkeiten die Namen des Kardinals, der Gräfin de la Motte, und Caglioſtro's und ſagte mir, daß Memoirs unter dieſen drey Namen im Publikum erſchienen wären. Allein dies war auch alles, was er wußte. Da ich zu Glasgow gehört hatte, daß ein gewiſſes Käffeehaus daſelbſt die Leydener Zeitung halte, ſo nahm ich mir eine Kutſche und fuhr dahin. Ich bekam einen ganzen Stoß von Blättern, lief ſie haſtig durch, und ſah mit eben ſo vielem Befremden, als Unwillen aus den Fragmenten dieſer Memoirs die boshafte Wendung die man der Sache der Gräfin gegeben hatte. Ohne ihn zu kennen, flucht' ich auf den unſinnigen und boshaften Sachwalter, der ſo ungeſchickt oder verworfen eine Sache verworren hatte, die an ſich ſelbſt ſo deutlich war. Ich wandte zwey Tage und Nächte darauf, dasjenige auszuſchreiben, was mir die weſentlichſten Punkte auszumachen ſchienen und kehrte darauf nach Edinburgh zurück, feſtentſchloſſen einen Expreſſen an Herrn Doillot abzuſchicken, den ich ſelbſt nicht kannte und von dem ich noch weniger wußte, daß er mit Fleiß vom Baron von Breteuil gewählt und geleitet ward. Da der Kreis meiner Bekanntſchaft in Edinburgh ſo eng war, ſo fiel ich unglücklicherweiſe *) auf

*) In der That unglücklicher weiſe genug! Denn dieſer war noch weit ärger, als Dermot. Der Menſch von dem ich ſpreche, und der bald eine ſehr ſchändliche Rolle ſpielen wird, war ein währer Abendtheurer. In Schottland führte er den Namen **Benevent**, und in England hieß er **Coſta**, wogegen er ſeinen eigentlichen Namen **Mus** vertauſcht hatte.

auf den Sprachmeiſter, der in ſchlechten Umſtänden war und ſehr aufgelegt zu ſeyn ſchien, eine Reiſe zu unternehmen, die ihm etwas einbrächte.

Als er mir ſo gleich nach meiner Rückkehr eine lange Geſchichte ſeiner Unglücksfälle her erzählte, wovon er mir ſchon öfters etwas mitgetheilt hatte, ſo ergriff ich dieſe Gelegenheit, ihm zu verſtehn zu geben, daß ich ihm einen Dienſt erzeigen könnte. Ich entdeckte mich und fragte ihn, ob er wohl eine Reiſe nach Paris unternähme, um einem Rechtsgelehrten einige Papiere zu überbringen, die ich ihm anvertrauen wolle. Seine Antwort war, daß er ſehr gern zu meinen Dienſten ſtehe. Den folgenden Morgen kam er zu mir und ſagte, er habe über meinen Antrag nachgedacht; da nun die Ueberbringung eines bloßen Pakets alles ſey, was ich verlange, ſo könne ſeine Frau die Sache eben ſo gut, ja noch beſſer beſorgen, als er; denn ſie ſey dem Verdacht weniger ausgeſetzt, und ihre Reiſe erfordre weniger Koſten. Mir gefiel der Vorſchlag, ich ſchrieb daher einen Brief an Herrn Doillot in Geſtalt eines Memorials, worin ich ihn von allem dem unterrichtete, was ſich ereignet hatte, ihn um Rath fragte, was ich für meine Perſon zu thun hätte, und ich geradezu verſicherte, ich ſey entſchloſſen, nach Paris zurückzukehren, um am Schickſale meiner Gemahlin Theil zu nehmen, ſie zu vertheidigen und die Wahrheit zu reden, indem ich dazu doch einmal gezwungen würde.

Dies waren meine Ausdrücke *). Noch fügte ich hinzu daß ich blos auf ſeine Antwort wartete, um abzureiſen.

Ich ſchickte dieſen Coſta hin, mir einen Platz in der Kutſche nach Edinburgh zu beſtellen, gab ſeiner Frau das nöthige Geld zur Reiſe nebſt dem Paket an Doillot und ertheilte ihr die Inſtruktionen, um allen möglichen Verdrießlichkeiten auszuweichen. Sie reiſte darauf den folgenden Tag den zweyten oder dritten April in der That ab.

Bey ihrer Ankunft zu Paris begab ſie ſich zu Herrn Doillot, dem ſie ſagen ließ, ſie habe Papiere von Wichtigkeit an ihn abzuliefern. Der alte ſchieläugichte Böſewicht bildete ſich thöricht genug ein, dieſes Frauenzimmer ſey eine verkappte Mannsperſon, ein Spion im Weiberrok und wollte ſie nicht ſprechen, bis ſie eine Prüfung von ſeiner Frau ausgehalten hätte, eine Prüfung, die Madam Doillot mit aller Strenge an=

*) Der unſinnige Doillot führte in ſeinem Memorial, das er unter dem Einfluß des Baron von Breteuil aufſetzte, der ihm verboten hatte, der Königin zu erwähnen, mit dem Befehl, den Kardinal ohne Rückhalt anzuklagen, dieſer feile Idiot ſage ich, führte in ſeiner unſeligen Scharteke betitelt „Kurzer Inbegriff ꝛc. die eigenen Abſchnitte meines Briefs an. Er ſagte hier in italieniſcher Sprache" daß ich ſchlechterdings entſchloſſen wäre, alles zu verſuchen, um das Schickſal meiner Gemalin zu theilen. Dann folgte eine ganze Flut von Unwahrheiten, die um ſo ſtrafbarer ſind, da ihm die Wahrheit nicht unbekannt war und ihm die Gräfin ſchriftlich alle die beſondern Umſtände genau ſo mitgetheilt hatte, wie wir ſie hier angeführt haben.

anſtellte. Nachdem ſie nun ihrem Mann berichtet hatte, daß alles richtig ſey, ſo geruhte der Rabuliſt die Papiere zu unterſuchen. Er beſchied darauf die Frau Coſta ſo lang in dem Gaſthof zu bleiben, wo ſie abgetreten ſey, bis ſie Nachricht von ihm erhielte. Was that nun dieſer treue Rathgeber und Vertheidiger der Gräſin? Statt den Boten ſogleich mit einer Antwort zurückzuſchicken, wie ſeine Schuldigkeit erfoderte, ſtatt der Frau unter den Fuß zu geben, ſich aus dem Lande zu machen bevor er den Brief mittheilte, ſo fern er ſich für verpflichtet hielt, dies letztere zu thun, ſo flog er ſogleich zum Baron von Breteuil um ſeinen Befehl zu vernehmen. Auf dem Wege zu ihm, ſprach er mit bey dem Policeylieutenant ein, um ihn zum Empfang einer Order vorzubereiten, und da er fürchtete, daß die Policey, die an Verſchwiegenheit gewöhnt iſt, keinen Lerm machen würde, ſo nahm er es ſelbſt über ſich, wo er vorbeyging auszuſchreien, er habe Briefe vom Grafen de la Motte bekommen, der bald ankommen würde, um ſich ſelbſt ins Gefängniß zu überliefern. Was war die Folge davon? Die Familie des Kardinals erfuhr, daß ich nach Frankreich kommen würde, um die Wahrheit zu reden, und die Wahrheit war für dieſe Familie ein Donnerſchlag. Wie konnte dies nun verhütet werden? Dadurch, daß man ſich insgeheim, ja, ſehr insgeheim an den Grafen von Vergennes wandte, der, um mich in ſeine Hände zu bekommen und dadurch meine Erſcheinung zu Paris zu verhindern ſich aller Kunſtgriffe ſeiner erfinderiſchen Politik bediente. Meine Leſer werden gewiß die Zeichen der Verachtung

bey ſich nicht unterdrücken können, wenn ſie hören, welche Mittel ſich dieſer ſonſt ſo große Staatsmann erlaubte. Trotz dem was Adhemar mir erzählte, iſt es war, daß Vergennes ein geſchworner Feind der Königin war, und wenn ich mich in meinen Muthmaſſungen nicht betrogen habe, ſo hatte er Urſach genug, dies auf ſeinem Todbette zu bereuen. Da er die Königin haßte, ſo hielt er es natürlich mit ihren Feinden. Der Kardinal war einer von dieſen, er mußte ſich daher ſeiner annehmen: allein dies konnte nicht geſchehn, wenn Vergennes ſich ſelbſt erklärte. Er fand es daher der Klugheit und ſeiner eigenen verfeinerten Politik angemeſſen, öffentlich ihn herabzuſetzen, während daß er zu gleicher Zeit Maaßregeln zu ſeiner Rettung ergriff. Allein dadurch wird ſeine Schuld nur noch größer. Doch wir kehren jetzt zu Doillot und Breteuil zurück, denn dieſe beyden Ehrenmänner verdienen wohl neben einander zu ſtehn. Der Baron nahm ſich einige Tage Bedenkzeit, dann ſchickte er zu Doillot und ließ ihm ſagen, er möchte mir ſchreiben, das Beſte, was ich thun könne, ſey ſogleich nach Paris zurückzukehren, und mich in ſeinem Namen zu verſichern, daß ich nichts zu fürchten hätte. Doillot ſchrieb alſo denſelben Tag und übergab den Brief perſönlich der Frau Coſta, indem er ihr befahl, ſo ſchnell als möglich damit zu eilen. Die Frau trat daher ihre Rückreiſe den Oſterſonntag 1786 an, allein — ſie kam nicht weit.

Während der Zeit, daß Doillot und Breteuil Maaßregeln ergriffen, ohne ſich ſelbſt gehörig zu verſtändigen, ſchickte

ſchickte der verſchlagene Vergennes einen Boten an den Graf d' Adhemar. Der Plan war ſich meiner zu Edinburgh zu verſichern und ein Sekretair des Geſandten erhielt den ehrenvollen Auftrag dieſen Plan auszuführen. Es kam hier blos darauf an, mich in ihre Hände zu bekommen, todt oder lebendig, das galt gleich viel, doch war das Erſtere ihnen noch lieber. Wäre der Sekretair nun glücklich geweſen, ſo würd' ich Paris nie wieder geſehen haben, eine Behauptung die ich bald meinen Leſern mehr als wahrſcheinlich machen werde.

Da dieſer Entſchluß einmal gefaßt war, ſo ward es nöthig zu verhindern, daß ich nicht zu ſehr auf meine Sicherheit dachte. Coſta's Frau durfte mir daher Doillot's Brief nicht überbringen. Vergennes räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege. Er ließ ſie abreiſen, und da ſie in einer gewiſſen Entfernung von Paris war, auffangen und in die Baſtille ſchleppen, wo ſie zwey Tage verweilen mußte.

Während ſich dies in Frankreich zutrug, merkte ich in Schottland, daß ich ſehr in Obacht genommen wurde. Ich theilte meine Bemerkungen meinem würdigen Geſellſchafter Coſta mit, der bereits vom Geſandten beſtochen war, und verſchiedene Unterredungen mit Arragon gehabt hatte. Er antwortete mir, es ſey keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ich etwas zu fürchten hätte, meine Melancholie mahlte mir blos Bilder vor, die kein Daſeyn hätten. Indeſſen, wenn

 ich

ich mich in Edinburgh nicht für ſicher hielt, ſo thät ich wohl, einen andern Ort zu wählen, wozu er mir ſogleich ſelbſt die Stadt Newcaſtle vorſchlug. Die Sache war, zu Edinburgh ſtellten ſich ihm zu viele Schwierigkeiten in den Weg, um die Befehle, ſich meiner zu bemächtigen, auszuführen. Er ſchmeichelte ſich, daß wenn ich mich nach einem kleinern Ort hinbegäbe, wo ich keine Bekanntſchaft hätte, er ſeinen Plan weit eher werde ausführen können. Ich fiel in ſeine Schlingen und reiſte wirklich nach Newcaſtle ab. Arragon begab ſich noch denſelben Tag nach London zum Geſandten, um ihn von den neuen Maaßregeln zu benachrichtigen, die Coſta ergriffen habe, und da ein Courier bey einer ſo wichtigen Angelegenheit nicht zu koſtbar war, ſo ſandte der Graf d' Adhemar einen an den Grafen von Vergennes ab, um ihm von der neuen Wendung welche die Sache genommen, Nachricht zu ertheilen. Als dieſer Friedensſtifter Europens hörte, daß der Plan eine andere Richtung bekommen habe, und die fernere Einſperrung der Frau Coſta unnöthig ſey, ſo brachte er ſie heimlich aus der Baſtille von zwey Policeybedienten begleitet, die ſie zum Baron von Breteuil führten. Dieſer Miniſter ließ ihr hundert Louisd'or zum Schmerzengelde auszahlen, und einen Brief an mich übergeben, den Doillot zwar unterzeichnet hatte, der aber auf Befehl des Oberhaupts der Policey geſchrieben war. Zugleich wurden ihr auch ſehr glänzende Verſprechen gethan, ſo fern ſie ihren Mann dahin vermögen könnte, mit an ihrem Plan Theil zu nehmen, das heißt, mich lebendig oder todt in ihre Hände zu liefern.

Als

Als ſie das Haus des Miniſters verließ, nahm ſie einer der Policeybedienten mit zu ſich, und ließ ſie nicht eher von ſich, als bis er ſie nach Calais gebracht hatte, und eingeſchifft ſahe. Als ſie zu Dover ankam, fand ſie Arragon, der am Ufer auf ſie wartete. Welche Ehrenbezeugungen verſchwendete man nicht hier an einer armen Kreatur, die noch jetzt da ich dies ſchreibe, ihr täglich Brod am Tiſch meiner Domeſtiken ißt! Kaum hatte ſie noch einen Fuß ans Land geſetzt, als Arragon ihr voll Hochachtung die Hand gab, ſie in ſeine Kutſche nahm, und mit ihr zu dem indolenten Adhemar fuhr, der bey einer ſo auſſerordentlichen Gelegenheit ſich wahrſcheinlich ſo weit bemühte, ſich halb von ſeinem weichen Stuhle zu erheben. Er genehmigte die Verſprechungen, die ſie vom Baron von Breteuil erhalten hatte, und friſchte die Inſtruktionen, die man ihr zu Paris gegeben noch mit größerer Umſtändlichkeit in ihrem Gedächtniß wieder auf.

Nun muß ich dem Leſer ſagen, daß Coſta an ſeine Frau geſchrieben hatte, zu ihm zu Newcaſtle zu kommen, wo wir ſeyn würden, wenn ſie von Frankreich zurückgekehrt wäre. Im Fall, daß ſie den Brief zu London nicht bekommen ſollte, hatte er einen deſſelben Inhalts zu Edinburgh, in ſeinem bisherigen Hauſe zurückgelaſſen. Allein dieſe Vorſicht war unnöthig, denn Arragon, der unſre Addreſſe ſchon aufgeſpürt hatte, ſobald wir uns zu Newcaſtle niedergelaſſen, hatte dieſelbe der Frau Coſta gegeben, mit dem Bedeuten, daß er ihr in zwey bis drey Tagen folgen würde. Bey ihrer

rer Ankunft, wo ich juſt beym Mittagseſſen war, gab ſie mir ſogleich den vorgeblichen Brief von Doillot, deſſen Hand ich nicht kannte, weshalb ich denn auch leicht hintergangen werden konnte. Allein da ich fand, daß er nicht auf einen einzigen Artikel meines Briefs Antwort enthielt, ſo fing ich an, Verdacht zu ſchöpfen, der noch größer ward, als ich auf meine Fragen an die Frau Antworten erhielt, die von der größten Verlegenheit zeugten. Sie erröthete bey jedem Wort, und ob ich gleich meine Augen feſt auf den erhaltenen Brief zu heften ſchien, ſo entgiengen mir doch die Zeichen und Winke nicht, die ſie von ihrem Mann erhielt.

Ich hatte bereits genug gehört und geſehn, um nicht zu zweifeln, daß ich in verrätheriſche Hände gefallen ſey. Sogleich war daher auch der Vorſatz bey mir reif, mich heimlich von ihnen zu entfernen. Aber um ihnen keine Gelegenheit zum Argwohn zu geben, ſo vermied ich alle verfängliche Fragen, und ſtellte mich, als glaubte ich alles, was die Frau mir ſagte. Sogleich nach Tiſche, als ſie abgetreten waren, rief ich meinen Bedienten, dem ich meinen Verdacht mittheilte. Dies konnt' ich um ſo zuverſichtlicher, da dieſer Mann und Frau gleich ſehr verabſcheuete. Ich entdeckte ihm daher meinen Entſchluß Newcaſtle zu verlaſſen, und befahl ihm, meine Sachen heimlich einzupacken, und gegen zwölf oder ein Uhr des Nachts eine Kutſche in Bereitſchaft zu halten. Hierauf begab ich mich an die Thür des Zimmers worin das ehrliche Paar ſich aufhielt. Da ich aber nicht im Stande war,

ih=

ihre Unterredung zu verſtehen, indem ſie Engliſch ſprachen, ſo trat ich ſchnell ins Zimmer. Meine Ankunft war ihnen unerwartet, ich fand daher auf dem Tiſch, den Stühlen, und dem Bette alle die Sachen ausgebreitet, die Frau Coſta zu Paris für einen Theil der hundert Louisd'or eingekauft hatte. Ich bedurfte nur eines Blicks, daher ging ich ſogleich wieder weg und ſagte:" Sie ſind beſchäftigt, ich werde etwas ſpaziren gehn.

Coſta, der mich kannte, fürchtete, das, was ich geſehen, würde mich vielleicht zu Muthmaßungen verleiten, und ich möchte dann einen Entſchluß faſſen, der alle ihre Hofnungen vereitelte. Um dem zuvor zu kommen, was er fürchtete, und welches das größte Unglück geweſen wäre, das ihn treffen konnte, ſuchte er mein Vertrauen zu gewinnen, und mich einen Theil von dem wiſſen zu laſſen, was man mit mir im Sinne hatte. Er erzählte mir daher, daß ſeine Frau in der Baſtille geweſen, wie ſie wieder herausgekommen, und zum Baron von Breteuil geführt ſey, von ihrer Ueberfahrt über die See, von ihrem Zuſammentreffen mit Arragon zu Dover, und daß dieſer kleine Seelenkäufer bald nach Newcaſtle kommen werde. Nachdem er nun, wie er ſich ausdrückte, ſich ſein Herz leicht gemacht hatte, ſo ſchwor er mir eine ewige Treue. Ich nahm den Eyd für nicht mehr an, als er galt, ließ mir aber doch von ihm verſprechen, nichts vorzunehmen, ohne mich zuvor um Rath zu fragen. Zugleich verſicherte ich ihn, ihm Mittel an die Hand zu geben, ſich Geld

von der franzöſiſchen Regierung zu verdienen, ſo fern er nämlich gemeinſchaftliche Sache mit mir machen und mir nichts verheimlichen wollte. Er verſprach es, und ich gab für jetzt den Vorſatz auf, Newcaſtle zu verlaſſen.

Zwey Tage nachher, Abends um zehn Uhr als wir eben beym Abendbrod ſaßen, erhielt Coſta einen Brief von Arragon, worinn ihm dieſer ſeine Ankunft meldete, und ihn bat, ihm im Gaſthofe Geſellſchaft zu leiſten. Coſta gieng hin, und kam vor zwey Stunden nicht wieder. Als ich ihn fragte, was es gebe? ſagte er mir, der Sekretair des franzöſiſchen Geſandten ſey angekommen, um ſich meiner zu verſichern. Er habe noch zwey Polizeybediente bey ſich, Namens Grandmaiſons und Quidor; ſie erwarteten ein Fahrzeug, daß mit einem ganzen Schwarm von Polizeybedienten unter der Anführung des Surbois von Dünkirchen abſegelte; ſie hätten alle Titel angenommen, und ihre Name verändert; ihr Vorwand, um in Newkaſtle kein Aufſehn zu erregen, ſey, ſich vom Steinkohlenhandel zu unterrichten, wozu ſie auch Empfehlungsſchreiben hätten. Ich fragte Coſta, was er ihnen denn geſagt habe? „Nichts antwortete er, als daß ich ihnen Morgen Beſcheid geben wolle. Ich werde daher, fuhr er fort, morgen früh um ſechs Uhr mit Arragon zum Hafen gehn, um uns da über die Art zu vereinigen, wie wir ſie in ein Schiff bringen wollen.“ — Ich rieth ihm, alles zu verſprechen, und ihnen alle nur mögliche Verſicherungen zu geben, vor allem aber dahin zu

ſehn

ſehn, daß man ihm ein tauſend gute Guineen auszahlte. Wenn Sie ſich dieſe geſichert haben, ſag' ich ihm, dann können Sie ihnen vorſtellen, daß, alles reiflich erwogen, es wohl nicht gut möglich ſey, jemand mit Gewalt in einen ſo frequenten Hafen, und in einer ſolchen Entfernung zu bringen. Sie möchte daher nach London zurückkehren, und den Geſandten verſichern, daß Sie in vier Tagen mit mir dort ſeyn würden, und daß Sie ſich verbindlich machten, mich, auf welche Art es auch ſey, für die Summe von zehn tauſend Pfund Sterlinge nach Paris zu liefern. Sie wiſſen, daß ich ihre Frau nach Paris ſchicke, um mir Mittel zu verſchaffen, mich ſelbſt dahin zu begeben. Ich verſichre Sie auf mein Ehrenwort, daß ich nach London abreiſen, dort den Geſandten ſprechen, und mich ſofort nach Paris begeben werde. So werde ich Ihnen die zehn tauſend Pfund Sterling unfehlbar verdienen.

Die erſtere Forderung von tauſend Guineen ward ſogleich bewilligt; nur bedung ſich der rechtſchafne Arragon für ſeine Mühe einen kleinen Abzug von ſechzig Stück davon aus. Auch die zehn tauſend Pfund wurden unter der Bedingung verſprochen, daß derſelbe Arragon ein Fünftheil für ſich davon abziehn durfte. — Welch ein würdiger Mann iſt nicht der Herr Arragon! Wie geſchickt, wie ſo ganz geſchaffen iſt er nicht für das Amt, das er noch jetzt bekleidet, für das Amt eines Sekretärs der franzöſiſchen Geſandten! Und wenn man hievon der Beweiſe noch nicht genug hat, ſo kann ich einen noch weſentlichern anführen, der blos

zu meiner Kenntniß, dem Plan zufolge, gelangte, den ich mit ſeinem Kontrepart dem nicht minder würdigen Coſta entworfen hatte. Der ehrliche Mann beſaß eine Flaſche voll Liquor, der wie er ſagte, die Eigenſchaft hatte, einen nur auf vier und zwanzig Stunden hin- ter einander einzuſchläfern. Hievon ſollte Coſta mir in Thee oder Wein eine Doſis beybringen; hätte dann der edle Saft ſeine Wirkung an mir gethan, ſo hätte man mich, wie ein Bündel ſchwarzer Wäſche, in einen Sack ſtecken, unter Begünſtigung der Nacht nach dem Hafen tragen, vermittelſt eines Felleiſens an Bord bringen, und in den Kielraum und am Ende in die See werfen können. Es iſt mehr als ausgemacht, daß ſie keine Gelegenheit hatten mir lebendig anzukommen, wie ich jetzt auſſer Zweifel ſetzen will. Dieſe angeneh- men Nachrichten habe ich von Coſta's Frau bekommen, die mir auch noch über manche andre Dinge Licht gab.

Ungeachtet dieſer anſcheinenden Offenherzigkeit, wo- durch ſich Coſta mein Vertrauen zu gewinnen ſuchte, hatte er ſich doch einmal wider mich verbunden, die zehntauſend Pfund lagen bereit, und wenn er ſich die- ſelben nicht dadurch verſchafte, daß er Gebrauch vom Liquor machte, ſo war der Grund, er war ſich ſelbſt ein unvermeidliches Hinderniß auf dem Wege zum Ziele; denn er würde einen ähnlichen Doſis haben verſchlucken müſſen, und dies war etwas mehr als ſchwer. Ich gab genau auf ihn Acht, er wußte wie ſehr er ſchon der Gegenſtand meines Argwohns war; die kleinſte Be- wegung alſo, die er gemacht hätte, um ſich meiner zu

bemäch-

bemächtigen würde ſein Untergang geweſen ſeyn, und zwar um ſo gewiſſer, da ich die Anzahl und ſo gar die Namen derer wußte, die in dieſe Sache verwickelt waren. Ich würde alſo eine Klage gegen ſie eingegeben, und Beweiſe ihrer Niederträchtigkeit beygebracht haben. Denn wo man die Schlange vor ſeinen Augen ſieht, da wird man ſich ſchon hüten hineinzulaufen.

Da die Policeybedienten nun ſahen, daß zu Newcaſtle nichts zu machen war, ſo reiſten ſie, ſo wie ſie gekommen waren, nach London zurück. Doch nahmen ſie die feſte Ueberzeugung mit ſich, daß, Coſta's Verſprechungen zufolge, ihnen ihre Beute nicht entgehen ſolle.

Ich kam wenige Tage nach ihnen zu London an. Noch dieſelbe Nacht ſuchte Arragon Coſta auf, und ſagte ihm, der Geſandte wolle ihn den nächſten Morgen ſprechen. Er holte ihn ab, und führte ihn in eine Straße, wo ſie ihre Excellenz trafen, die ſich ſo weit herablieſſen, ſich mit beyden würdigen Leuten in eine Miethskutſche zu ſetzen. Dies war das Verſammlungszimmer, wo das edle Triumvirat ſich über die Art berathſchlagte, wie ich am beſten aus dem Wege zu räumen ſey. Arragon ſagte, er habe ſich einen Plan ausgeſonnen, und er wolle für den Erfolg ſtehen. Dieſer ſey, jemand aufzuſtiften, der mich wegen einer Schuld von ſechs tauſend Pfund Sterling gerichtlich belangte. Er habe ſchon eine Gerichtsperſon beſtochen, die mich einziehn und auf ein Schiff bringen laſſen wolle, ſo fern der Geſandte ſich anheiſchig mache, für die Folgen

gen zu ſtehen, die dies nach ſich ziehen könnte, und die Koſten dazu herzugeben.

Coſta, der wohl wußte, daß ich auf ſolche Art nicht in die Schlinge zu locken ſey, ſagte gerade heraus, dies würde fruchtlos ſeyn, denn wenn ich auch arretirt würde, ſo würde ich's ſchon dahin zu bringen wiſſen, daß man mich zu Fuß nach Newgate brächte, und wenn ich dann, wie gewöhnlich, von einer Menge Pöbel umgeben wäre, ſo würde ihre Abſicht unerreicht bleiben. Er ſchloß damit, daß er dem Geſandten ſagte, er wolle der Sache genauer nachdenken, und ſeine Meinung ihrer Excellenz den folgenden Tag vorlegen.

Da ich nun hievon Nachricht erhielt, ſo ſuchte ich dem ganzen Handel dadurch zuvor zu kommen, daß ich geradezu an den Geſandten ſchrieb, um ihn zu einem Verſprechen gegen mich zu vermögen, und ihn von dem Vertrauen zurückzubringen, das er in Coſta geſetzt hatte, indem ich ihn wiſſen ließ, daß ich durch eben dieſen Menſchen von der ganzen Verabredung unterrichtet ſey. Ich erzählte ihm, wie viele Kunſtgriffe derſelbe, ſeitdem ich die erſten Schritte zu meiner Rückkehr nach Frankreich gethan, verſucht habe, mich ins Garn zu locken; ſagte ihm ferner, daß ich wünſchte, mich mit ihm mündlich unterhalten zu können, und ſchloß damit, ich würde zu ihm kommen, wo er es wünſchte, ſein eignes Haus ausgenommen. Noch denſelben Tag beſchied er mich ins Haus der Lady Spencer, wohin ich mich auch mit Coſta und meinem

nem eignen Bedienten verfügte, welcher letzterer meinem Befehl gemäß, vor der Thür ſtehen blieb. Die Geſellſchaft war noch nicht von Tiſch aufgeſtanden, allein Graf d'Adhemar erſchien, ſo bald mein Name genannt wurde im Sprachſaal, wohin man mich geführt hatte. Er nahm mich in eine Fenſterwölbung, damit Coſta von unſrer Unterredung nichts hören ſollte. Nachdem ich ihm eine kurze Nachricht vom Inhalt dieſer Memoirs gegeben, ihm die Aufführung des Kardinals in Rückſicht der Königin, ſeine unvorſichtige Reden, ſeine unſinnigen Projekte, ſeinen zügelloſen Ehrgeiz, die nothwendigen Folgen ſeiner zerrütteten Vermögensumſtände, das Unglück der Gräfin, die ihm aus Dankbarkeit zugethan geweſen ſey und dergleichen mehr geſchildert hatte, was die Gräfin hier bereits erzählt; ſo fragte ich ihn, aus welcher Abſicht doch gewiſſe Perſonen ſo hartnäckig darnach aus wären ſich meiner zu bemächtigen, da ich mich doch erboten hätte ſelbſt nach Paris zu gehen, und gewiß hingehen würde, ſo bald man mir nur die in ähnlichen Fällen übliche Sicherheit geben, und mir verſprechen wolle, daß unter keinem Vorwand Angriffe auf meine Freyheit geſchehen ſollten. — Das iſt es eben, verſetzte der Graf wozu ſich dieſe Leute nicht entſchließen können *). Aber hören

Sie

*) Dieſe wenigen Worte aus dem Munde des Geſandten verbreiteten über die ganze Sache Licht. Warum wollten dieſe Leute,, daß ich nicht zum Vorſchein kommen ſollte? Weil ich würde die Wahrheit geſagt haben. Ich hatte mich gegen verſchiedene Perſonen geäuſſert, meine Abſicht ſey, die

Sie, ich weiß einen andern Weg. Kommen Sie morgen in mein Haus, da ſollen Sie ihn kennen lernen und wir wollen uns weitläuftiger über Ihre Angelegenheiten unterreden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ſie nichts zu fürchten haben. Sie wiſſen, daß ich von der Partey der Königin, ein vertrauter Freund der Madam de Polignac und folglich ein erklärter Feind des Kardinals bin. Die Königin hat ſeinen Sturz geſchworen: Sie können beſſer als jeder andre in der Welt die Wünſche ihrer Majeſtät ausführen helfen, denn ihre Gemahlin hat eine ſo unzeitige Parteylichkeit für ihn, die ihr ſelbſt gefährlich wird. Ich weiß, daß beym Anfang der Sache er ihr ſehr verderbliche Anſchläge gegeben hat, die ſie thöricht genug befolgte, und die ſie unvermeidlich ins gänzliche Verderben ſtürzen, wenn man der Sache nicht noch zuvorkommt. Zum

Glück

die Richter im ofnen Parlement zu fragen, ob, im Fall daß ich alles herausſagte, was ich wußte, ſie mich in ihren Schutz nehmen, mich vor der Baſtille ſichern, und mir die Wohnung des Stockmeiſters ſo lange zum Gefängniß anweiſen wollten, bis das Endurtheil bekannt gemacht wäre. Das war es wozu ſich dieſe Perſonen nicht entſchließen konnten. Warum ſollte ich mich daher freywillig in Gefahr begeben? Es iſt hieraus klar genug, was ich ſchon geſagt habe, daß ihnen nichts daran gelegen war, mich lebendig zu haben, ſo lange ich noch die Wahrheit reden konnte, ſondern todt und ſtumm wie das Grab. Höchſt wahrſcheinlich war daher der vorgebliche Schlaftrank nichts anders als vollkommnes Gift. Allein meine Unterredung mit dem Geſandten änderte alle die Plane, welche meine würdigen Freunde entworfen hatten.

Glück iſt ein Weg noch übrig. Ihre Gegenwart und Ausſagen werden alles, was bis jetzt gethan iſt, übern Haufen werfen und der Sache eine ganz neue Wendung geben. Hier fragte er mich noch über gewiſſe Punkte die ich nur flüchtig berührt hatte, und ich bemerkte, daß ihn meine Antworten ſehr befriedigten. Die Freude funkelte aus ſeinen Augen und er ſah den Kardinal bereits aufs Blutgerüſt geführt.

Ehe ich abreiſte ſagte ich ihm, daß ich entſchloſſen wäre, was auch für andere daraus entſtehen möchte, bekannt zu machen, daß ich weiter nichts als die Rettung der Gräfin und unſer beyder Ehre zur Abſicht hätte. Allein ich fürchtete das Haus Rohan wurde Einfluß genug haben den Streich auszupariren und vor meiner Ankunft ſchon es dahin zu bringen ſuchen, daß das entſcheidende Urtheil gefällt werde. Hierauf antwortete er mir, ich hätte nichts zu fürchten, denn die Bourbons müßten über die Rohans ſiegen, und die Politik verlange, daß der König gerecht ſey. Dadurch aber, daß der König das gerichtliche Erkenntniß uber die Sache dem Parlement übertragen habe, habe er den Kardinal ſchon fur ſchuldig erklärt, er müſſe daher auch nothwendig verurtheilt werden. Die Königin, fuhr er fort, wird in jeder Rückſicht von tauſend Vorſtellungen beunruhigt; Sie können daher in Abſicht der Kenntniß die Sie von jedem Akt des gegenwärtigen Schauſpiels nothwendig haben müſſen, von dem Einfluß der Rohans nichts zu fürchten haben, wenn der Kardinal gegen Ihre Gemahlin und gegen

Sie den Proceß führt. Sie ſind bloß die Repräſentanten, die weſentliche Partey macht die Königin aus. Denken Sie daher darauf, aus dem Vortheil zu ziehn, was ich Ihnen geſagt habe. Beym Anfang der Sache konnte ich Sie zu Dublin in meine Gewalt bekommen; der Herzog von Rutland *) ſchrieb mir deshalb und verſprach dafür zu ſorgen. Ich erwähnte ſeines Briefs zu Verſailles, allein weil man damals glaubte, man habe Mittel genug in den Händen den Kardinal zu überführen, ſo hielt man Ihre Gegenwart nicht für nöthig und ich erhielt zur Antwort, daß ich die Sache nicht weiter treiben, ſondern Sie in Ruhe laſſen möchte. Als aber einige Zeit nachher die Rohans die Oberhand zu bekommen ſchienen, da ward nichts unverſucht gelaſſen, um ſich Ihrer Perſon zu bemächtigen; die Königin hätte ihr halbes Königreich darum gegeben. So iſt gegenwärtig die Lage der Sachen, dies iſt das Triebrad meiner Thätigkeit; Ihr Brief hat mir daher ein ungemeines Vergnügen gemacht. Ich ſchickte ſogleich einen Kourier nach Verſailles um den Herrn von Vergennes zu benachrichtigen, daß ich Sie heute ſprechen würde, und mich mit ihm in Abſicht ihrer Abreiſe zu verſtändigen. Zugleich ſchloß ich ihren Brief mit in das Paket ein, damit Herr von Vergennes wenn er mit eignen Augen ſähe, daß man Sie bald erwarten könne, ſogleich Befehle ertheilen könne bis zu Ihrer Ankunft keine weitern Fortſchritte in der Sache zu

machen.

*) Dies iſt derſelbe Lord der mein Petſchaft unterſucht hatte, doch de mortuis nil, niſi bonum.

machen. Sie ſehen alſo hieraus, daß Sie von einem beſchleunigten Verhör nichts zu fürchten haben.

Ich verließ den Geſandten mit dem Verſprechen, den nächſten Tag wieder zu kommen, und indem ich über alles das nachdachte, was er mir mitgetheilt hatte, ſo begrif ich die verſchiedenen Abſichten ſehr leicht in welche das verſchiedene Benehmen der Leute in Rückſicht meiner gegrundet war, und das ſich immer nach der Lage der Umſtände richtete. Zugleich ſah ich denn auch, wie gering das Leben eines Individuums geachtet wird, wenn es dem Intereſſe der Macht entgegen ſteht.

Den folgenden Tag begab ich mich, meiner Zuſage gemäß, wieder zum Geſandten, der mir ſogleich mit noch gröſſerer Genauigkeit als den Tag vorher, die Gründe anführte, warum man jetzt, ſtatt daß man ehmals mich als Leichnam in die Hände zu bekommen gewünſcht habe, mich nun als lebendigen Beweis zu beſitzen wünſche. Man fürchtete, ſagte er zu mir, daß Sie das Intereſſe des Kardinals dem Intereſſe der Königin vorziehen möchten. Jetzt bin ich vergnügt, und der Inhalt des Briefs, den ich, wie ich Ihnen ſchon geſtern ſagte, in den meinigen einſchloß, wird der Partey neues Leben geben; und ich zweifle nicht, daß ſie mir eiligſt alle nöthigen Gewährleiſtungen zu Ihrer Sicherheit die ich verlangt habe, überſchicken werden; aber hören Sie: Seit geſtern habe ich der Sache reiflicher nachgedacht, und den Plan, den wir zuſammen entworfen hatten, gänzlich geändert. Ich werde Ihnen

nen zeigen, daß es auf keinen Fall gut ſeyn wird, Ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Sie wiſſen daß ſeit Sie abweſend ſind, die Rohans Sie beſchuldigen, Sie wären mit den Ueberbleibſeln des Halsbandes entwiſcht, und daß das Publikum dieſe Beſchuldigung für wahr hält. Laſſen Sie ſich nun unter ſolchen Umſtänden mit einemmale ſehn, und gehen Sie in voller Freyheit umher, dann wird jeder ausrufen: da iſt er! er fürchtet nichts. Wenn er ſein Verbrechen nur irgend etwas bereuete, ſo würde er nicht ſo öffentlich ſich zeigen, nicht ſeine Freyſtatt verlaſſen haben, wo er ſich bisher verborgen hielt. — Auf der andern Seite, wenn Ihre Ausſage den Kardinal niederſchlägt, dann wird ſeine Familie ſchreien: Ja, da iſt er, durch den Einfluß der Königin geſchützt! Die Königin hat ihn herbeygerufen, nachdem ſie ihn zu London gehörig inſtruirt hat. Er bringt ſeine Ausſage ſchriftlich, allein man hat ſie ihm diktirt, und er hat ſie ſeinem Gedächtniß eingeprägt. Er allein fehlte noch um den Ruin des Kardinals zu vollenden, und — was die Verläumdung des Publikums alles ſagen würde. Allein es giebt einen andern Weg vor Ihren Richtern zu erſcheinen, der gleich vortheilhaft für Sie iſt, und die Königin nicht ſolchen Vorwürfen ausſetzt. Schenken Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit. Der Kardinal, fuhr der Geſandte fort, pflegt verſtellterweiſe immer zu ſagen, er wünſche nichts ſo ſehr als Ihre Gegenwart. Nun könnte der König, vorausgeſetzt, daß er hievon benachrichtigt würde, ſagen, „man erfülle ihm dieſen Wunſch, und dem zufolge den Befehl ertheilen, alle nöthigen Maaßregeln

zu treffen, um den Grafen de la Motte aufzuſpüren. Dies iſt fruchtlos; allein von den Nachſtellungen unterrichtet die er zu fürchten hat, wendet ſich der Graf ſelbſt an den franzöſiſchen Geſandten und äuſſert ihm ſein Verlangen nach Paris zurückzukehren, wenn ich ihm ein ſichres Geleit bewilligen wolle. Da nun kein andres Mittel iſt, ihm Sicherheit zu verſchaffen, und da man mir bekannt gemacht hat, daß der Kardinal ſich nach ſeiner Ankunft ſehnt, weil ſie zur Fortſetzung des Prozeſſes weſentlich nöthig iſt; ſo habe ich denn benanntem Grafen de la Motte das verlangte ſichere Geleit bewilligt.

Gegen dieſen Grund kann weder der Kardinal noch ſeine Familie etwas einwenden, und Sie ſind zu Paris in Freyheit und das Volk weiß durch wen ſie da ſind. Nur das ſage ich Ihnen, daß Sie ſich auf dieſen Fall gefallen laſſen müſſen zwey oder drey Tage im Gefängniß beym Stockmeiſter zuzubringen, um feyerlich ihres Arreſtes entlaſſen zu werden. Dies iſt eine bloſſe Formalität, deren Sie aber doch nicht Umgang haben können. Ich werde an Herrn von Vergennes ſchreiben und ihm eine umſtändliche Nachricht von dem ertheilen, was Sie mir geſtern und in dieſer zweyten Unterredung geſagt haben, und in ihn dringen mir mit dem zurückkehrenden Kourier den Paß zu ſchicken, der Ihnen ſo gut ſeyn wird, als ob er vom König ſelber käme.

Arragon, mein Sekretär, ſoll das Paket überbringen. Sie hingegen müſſen ſich zur Abreiſe bereit hal-

ten, ich bin verſichert, daß der Paß in acht, ſpätſtens in zehen Tagen, hier ſeyn wird.

Ich ſtellte dem Herrn von Adhemar vor, daß mein Vermögen eingezogen ſey, da ich nun noch ſehr wenig Geld übrig hätte, ſo würde es mir unmöglich ſeyn, ſo wie ſonſt, meinem Range gemäß zu erſcheinen. „Das laſſen Sie ſich nicht kümmern, war ſeine Antwort, ich habe eine beträchtliche Summe zu meiner Diſpoſition, die man mir überſchickt hat, um gegen Sie zu verfahren, allein weit lieber wird es mir nun ſeyn, ſie zu Ihrem Dienſt anzuwenden. Wenn Sie daher fünf bis ſechs tauſend Stück Louisd'or nöthig haben, ſo kann ich Ihnen damit aufwarten.

Als wir nun auf dieſe Art alles unter einander verabredet hatten, ſagte er, das Einzige was er noch wiſſen müſſe, ſey, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen wolle. Meine Antwort war: was das Halsband betrift, ſo weiß ich nicht, was ich der Sache für eine Wendung geben ſoll, um die Königin auf keinen Fall zu verrathen. Er rieth mir, weder zu ſagen, daß die Gräfin Zutritt zur Königin gehabt, noch weniger, daß ich von einer Korreſpondenz des Kardinals mit ihrer Majeſtät etwas wiſſe, noch daß er zu Verſailles oder Trianon Unterredungen mit ihr gehabt habe. „Das können Sie allenfalls ſagen, fügte er hinzu, daß Ihnen der Kardinal eine Menge Briefe gezeigt hat, von denen er verſicherte, daß ſie die Königin an ihn geſchrieben, können noch hinzuſetzen, er habe ſich öfters gerühmt, daß er es nutze, ſie in Beſitz zu haben;

können,

können, wenn Sie alles wiederholen, was er Ihnen über dieſen Gegenſtand geſagt, die Sachen noch mehr ausmahlen, und dürfen nichts von ſeinen ungebührlichen Reden übergehen. Die Königin, können Sie verſichert ſeyn, nimmt das nicht ungnädig auf, doch hüten Sie ſich ja ein Wort von Polignac, Coigny, Vaudreuil, Dillon, und Ferſenne zu ſagen *).

Was die Sache mit dem Halsband betrift, ſo rathe ich Ihnen zu ſagen, Sie glaubten der Kardinal habe es Ihrer Gemalin zum Theil oder ganz gegeben. Ihre Gemalin wollte zwar nie geſtehn, daß dem ſo ſey, allein ich glaube doch, daß es ſich in der That ſo verhielt.

Ich fühlte den Streich, aber ich antwortete weder bejahend noch verneinend. Als ich nachher auf den Baron von Breteuil zu ſprechen kam, ſo ſagte er „er werde nie ſeinen Namen nennen, nie einen Schritt in Rückſicht ſeiner thun; denn dies würde zu ſehr auffallen." Folgen Sie meinem Rath fuhr er fort, Herr von Vergennes ſteht im Ruf ein aufrichtiger Mann zu ſeyn, unfähig der Kabale **), um die Wünſche der Königin zu erfüllen, dennoch aber hält er es ohne den Schein

*) Ich muß geſtehen, daß der Geſandte ihrer allerchriſtlichen Majeſtät ſehr gefällig war, mir von freyen Stücken eine Liſte jener geprieſenen Geſellſchaft zu geben, wenn ich nicht ſchon ſelbſt eine gehabt hätte, die vielleicht noch etwas vollſtändiger war.

**) Die Wahrheit dieſes Urtheils wird der Leſer ſelbſt zu prüfen im Stande ſeyn.

Schein davon zu haben, mit ihrem Anhang *). Er war gar ſehr über das Benehmen, über das ſcandalöſe Gerede und über den ſinnloſen Ehrgeitz des Kardinals aufgebracht und theilte den Verdruß der Königin. Vor ſeinem Hauſe müſſen Sie abſteigen, wenn Sie gleich einen Paß haben. Sagen Sie ihm, Sie wären gekommen, ihm ſich ſelbſt zum Gefangenen zu überliefern. Sie werden finden, daß dies gute Wirkung thun, und daß ihr Verfahren ſeinen Beyfall haben wird.

Als ich ihm ſagte, meine Abſicht ſey, dem Miniſter das Halsband zu überreichen, das, wir ich ſchon erwähnt habe, Gray verfertigt hatte, ſo billigte Herr von Adhemar mein Vorhaben und ſagte mir, der König würde dies ſehr gut aufnehmen und mich für meine Uneigennützigkeit belohnen: „denn, ſetzte er hinzu, das Halsband iſt Ihr eigen, und Sie können darüber diſponiren, wie Ihnen beliebt.

Nach einer ziemlich langen Unterredung entfernte ich mich. Beym Weggehn ſagte er mir, ich möchte ſo lange ruhig ſeyn, bis ich wider Nachricht von ihm erhielt. Arragon ſollte in zwey bis drey Tagen abreiſen, indem er noch andere Depeſchen abzuſchicken habe. Es iſt jetzt keine Eil mehr nöthig ſchloß er endlich, noch weniger etwas zu befürchten. Graf Vergennes iſt von allem vorläufig unterrichtet.

Er

*) Der Leſer wird bemerken, was der Graf für Grund zu dieſer Behauptung hatte.

Er verlangte ich möchte meinen Namen ändern, meine Rückkehr nach London verheimlichen und dem Geplauder des Courier de l'Europe zu entgehen ſuchen.

Alles ſchien den beſten Fortgang haben zu müſſen; allein ihre Excellenz hatten ihre Schlüſſe auf falſche Vorderſätze gebaut. Der Graf von Vergennes hielt es nicht, wie der Geſandte vorausſetzte, mit der Parten der Königin, ſondern war vielmehr mit den Rohans aufs feſtete verbunden. Als daher der ſchlaue Miniſter aus dem Briefe des Geſandten, und aus meinem eigenen ſah, daß keine Zeit zu verlieren wäre, um den Kardinal zu retten, ſo eilte er, ſtatt einen Aufſchub von vierzehn Tagen zu bewilligen, warum die Gräfin gebeten hatte, mit dem Endurtheil ſo viel als möglich, das zum größten Aerger des Geſandten und ſeines Anhangs den Tag vorher, oder am Tage der Ankunft des Sekretärs Arragon zu Paris geſprochen war. Der Graf von Vergennes ward für ſeine Treuloſigkeit geſtraft, das iſt gewiß, aber nicht minder gewiß iſt es auch, daß die unglückliche Gräfin de la Motte ein trauriges Opfer ward, und daß der Tod jenes Miniſters ihr nur unbefriedigende Rache gab.

So bald der Graf Adhemar Nachricht erhielt, ſo ſchrieb er an mich und beſtellte mich in den Hyde Park (ich habe ſeinen Brief noch). Ich fand ihn niedergeſchlagen und verdrießlich. Er ſagte mir, daß er nicht begreifen könne, wie man ſich mit dem Endurtheil habe übereilen können. Es müſſe ein Geheimniß dabey zu Grunde liegen, das er nicht ergründen könne. Doch

 ben

bey dem allen, ſey dies noch kein Unglück für uns!!! Ich möchte mich dies daher nicht kümmern laſſen; es ſolle mich nicht an meiner Abreiſe nach Paris hindern, wo meine Gegenwart mehr als jemals nöthig ſey. Ich fragte ihn zu welcher Abſicht denn? die Antwort war, daß wenn der König es dem Parlement übertragen hätte, über die Sache zu erkennen, das Halsband der einzige Umſtand ſey, deſſen vor der Kommiſſion Erwähnung geſchehen, der Name der Königin hingegen ſey gar nicht in Anregung gekommen; daß zum Unglück die Anſchläge, die man der Gräfin gegeben habe zu ihrem Nachtheil ausgefallen: daß der Kardinal die Oberhand erhalten, und ſeine Vertheidigung davon abhange; allein wenn ſein ungebührliches Gerede gegen die Königin zur Sprache käme, und die von ihm gezeigten Papiere unterſucht würden, ſo dürfte die Sache eine ſchlimme Wendung für ihn nehmen. Man gab der Partey, welche die Rohans im Parlement haben, untern Fuß, ſich bloß an die Worte der ſchriftlichen Klage zu halten, und ſich einzig auf das Halsband einzuſchränken, und da gab es denn keinen hinreichenden Grund, den Kardinal zu verurtheilen. Aber nun wird ſich das Blatt wenden, und ich will Ihnen vorläufig ſagen, wie es kommen wird, um Ihnen zu zeigen, wie nöthig Ihre Ankunft zu Paris ſey. Der General-Fiſkal wird eine neue Klage gegen den Kardinal anhängig machen und dazu das ehrenrührige Betragen deſſelben gegen die Königin, die Sprache die er geführt, die Briefe die er vorgezeigt, und dergleichen mehr, benutzen. Die Klage wird daher ſogleich gegen

ihn

ihn bekannt gemacht werden, und ich kann Sie verſichern, daß er bey dieſer zweyten Unterſuchung nicht daſſelbe Glück haben wird, wie bey der Erſten. Wenn Sie daher zu Paris ſind, ſo wird der Proceß weit ſicherer vor ſich gehn, und das Parlement wird verbunden ſeyn, ihn noch einmal von forn anzufangen. Beruhigen Sie ſich daher, und ſagen Sie keinem Menſchen, was zwiſchen uns verhandelt iſt.

Ich glaubte, einigen Schein von Wahrſcheinlichkeit in dem zu finden was mir der Geſandte ſagte, und gieng daher mit froherem Muth hinweg als ich gekommen war. Allein einige Tage nachher kam Arragon zu mir, um mir zu ſagen, das beſondre Gründe die Königin vermöchten, die Sache niederſchlagen zu laſſen. Es werde daher keine zweyte Klage angenommen werden, weil dies zu manchem boshaften Gerede Anlaß geben könnte, dem ihre Majeſtät auszuweichen wünſchten. Sie wollen ſich lieber ſelber dadurch rächen, daß ſie ſich des ganzen Nachdrucks ihrer Macht bediene, um den Kardinal des blauen Hoſenbandes zu berauben ganz vom Hofe zu verbannen, und unter einen Schwarm von Mönchen in dem unangenehmſten Theile von Auvergne zu verſtoßen. Dieſe Nachricht that die Wirkung eines elektriſchen Schlags auf mich. Arragon, der warſcheinlich dazu inſtruirt war, ſuchte den Balſam des Troſtes in meine Wunden zu träufeln, und ſchloß daher alſo:

Es muß Sie tröſten, daß das Verfahren der Königin auf keine Weiſe das Verdienſt ihres guten Benehmens

nehmens gegen dieſelbe verdunkeln wird. Ihre Excellenz haben daſſelbe der Königin nicht verholen, und ſie wird weder Ihre Gemahlin noch Sie verlaſſen, ſondern dankbar Ihren Wunſch belohnen, ihr nützlich zu ſeyn. Der Geſandte geht nach Verſailles und hat mir aufgetragen, daß er keine Gelegenheit verſäumen wird, ihnen zu dienen. Während ſeiner Abweſenheit ſtehe ich Ihnen überall zu Dienſte, wo Sie glauben, daß es in meinen Kräften ſteht, Ihnen nützlich zu ſeyn.

Ich ſchrieb an den Geſandten ehe er abreiſte — erhielt aber keine Antwort. Bey ſeiner Rückkehr von Frankreich ſchrieb ich zwey Briefe, *) welche damals in den öffentlichen Blättern erſchienen, wovon er aber eben ſo wenig Notitz nahm, als von dem vorigen.

Die Sache bedeutet nichts. — Meine Abſicht iſt nicht ihm Vorwürfe damit zu machen. — Er wußte wohl, wenn die Königin den Wunſch äußern würde die Gräfin von dem ungerechten Urtheil zu retten, ſo würden die Leute, welche ſie ihre Blutigel nennt, namentlich der Abbe de Vermont, Ihre Majeſtät überreden, daß, wenn ſie nur die Gräfin zu kennen ſchiene, ſie ſelbſt auffallende Blößen geben werde, welche dadurch noch auffallender werden würden, wenn ſie durch ihr Betragen Intereſſe für die Gräfin verriethe.

Wenn ich über den deutlichen Stand der Sachen, die ich erzählt habe, nur eine Bemerkung machen wollte,

*) M. ſehe Morning Chroniek. Decembr. 29. 1786. und Januar 1. 1787. — Morning Poſt März 2 und 6 1787 Auch wurden die obigen zwey Briefe eingeruckt in die Exeter Elging Poſt März 8 1787.

te, ſo würde ich es für eine Beleidigung für den Leſer anſehn. Das Leben des Kardinals hing offenbar an einem Faden, und hätte ein kleiner Sturm den Faden zerriſſen, ſo war die Gräfin von allen Beſchuldigungen befreyt. Es bleibt alſo nur zu beſtimmen übrig, ob die ſiegreiche Macht der Rohans im Stande war, ein Verbrechen zu bekräftigen, welches der Königin Macht würde vertilgt haben, wenn ſie ſtark genug geweſen wäre.

Ehe ich meine Angelegenheit verlaſſe, und meine Feder der Gräfin, deren Stellvertreterin ich jetzo bin, leihe, will ich mich bemühen einem undankbaren Dienſte zuvorzukommen deſſen ſie erwähnte, der aber Dinge betrift, die mich mehr angehen als ſie ſelbſt. Ich meine die Nachricht, die ſie zu geben verſprach von der Portion Diamanten, welche die Königin ihr gegeben hatte. — Wahrſcheinlich hatte Ihre Majeſtät nicht bemerket, daß ihr Werth ſich nur auf den achten Theil deßen belief, was er würklich war. Die folgende Erzählung wird zeigen, was ſie einbrachten, und wie ich ſie gebrauchte. Ich würde ſie öffentlich in Paris verkauft haben, wenn nicht der Kardinal bemerkt hätte, daß Sie wahrſcheinlich den Juwelieren in die Hände fallen konnten, ein Umſtand welcher der Königin unangenehm ſeyn könnte.

Ich kam zu London am ſiebenzehnten April mit den Ritter O' Neil an, welcher den Zweck meiner Reiſe vollkommen kannte. Da er wußte, daß die Gräfin bey der Königin Zutritt hatte, ſo verheimlichte ich ihm das Geſchenk gar nicht, welches ſie von ihrer

Ma-

Majeſtät erhalten hatte, noch meinen Beweggungs-grund damit nach London zu reiſen. Ich hatte einen Credit Brief an die Herrn Morland und Co, zu dem ich den Tag nach meiner Ankunft gieng. Ich frug nach den vornehmſten Juwelìern und man wieß mich nach Jefferys und Gray. Jenen ſah ich zuerſt, ſagte ihm ich hätte einige Diamanten abzuſtehen, und ließ ihm meine Adreſſe. Den nächſten Morgen kam er zu mir, ich zeigte ihm die achtzehen ovalen Steine die zum Halsbande gehörten, und ſagte ihm den Preiß, welchen der Kardinal feſtgeſetzt hatte. Er bat mich ſie mit nach Hauſe nehmen zu dürfen, um ſie zu unterſuchen, und bot mir eine Beglaubigung an, die ich annahm. Er verſprach mir in vier Tagen Antwort zu bringen, den folgenden reiſte ich mit dem Ritter O'Neil nach Nevmarkt. Während den fünf Tagen, die wir dort blieben, gewann ich durch Wetten neunhundert und funfzig Guineen: ſechzig davon wandte ich zu den Reiſekoſten an, und Ausgaben für Kleider und andre Artikel. Der Ritter O'Neil iſt Zeuge dieſer Umſtände.

Als ich nach London zurückkam, gieng ich zu Jefferys, der mir ſagte, daß ein Herr vier tauſend Pfund Sterling geboten hätte; daß er aber kein baar Geld geben könnte, ſondern Noten zur Zahlung nach ſechs und zwölf Monaten, nebſt hinlänglicher Sicherheit anſchaffen wolle. Ich antwortete, daß ichs uberlegen wolle nahm meine Diamanten wieder, und gab ihm ſeine Beglaubigung zurück. An demſelbigen Tage gieng ich zu Grays, ließ ihm die größten Ovglen Steine,

hieß

hieß ihm den Tag drauf zu mir zu kommen, wo ich ihm eine größere Anzahl zeigen würde; am ſelbigen Tage kaufte ich ihm eine Uhr ab, die ſich ſelber aufzieht. Er kam mit einem Juden, Nahmens Eliaſon, ich zeigte ihm dieſelbigen Steine die ich Jefferys gegeben hatte, er ſagte er hätte ſie ſchon unterſucht, es hätte ſie ihm ein Mäkler von Jefferys gebracht. Ich ſagte ihm darauf Jefferys Gebot, und die Termine der Zahlung, ſagte aber, da ich weder Jefferys, noch die Perſon kennte, die er mir zugewieſen hätte, ſo würde ich eine ſolche Sache von Werth nicht auf Credit weggeben.

Ueberdem würde ich nur einige Tage in London bleiben, und ſchwerlich wieder kommen; ich hielte es alſo nicht für gut etwas zurück zu laſſen, daß mir Sorgen machen könnte. Er antwortete ich hätte Recht, und wenn wir wegen des Preiſes übereinkommen könnten, wolle er baar Geld auszahlen. Ich ſagte ihm den Preiß, er nahm die Diamanten, und kam am folgenden Tage in Geſellſchaft des Herrn Gray wieder. Er bot mir dreytauſend Guineen, die ich ausſchlug. Sie zeigten mir darauf daß einige Steine Flecke und andre Fehler hätte, und verließen mich mit der Verſichrung, daß ihr Anerbieten in baarem Gelde ſehr billig ſey, und daß mir ſchwerlich mehr würde geboten werden. Ich ließ ſie gehen, und ſagte ich wollte lieber meine Diamanten behalten als ſie für den Preiß weggeben. Nächſten Morgen kamen ſie wieder, foderten die Diamanten noch einmal zu ſehen.

O'Neil war zugegen, wie auch mein Kammerdiener. Drauf holte Eliaſon ein Halsband von Perlen aus ſeiner Taſche, welches aus zwey ſchönen Reihen beſtand, ferner eine Doſe mit Brillianten und Perlen beſetzt, mit einem Medallion auf dem Deckel und verſchiednen Fächern von Perlen. Er ſchätzte dies zuſammen an fünfhundert und ſechzig Pfund Sterling. Ich ſchlug ihm vor wenn er mir dieſe Stücke und vier tauſend Pfund geben wolle, ſo ſollte der Handel geſchloſʒen ſeyn. Er ſchrie laut auf, wollte gehen, bot mir aber doch drey tauſend Pfund und die benannten Stücke, welches ich ausſchlug. Inzwiſchen meldete ſich Jefferys noch einmal, ich ſagte ihm mein Entſchluß ſey nur für baar Geld zu verkaufen. Ich zeigte ihm darauf dreyzehen Steine von den allerfeinſten. Die zwey allerfeinſten, welche zum Halsbande gehörten, wären der Gräfin nicht ausgeliefert; ohne Zweifel ſchenkte ſie die Königin an Mademoiſelle Dorvat oder einen andern von ihren Vertrauten, denn es gab viele dieſer Art. Ich hatte zwey ausgeſucht, einer ſollte für die Gräfin in einen Ring gefaßt werden, der andere war für mich ſelbſt. Regnier mein Juwelier in Paris faßte ſie beyde vor meiner Abreiſe nach London. Ich und die Gräfin trugen ſie beyde und der Kardinal hatte beyde geſehen.

Ich ging Tags darauf nach Gray, um einige Sachen von Stahl zu kaufen. Dort fand ich Eliaſon, der mir ſagte, daß ich ſehr hartnäckig wäre, und ſein Gebot ſehr gut ſey. Er zeigte mir ſehr feine Perlen

zu

zu ein paar Armbändern, und einen Ring der zur Halsſchnalle diente. Ich gieng in ein beſondres Zimmer, wo wir zu handeln anfiengen. Nach zweyſtündigen Handeln wurden wir endlich wegen der achtzehn Ovalen Steine eins; nehmlich für drey tauſend Pfund Sterling baar Geld, das Halsband von zwey Reihen Perlen, an Werth zwey hundert Pfund, die Doſe an hundert und vierzig, die Perlen Schnur an hundert und zwanzig, ein Diamantner Stern, den ich in Grays Laden nahm, an Werth drey hundert Pfund.

Dies war der erſte Handel. Als ich das Geld und die Juwelen erhalten hatte, erzählte er mir, daß Jefferys Mäller ihm andre Diamanten gebracht hätte, die wahrſcheinlich mir zugehörten. Wenn ich ſie verkaufen wolle, ſo könnte ich am beſten mit ihm handeln, er wolle mir eine Verſicherung nebſt einigen baaren Gelde drauf geben. Ich ließ mir noch an demſelbigen Tage die dreyzehen Steine von Jefferys wiedergeben, die ich ihm gelaſſen hatte. Er hatte meinen Handel mit Gray erfahren, und da es ihm ärgerte den Handel aus den Händen gelaſſen zu haben, gab er vor, wie es ſich hernach ausweiſen wird, daß er in Rückſicht der Diamanten mehr nach ſeiner Schuldigkeit gehandelt habe, als Gray. Er hätte vermuthen müſſen die Diamanten wären geſtohlen, und hätte es alſo den öffentlichen Gerichten angezeigt (welches nicht wahr war) und wolle ſie nicht kaufen. Er machte darauf um ſo eher einem gewiſſen Notarius Dûbourg in dieſer Rückſicht eine Erklärung, wie ſich hernach auf des Herrn

von Carbonnier, Anwald des Kardinals, Nachſuchen ausweiſen wird, weil er ſagte, er glaube ich käme aus der Türkey; und wäre ſicher, daß er mich nie wieder in England ſehen werde. Sein Betragen gegen mich, als ich wieder nach London kam, wird zeigen wie delikat dieſer Jefferys in ſeinem Benehmen war. Er kam zu mir, als das Urtheil zu Ende war, und frug mich ob ich nicht über Diamanten zu diſponiren hätte, er wolle ſie mir abkaufen, und einen größern Profit geben als Gray. Man wird bald ſehen was ich ihm antwortete, und was ich für eine Methode wählte, um den Inhalt der Vertheidigungs Schriften, welche der Kardinal produzirte, bekannt zu machen.

Die dreyzehen Steine, die ich Jefferys abgenommen hatte, brachte ich zu Gray, ſagte ich würde nächſten Tag in ſeinen Laden kommen, und er möchte Eliaſon auch beſtellen. Die Abreiſe des Ritter O' Neil hinderte mich Wort zu halten. Er hatte einen Brief von ſeinem Bruder, und einen von ſeinem Kolonel erhalten, der ihn ſeine Abreiſe zu beſchleunigen anhielt, um beym Regiment den funſzehenten May zu erſcheinen. Er konnte keinen längern Urlaub erhalten wie er hofte. Der Marſch der kaiſerlichen Truppen gegen Holland, war die Urſache dieſer Ordre; und ſo mußte er London verlaſſen. Er übernahm einige von meinen eingekauften Sachen, und ein Bündel Perlen von den eingetauſchten. Da er mit der Poſt reißte, ſo beſtellte er den Tag zuvor ſeinen Platz in des Herrn Güyon's Poſtamte, wo er den Franziskaner M' Dermot, einen ausgemachten Spion fand, der ſchon für Dinge die er mir

ſelbſt

ſelbſt geſtand, und das ſind wohl die unſchuldigſten geweſen, verdiente zum Beyſpiel gemacht zu werden *).

Der Franziskaner kannte den Ritter O'Neil, und erneute jetzo ſeine Bekanntſchaft; als er hörte er wäre mit mir herüber gereiſt, bat er den Ritter, er möchte ihn mir vorſtellen, welches er auch that. Er verſprach mir mein Ausleger zu ſeyn, da ich kein engliſch verſtände, und alle kleine Dienſte, die er vermögte zu thun. Ich nahm ſeine verbindliche Anerbietung an, und behielt ihn zum Mittagseſſen bey mir. Er war Procurator ſeines Ordens geweſen zu Baſſy, das ſechs Liguen von Bar an der Aube liegt; er kannte meine Familie, und hatte mich als Kind geſehen. Er erzählte er hätte mit Herrn von Choiſeul und mit den folgenden Miniſtern in Verbindung geſtanden, hätte dem Staate große Dienſte gethan und um ihn zu belohnen, habe er ihm von den Fond der Marine hundert Louisd'ors jährliche Penſion ausgeſetzt, daß er befürchte ein andrer Miniſter möchte ihm einmal in übler Laune ſeine Penſion nehmen. Um ſich vor dieſem Unfall zu ſichern, habe er angeſucht, daß ſeine Penſion in eine Pfründe möchte verwandelt werden, und daß man ihn dann ſäculariſiren möchte. Er fügte hinzu, er hätte eine Bittſchrift an Madame Louiſe überreicht, welche ſeine Beſchützerin wäre; aber er fürchte die Sache würde ſich in die Länge ziehen; daß er einen großen Verluſt erlitten habe,

 als

*) Dieß iſt derſelbe M'Dermet, deſſen ich ſchon gelegentlich in dieſen Memoirs erwähnte. Um dieſe Zeit begann unſre Bekanntſchaft.

als Herr von Choiſeul ſeine Dienſte niederlegte, weil er unter deſſen Adminiſtration ſolche Dienſte geleiſtet habe, deren Belohnung er nach Verſprechen erwartet habe. Da er nun Stufenweiſe mein Vertrauen ſich erworben, und bey ſeiner letzten Reiſe durch Bar an der Aube erfahren hatte, daß die Gräfin bey der Königin Zutritt habe, von ihr geliebt würde, und alle unſer Glück von ihr komme; ſo mag man leichte rathen, wie er ſich um meine Gunſt bewarb. Schmeichelnd und heuchleriſch machte er ſich mir nützlich, und da er ein in der katholiſchen Kirche wohl bekannter Prieſter war, ſo führte er mich in den beſten Familien ein. Ich macht' eine Menge Exkurſionen mit ihm durch London, und auf dieſen kleinen Zügen erzählte er mir, was er in Bar an der Aube gehört hatte. Er ſprach von dem Kardinal, und ſagte ich hätte es in meiner Gewalt ihn glücklich zu machen. Der Kardinal könnte ihn ſäculariſiren, wenn er ihm erſt eine Pfründe unter ihn gäbe, und könnte denn ſeine Penſion in eine Pfründe verwandeln, ſo daß das Gouvernement dabey erſpare. Ich rieth ihm eine Bittſchrift aufzuſetzen, die ich gerne beſorgen wolle; und ſonſt wolle ich gerne thun was ich vermögte. Bey dieſer erſten Excurſion erwähnte ich keines Wortes von der Vertraulichkeit der Königin mit der Gräfin, viel weniger mit dem Kardinal. Er wußte nichts von meinen Diamanten, kurz ich ſagte ihm keine Partikularien, blos ich hätte Geld nach Paris zu remittiren. Er ſagte mir, er kenne einen Kaufmann der City, Namens Motteaux, und wenn ich es durch ihn wollte beſorgen laſſen, wollte er mir denſelben Vortheil wie ihn die Kaufleute erhalten verſchaffen, weil

Herr

Herr Hammersley mit mir, als mit einem Edelmann ſich einlaſſen würde. Er überrechnete den Profit, den ich machen könnte, wenn ich die Summe bey Herrn Motteaux umſetzte. Da ſie mir beträchtlich ſchien, und er mich überredete, daß mir Herr Hammersley nicht ſo viel Profit geben würde, ſo entſchloß ich mich in ſeiner Geſellſchaft zu Motteaux zu gehen. Ich gab ihm die dreytauſend Pfund Sterling, die ich ſchon beym erſten Handel erhalten hatte.

Ich kehre jetzo zu den dreyzehen Diamanten, die ich bey Gray gelaſſen habe. Ich beſtellte ihn auf den nächſten Tag. Als der Ritter O'Neil fort war, gieng ich zu den Juwelier, der augenblicklich in die City ſchickte, um Eliaſon rufen zu laſſen. Er kam, ſchloß aber keinen Handel. Acht bis zehen Tage vergiengen bey vergeblichen Unterhandlungen. Sie ſagten mir ofte, ſie wunderten ſich, wie ein Edelmann ſolche Kenntniß von Diamanten haben könne, daß er ihren Werth ſo genau behaupte; ich würde gewiß wiſſen, daß ſich ſolche Artikel ſchwer abſetzen ließen, daß ſie ſie vielleicht zwey oder drey Jahre müßten liegen laſſen, während deſſen die Intereſſe des Geldes verlohren wäre, nebſt andern kaufbaren Sachen. Endlich nach vielen Verſuchen ſchloßen wir wegen der dreyzehen Steine einen Handel, für zweytauſend Pfund baar Geld; ein Ring, der ſich in eine Halsſchnalle verwandeln ließ, an Werth zweyhundert Pfund, für den ich kürzlich nur hundert Pfund wieder bekam; eine Schnur ſehr feiner Perlen zu ein paar Armbänder, hundert und funfzig Pfund werth; eine andre Schnur Perlen zu ſechszig Pfund,

 und

und ein paar Ohrringe zu fünfhundert Pfund. Dieſe beyden Handel ſchloß ich mit Eliaſon, in Grays Gegenwart. Sechs Diamanten, die in zwey ovalen Roſen gefaßt waren, vertauſchte ich bey Gray für ein Medallion, das mit Brillianten beſetzt war, ferner für zwey ſtählerne Schwerdter, eine Hemdenadel, ein paar Spargelzangen, und einen Weinbecher. Vier andre Diamanten, die zwiſchen der Roſe und den vier Seitenblattern ſaßen, vertauſchte ich gleichfalls bey Gray für einen Ring, den ich noch beſitze, für eine kleine mit Diamantſaamen, ein Frauenzimmeretui von Satin und Gold, mit allem Zubehör, ein paar Stahlſchnallen und ein Miniature.

Ich hatte ſechszig Diamanten zurückgelaſſen, die von der Einfaſſung angiengen, zwey und zwanzig von den Muſcheln, und den Stein, welcher den Knopf machte. Von den ſechszig wählte ich acht und zwanzig, welche ich Gray gab, um ſie in Ohrringe zu faſſen; zwei und zwanzig von den Muſcheln beſtimmte ich zu einem Halsband von einer Reihe. Es blieben alſo nur zwey und dreyßig Randſteine übrig, und der Knopfſtein. Ich wählte die ſechszehen feinſten, die ich nicht vorzeigte, die übrigen ſechszehen verkaufte ich an Gray, das Karat für acht Pfund, wofür ich verſchiedene Kleinigkeiten, die ich nicht nennen will kaufte. So endete ſich mein ganzer Diamantenhandel in London.

Ich hatte nun noch den Knopfſtein, den ich Herrn Morland zeigte, und ihn frug, ob er ihn nicht gelegentlich gut anbringen könnte; er antwortete er wolle ihn von einem Bekannten beſehen laſſen, und mir in

ein

ein paar Tagen antworten. Er brachte mir Nachricht er hätte den Stein in ſeiner Bank, es wären tauſend Guineen geboten, und könnte wohl bis zu zwölfhundert getrieben werden. Er ſchlug mir vor bey Pall-mal den Ring abzuholen, und von da in die City zu Dúval's zu gehen, der das Gebot, wahrſcheinlich für einen Dritten gethan hätte. Ich traf Herrn Dúval, der mir verſchiedne Artikel in Juwelen zeigte, ich ſagte ihm meine Abſicht ſey nicht einige zu kaufen, hingegen wäre ich gekommen, mit ihm eines Diamants wegen zu handeln, den ihn Herr Morland zum beſehen gegeben hätte. Nachdem er ihn noch einmal beſehen hatte, ſagte er mir, daß der Mann, den er ihn gezeigt hätte nur tauſend Pfund geboten hätte, welches er für vollkommen genug hielt. Ich nahm den Diamant zurück, und entſchloß mich ihn zu behalten, bis ich ihn beſſer anbringen konnte. An ſelbigem Tage gab ich ihn Gray in einen Ring zu faſſen. Ich ſchreite nun zu denen, die in Paris verkauft und vertauſcht waren. Vor meiner Reiſe nach England hatte die Gräfin einige Diamanten an Villaux gegeben, die er heimlich hielt. Sie hatten Theile der Muſcheln und Einfaſſung ausgemacht. Sie hatte ihn gebeten ſie zu verkaufen und ihr das Geld mit zu bringen, mir es aber zu verheimlichen. Er verkaufte das Ganze an einen Juwelier in Paris für acht und zwanzig tauſend franzöſiſche Livres. Zwey Steine, die zu den Muſcheln gehört hatten, vertauſchte ich für zwey Penduluhren bey einem gewiſſen Tucet in der Straſſe St. Honore, und bekam noch fünf und zwanzig Louisd'or heraus. Einen Diamant von den Muſcheln ließ ich durch meinen Juwelier Regnier in

einen Ring faſſen. Ich hatte eine Kette mit kleinen Brilliaten die mir der Jude Franks verkauft hatte, dieſe gab ich Regnier, nebſt noch einigen kleinen Diamanten, die zu den Knoten der Einfaſſung gehörten; dies alles ließ ich in eine Kette faſſen, welche der Konſulent des Kardinals auf vierzig tauſend Livres ſchätzte. Ich ward ſie mit vieler Mühe für sechszig Pfund Sterling in London los. So gieng es faſt mit jedem Stücke. Um ihren Zweck zu erreichen mußten ſie den Preis, für den jedes verkauft war, nach Verhältniß verdoppeln, und ſo durch dieſe falſche Angabe zu beweiſen ſuchen, daß die ganze Summe des Halsbandes in meinen Händen geweſen wäre.

Mir blieben alſo im Ganzen ſechszehen Diamanten übrig, die ich von London wieder brachte, nebſt vier und zwanzig ſehr kleinen die an der Seite der ovalen Steine, an der Einfaſſung und rund um den großen ovalen Steinen geſeßen hatten, zwey kleine an jeder Seite des Bodens, ſechszehen von derſelben Gattung, von den ſechs die zwey ovalen Steine zwiſchen den Muſcheln hielten, und zwölf andre, die ſich unmittelbar an dem Band an der Spitze anſchloſſen; die Roſen und Beſetzungen der Folien waren noch nicht vereinzelt. Ich lieferte das ganze an Regnier, woraus er die beſten Diamanten wählte um den Deckel einer Doſe zu beſetzen, und ein paar kleine Ohrringe zu machen, mit den die Gräfin ein Geſchenk machen mußte. Die übrigen ließ ich ihn verkaufen, und er bekam dreyzehen oder vierzehen tauſend Livres. Dies iſt die Summe alles deſſen, was ich in Paris und London verkaufte. Wir wollen ſie nun rekapitulieren.

Ich

Ich erhielt an baarem Gelde in London fünf tauſend Pfund von Eliaſon und funfzig bis ſechszig Pfund von Gray.

Durch Tauſch erhielt ich ein Medaillon, ein paar Ohrringe, einen Ring, eine Hemdenadel, einen Reif, zwey ſtählerne Schwerdte, ein paar ſtählerne Schnallen, ein Pfund Perlen, zwey Reihen Perlen in einem Halsbande, ein Päckchen zu Armbändern, ein Häufchen kleine Perlen, eine Halsſchnalle, die auch zum Ringe diente, eine Doſe, ein paar Spargelzangen, einen Weinbecher, ein Damenetui von Satin und Gold, mit Zubehör, eine Minitüre, ein Federfutteral von Roſetten ſechszig Pfund werth. Einige andre kleine Artikel hatte ich aus Gray's Laden genommen, als Nadeln, Meſſer, ſtählerne Gabeln, Springzangen, Scheeren, ein paar ſilberne Schnallen, ein Fernglas und eine ſtählerne Uhrkette.

Ich verkaufte in Paris an Herrn Paris verſchiedne Diamanten, die ſich an acht und zwanzig tauſend Livres beliefen, und ich bekam beynahe funfzig Louisd'or, für einen Theil der Perlengarnitur, die der Ritter O'Neil von London mit genommen hatte, die übrigen kaufte der Jude Mordecai in der Bärenſtraſſe.

Ich habe bereits geſagt, daß ich an Gray zwanzig Steine lieferte, um ein Halsband draus zu machen, und ſechs und zwanzig zu Ohrringen. Ich hatte ihm den Tag meiner Abreiſe geſagt, und er verſprach ſie fertig zu ſchaffen. Den Tag zuvor zeigte er mir alles nur erſt in Formen gebracht, und verſicherte mich, es

 wäre

wäre viel mehr Arbeit dabey, als er geglaubt hätte. Wenn ich ſie ihm laſſen wollte; ſo könnte er ſie mir in vierzehen Tagen nach Paris mit Gelegenheit ſchaffen. Ich ließ ihm die Diamanten nebſt meiner Adreſſe, und reißte in Geſellſchaft des Franziskaner M'Dermot, an einem Sontag Morgen ab. Er begleitete mich bis Dover, und als wir ſchieden, ſchenkte ich ihm eine Doſe mit einem ſehr hübſchen Gemählde, und bezahlte ſeine Rückreiſe nach London.

Als ich Paris verließ, hatte ich zwey tauſend Kronen auf Kredit genommen. Ich gewann zu Newmarket an tauſend Pfund Sterling; von beyden dieſen Summen verbrauchte ich hundert Guineen zu Sattelzeug, Geſchirr, Reitkleidern, hundert Guineen für einen Phaeton, hundert und funfzig Guineen zu engliſchen Zeugen und Kleidern, für mich und meine Diener; das übrige verbrauchte ich zu Reiſen und meinen Aufenthalt in London. Man wird ſich nicht darüber verwundern, wenn man bedenkt, daß ich in einem der beſten Hotels wohnte, daß ich zwey Diener hielt, einen Wagen und zwey Reitpferde miethete, öfters Geſellſchaft hielt, und in Geſellſchaften von Ton ſpielen und andre koſtbare Vergnügen mitmachen mußte.

Alles was ich noch von den Bruchſtücken des famöſen Halsbandes übrig hatte, waren zwey Ringe, einer für mich ſelbſt, der andre für die Gräfin; ein kleiner Diamant an einen bleyfarbenen Stein gereihet, ein paar Ohrringe, ein Kranz um eine ſchwarze Doſe von Schildkröte, und was ich bey Gray gelaſſen hatte,

na-

namentlich das Halsband von zwanzig Steinen und die Ohrringe.

So habe ich dann ein genaues Verzeichniß aller Steine geliefert, die ich beſaß, und habe erzählt, was ich mit ihnen anfieng.

Nach einer Rechnung die ich beſaß, und oben fort geſetzt habe, zeigt es ſich, daß von alle den Diamanten, die ich, oder die Gräfin beſaßen, die zum Halsbande gehörten, wenn wir ſie mit einer genau nach der Größe der Diamanten entworfnen Zeichnung vergleichen, die Königin zweyhundert und ſechs und funfzig Diamanten von der nehmlichen Größe behielt, acht und neunzig kleinere von derſelben Geſtalt, und die beyden feinſten Diamanten von der erſten Größe. Die zweyhundert und ſechs und funfzig machten den ſchönſten Theil des Halsbandes aus, in Rückſicht des Anſehens und der Regelmäßigkeit einer ſolchen Menge Steine.

Herr Düval, der ſeine Geſchäfte niederlegte, und ſie ſeinem Bruder überließ, verſah die Königin von England mit ein paar Armbändern, mit ähnlichen Steinen, wie die welche die Königin behielt. Die Königin von Frankreich hatte eben dieſem Düval aufgetragen, ihr ſolche zu verſchaffen; aber er erzählte mir, daß er nie eine ſolche Menge hätte zuſammen bekommen können. Da er das Halsband kannte, und es in Händen gehabt hatte, ſo wieß ich ihm auf der Zeichnung, was für eine Portion ich beſeßen hatte, und was die Königin behielt. Bey dieſer Gelegenheit er-

innerte er ſich des Befehls der Königin, ihr ſolche Steine zu verſchaffen. Da ſie große Luſt hatte ſolche Armbänder zu haben, wie die der Königin von England ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie die noch übrigen Steine dazu wird anwenden laſſen. Die Gräfin verſicherte, daß ihre Majeſtät, da ſie es einmal geleugnet hat, es immer leugnen wird; ſo ſey ihre Geſinnung, ſie werde lieber die Diamanten in die See werfen laſſen, als Merkmale einer Handlung übrig laſſen, die ſolche ſchreckliche Folgen für uns hatte. — Dieß iſt möglich. Das Reſultat was ich aus dieſer Deduktion ziehe, iſt, da unſre Verfolger uns nie überführen können daß wir über ein Karat mehr, als ich angegeben habe, diſponirten, ſo können ſie keinen Glauben finden, wenn ſie uns ſchändlich verläumden, daß wir es geſtohlen hätten. Alles was ſie mit glaubwürdigem Scheine anführen können, iſt dieß, daß wir nicht beweiſen können, daß die Königin es uns ſchenkte. —

Woher können Sie es wiſſen? — Ihre Majeſtät mag vielleicht einen Augenblick der Ueberlegung bekommen; wir erwarten ihn auf ihrem Sterbebette — und das mögen ſie auch thun.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß ich von Bar an der Aube mit hundert Louisd'ors abreißte, und daß ich meiner Familie alle meine und der Gräfin Juwelen ließ, ſo wie überhaupt mein ganzes Eigenthum. Dieſer Umſtand, der offenbar für meine Unſchuld redet, und beweiſet, wie wenig ich das Geſchehene vorher ſah, hat dem ungeachtet mehr dazu beygetragen, den Beſchuldigungen meiner Feinde Grund zu geben; denn

Ro=

Rohans Haus verbreitete die Nachricht, ich ſey mit den Reſten des Halsbandes fortgegangen. Da dieſe Nachrichten Glauben fanden, ſo war es unſtreitig die Schuldigkeit meiner Familie, meine Diamanten und die der Gräfin vorzuzeigen, und dies um ſo mehr, weil ſie ein genaues Verzeichniß davon einige Tage nach ihrer Ankunft in die Baſtille gegeben hatten. Sie rechneten aber aus und hoften darauf daß die Familie der Rohan bey unſerm Verderben über uns ſiegen würde, und daß ſie alſo im Stande ſeyn würde ſich nicht nur unſrer Juwelen, ſondern auch des größten Theiles unſeres Geſchirrs und Effekten zu bemächtigen, und ſo unterließen ſie nur einen Schritt zu thun, um den Verdacht, den man von unſrer Reiſe hernahm abzuwenden, oder zu ſchwächen, — und an ihrem ſchändlichen Geiz iſt nicht mehr zu zweifeln. Als ich kurz nach unſerm Urtheil in den öffentlichen Blättern fand, daß ſie keine von unſern Juwelen herausgegeben hatten, ſchickte ich einen Expreſſen zu ihnen, in der Hofnung, ſie würden ihm wenigſtens einen Theil ausliefern; aber was thaten ſie? ſie brachen in Mißhandlungen gegen mich aus, ſchickten ihn zurück, ohne ihn ſo viel zu geben, wovon ſein Weg bezahlt werden konnte.

Sie urtheilten mit Recht ich würde hierbey nicht ſtehen bleiben, ſondern ſie auf die eine oder andre Art zur Reſtitution zwingen; und ſo entſchloßen ſie ſich etwas in der Hofnung aufzuopfern, daß ſie ungeſtraft die ganze Beute behalten würden. Sie legten alſo in das Käſtgen der Gräfin ihre Armbänder, einen brilliantenen Stern, ein Medallion, ein

paar

paar Ohrringe, ein Federhalter, eine ſchwarze Doſe von Schildkröte, mit einem Kranz von Brillianten auf dem Deckel, ein Perlen Halsband, ein paar Brilliantene Armbandſchlößer in Gold gefaßt, und drey oder vier Ringe, hochſtens dreyßig oder vierzig Guineen am Werthe. Sie gaben nachher vor, dieſen Kaſten an einem Orte gefunden zu haben, wo ich es vor meiner Abreiſe verborgen hätte; und um ihre Ehrlichkeit zu zeigen, ſchickten ſie es in die Polizey, in der Meinung, daß man nach einer ſo freywilligen Reſtitution in ihrem Hauſe nicht weiter nachſuchen würde, und daß ſie mir ſicher ſchreiben könnten, (wie ſie es wirklich thaten) daß alle meine Sachen weggenommen wären, daß es ſehr ſonderbar ſey, daß ich ihnen täglich Boten ſchicke, die indiscrete Foderungen machten, daß ich mich ein für allemal überzeugen laſſen ſolle ſie hätten nichts von mir, und endlich ſchloßen ſie den Brief mit der Bemerkung, daß ich keine Hülfe von Ihnen zu erwarten hätte, da ich ſie ſo beleidigte. Bald nach dem Empfang dieſes Briefes erhielt ich eine Anzeige von Paris von alle dem, das im Hotel de Bullion war verkauft worden. Ich überzeugte mich alſo von ihrer Büberey noch mehr, und ſchickte ſogleich einen andern Expreſſen mit einem Briefe, der ſie ſo beunruhigte, daß ſie verſprachen ſelber nach London zu kommen, und mir auszuliefern, was ſie glücklicherweiſe gerettet hätten. Als die feſtgeſetzte Periode vorbey war, und ich keinen Brief erhielt, ſchickte ich einen andern Boten mit neuen Inſtructionen.

Da ſie nun keinen Raum mehr fanden, Einwendungen zu machen, ſo entſchloßen ſie ſich abzureiſen.

Die

Die Einwohner von Bar an der Aube erzählten laut, daß meine Verwandte einen Theil meiner Juwelen behalten hätten, wurden ſowohl überdies ihr Betragen erbittert, und die Plünderung meines Hauſes (ſeit die ihnen gemachte Unruhe ſie genöthigt hatte, einen Theil meines Geſchirrs, welches ſie unter einen Miſthaufen vergraben heraus zu geben) gab ihnen den Verdacht, daß die verſchiednen Boten die ich geſchickt hatte, gekommen wären um meine Sachen wieder zu fodern. Sie glaubten nun ſie würden das Volk in der Stadt verblenden, und ihre Aufmerkſamkeit ablenken können, daher verbreiteten ſie die Nachricht, ſie wollten nach Paris reiſen, nahmen aber ihren Weg nach Bologne, nachdem ſie noch die Vorſicht gehabt hatten, vorläufig meinen Abgeſandten vorauszuſchicken, und ihn zu verhindern durch Paris zu reiſen, aus Furcht er mögte dort etwas nachtheiliges von ihnen ſagen.

Sie kamen einige Tage nach der Gräfin, welche um die Zeit entflohen war, in London an. Sie hatten ihr bey ihrer Durchreiſe durch Bar an der Aube fünf und zwanzig Louisd'ors abgeſchlagen. Mir brachten ſie einen Ring, welcher den Knopf des Halsbandes ausgemacht hatte, eine Uhrkette die ich für funfzig Pfund Sterling verkaufte, und eine Doſe die ich bey dem Tauſch angenommen hatte, und die ich an Gray für ſechszig Pfund verkaufte. Sie verſicherten mich, dies wären die drey einzigen Stücke welche ſie von meinen Juwelen gerettet hätten. Sie hätten genug Zeit gehabt ihre Unwahrheiten auszuſinnen, und da ſie glaubten ich könnte von ihrer Ausführung keine

Nachricht haben, und von den Plünderungen die ſie an meinem Eigenthum vollführen wollten, ſo ſparten ſie keine Mühe mich von der Wahrheit ihrer Verrichtungen zu überzeugen welches alles einen ſehr vernünftigen Anſchein gehabt haben würde, wenn ich nicht zu wohl unterrichtet geweſen wäre.

Ich ſtellte mich, als ſey ich mit dem zufrieden, was ſie mir ausgeliefert hatten, ließ mir aber gleich an demſelbigen Tage einen Arreſtbrief beſorgen, in der Hofnung ſie durch Schrecken zur Ablieferung der übrigen Juwelen zu zwingen. Sie hatten ſich inzwiſchen ſchon vor ihrer Abreiſe unterrichten laßen daß ich ihnen gar nichts thun könne, und ſo affectirten ſie die äuſerſte Verachtung gegen meine Drohungen, und erklärten kurz ſie hätten nichts mehr, was mir gehöre, ſie hätten alles verkauft, und hätten ſie voraus geſehen, daß ich ſo undankbar gegen ſie handeln würde, ſo würden ſie alle meine Juwelen Preiß gegeben, und mich ſelbſt der drey Stücke beraubt haben, die ſie eben ausgeliefert hätten.

Ich mußte aus ihrem Tone urtheilen, daß etwas mehr als Worte ſie zum Gefühl der Gerechtigkeit bringen müſſe, und ſo drang ich nicht weiter in ſie. Aus Noth gezwungen übergab ich den Arreſtbrief einem Gerichtsbedienten, der bald darauf, obgleich zu meinem Kummer, meinen Oncle arretirte, einen Mann von Vermögen, ohne Kinder, der die erſte Stelle ſeines Wohnortes bekleidete, die Achtung ſeiner Mitbürger genoß, und von mir geſchätzt ward. Ganz anders war der Fall mit ſeiner theuren Ehehälfte, ein verächtliches

liches Weib, von allen die ſie kannten verabſcheut, die ihren Mann, ich bin überzeugt davon, zu dieſer Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit verleitet hatte.

So bald ſie ihn arretirt ſah, kam ſie zu mir und bot mir Verſchreibungen an für die Summe, welche ich foderte; behauptete aber noch immer ſie hätte nichts von dem Meinigen und ſie wolle gerne einen Theil ihres Vermögens aufopfern, um ihren Mann zu befreien. Da ſie aber fand, daß ich ihr Anerbieten nicht annahm, ſo geſtand ſie endlich alles, und ſie gieng gleich hin, das zu holen, was ſie mit einem Eide verſicherte dem Guvernement überliefert zu haben.

Sie kam wieder, und brachte zwey Ringe, die vom Halsbande genommen waren, ein paar Ohrgehänge, aus den ſie vier Diamanten genommen hatte (welches ich erſt nach ihrer Abreiſe merkte) einen Reif, eine Halsſchnalle, einen Haarring mit Steinen beſetzt, und einen andern Ring von geringem Werth. Den Tag nach dieſer erzwungenen Reſtitution kehrten meine Verwandten wieder zurück, und theilten ſich in den Reſt der Beute. Ich habe ſeitdem nichts von ihnen gehört als blos eine umſtändliche Erzählung alle der Verwüſtungen, die ſie in meinem Hauſe zu Bar an der Aube anrichteten, und wie ſie durch ihr Betragen gegen mich allgemeine Verachtung ſich zuzogen.

Sie wagen es zu ſagen, daß ſie herüber gereiſet wären, um mir die Reſte des Halsbandes zu bringen; es iſt alſo meine Pflicht zu bemerken, daß unter alle dem, was ſie mir wiederbrachten, nur drey Steine

waren, die zu den Halsband gehörten, von dem ich oben geredet habe. Jedes andre Stück ſo wohl, als alles was im Hotel de Bouillon in Paris verkauft worden war, war bis auf einige Kleinigkeiten mein Eigenthum, ehe ich noch etwas von dem Halsbande hörte.

Alles was ſie mir brachten habe ich an Herrn Gray in der New Bond-Street für zwey tauſend zwey hundert Pfund Sterling verkauft. So habe ich dann deutlich und aufrichtig jeden Umſtand auseinander geſetzt, worin ich beſonders verwickelt war. Ich überlaße nun die Feder der Gräfin.

Hier fängt die Gräfin wieder zu erzählen an.

Da mein Gemahl der Graf den Theil unſerer Geſchichte geendet hat, den er mit größerer Genauigkeit erzählen konnte, weil er bey der Sache ſelbſt gehandelt hatte, ſo knüpfe ich wieder die Erzählung an, und glaube ſicher behaupten zu können, daß, ungeachtet dem Vorurtheil, welches das ungerechte Urtheil gegen mich einflößt, daß durch die Intrigue der Königin und des Hauſes Rohan entſtand, ſelbſt diejenigen, welche noch zweifeln konnten, und wenn ſie unſre Nachrichten geſehen haben, fur die ſo manche zuſammentreffende Umſtände und unleugbare Thatſachen zeugen, nicht mehr zweifeln werden, daß wir grauſamer Weiſe ein Opfer des Stolzes, der Ehrſucht und Rache geworden ſind.

Die bloße Unterredung des Grafen de la Motte mit dem franzöſiſchen Geſandten wird bey der Entdeckung

deckung der Maſchinerien, welche die Partey der Kö⸗nigin betrieb, gewiß eine vollkommene Idee von dem geben, was wirklich durch die Partey der Rohans in Ausübung gebracht werden. Ich meine aber nicht daß das Publikum ſeine Meinung auf bloße Behauptungen gründen ſolle. Nein ich will die In⸗triguen meiner Feinde entfalten, von den ich ſichre Beweiſe vorzeigen kann, und ſelbſt hierbey werde ich nicht im Stande ſeyn den zehnten Theil ihres unge⸗rechten Betragens auseinander ſetzen zu konnen.

Ehe ich mich in dieſe einzeln Umſtände einlaſſe, iſt es wichtig zu bemerken, daß durch ein unverant⸗wertliches Geſchick, welches mit den Umſtänden ſich vereinigte, die Konigin, die mit mir in demſelben Falle war, (oder wie der Graf Adhemar ſehr gut bemer⸗ket) die in mir repräſentirt wurde, nicht mit ins Spiel gezogen werden konnte, denn eine Unterſuchung die dahin abzwecken konnte, ward durch den Inhalt des Lettre Patent zurückgewieſen, welcher der überwie⸗genden Partey des Kardinals den Vorwand an die Hand gab, die Unterſuchungen blos an die Sache des Halsbandes zu binden.

So konnten alſo die Niederträchtigkeiten der Kö⸗nigin, die ich erzählt habe, nicht zur Frage kommen, und da ihre Majeſtät kein Intereſſe in dem Prozeſſe fand, ſo fand ich mich ſelber alleine, ununterſtützt, ohne Vermögen, im Kampfe gegen das Intereſſe, den Reichthum, und den guten Namen eines berühmten und mächtigen Hauſes. Um dieſe Umſtände noch zu

verſchlimmern, hatte ich noch beſonders gegen die geheimen Einflüſſe auf die Königin zu kämpfen, die durch meine erzwungene Vorſicht in Rückſicht des Kardinals noch erbitterter ward. Iſt es ein Wunder, wenn ich unter der vereinten Macht ſolcher Feinde erlag?

Man könnte vermuthen, wie es denn natürlich wäre, daß in dem Augenblicke, da ich mich in dieſe unglückliche Geſchichte verwickelt ſah, ich alle Rückſicht für die Wahrheit meiner eigenen Sicherheit wegen würde aus den Augen geſetzt, und es für gut befunden haben, mit einer oder der andern intereſſirten Parthey es zu halten; aber dies zu thun war mir unmöglich. Ich nahm mir niemals die Freyheit weder die Gerechtigkeit, meine eigne Neigung, noch mein wahres Intereſſe aus den Augen zu ſetzen. Immer beſtürmt mit den Agenten und Abgeſandten beyder Parteyen, ſah ich nichts als Betrüger auf beyden Seiten. Ich konnte meinen Mund nicht öfnen, nicht die geringſte Bemerkung machen ohne zu hören, daß man mir drohte, wenn du das thuſt, ſo biſt du verlohren! — Ach! gütiger Gott! rief ich unabläſſig, wen ſoll ich hören? — wem glauben? — Mehr gequält mit dieſer Ungewißheit, als unglücklich wegen der Sache ſelbſt, überwältigten mich meine Gedanken, und ich fiel in den Zuſtand von Gefühlloſigkeit, die eine Art von Indifferenz gegen alle gute und üble Folgen hervorbringt. In einem Punkte waren meine Ideen feſte, weil ich ihn lange vorher geſehen hatte. Ich dachte ſo: — die Königin iſt zu des Kardinals Untergange geneigt — aber

der Kardinal iſt mein Wohlthäter geweſen — würde es nicht abſcheulich von mir gehandelt ſeyn, das Werkzeug ſeiner Vernichtung zu werden? — Aber die Königin war auch meine Wohlthäterin; und wenn ich nicht ihre Rache unterſtützen mag, ſo will ich doch ihre Geheimniſſe bewahren. Alle dieſe Vorſätze konnte ich erreichen, wenn bloße Diſkretion nöthig geweſen wäre. Was ſollte ich aber auf die unendlichen liſtigen Fragen antworten? wie mich aus dem Labyrinth von Fragen, ſich kreuzenden Unterſuchungen finden, u. ſ. w., die wohl einen fähigern Kopf als den meinigen verwirret hätten? die daher entſtehende Betäubung iſt einzige Schuld meiner oft ſich widerſprechenden Reden. — „Sprich weiß" ſagte der eine, „oder du biſt verlohren" ich ſprach weiß: „ſag ſchwarz" raunte mir der andere zu „oder es iſt alles aus mit dir" und natürlich ſagte ich ſchwarz. „Sagen Sie davon ja nichts" ſagte ein dritter, Sie werden ſonſt alles verderben". Ich ward darüber gefragt, und antwortete unzuſammenhängend, und dachte wenig daran, daß dieſe Unbeſtändigkeit Beſchuldigungen und Beweiſe gegen mich bringen würde. Laſſen Sie uns, meine Leſer, einige Abſtufungen meines Verderbens kennen lernen. Einige, ſage ich, weil ich viele Bücher ſchreiben müßte um ſie alle zu entwickeln. Von meinem erſten Eintritt in die Baſtille bis zum Tage meiner Verdammung, durfte ich keinen Schritt thun, kein Wort ward mir geſagt, als was auf mein Verderben zielte.

Zuförderſt muß ich nothwendig erzählen, daß ich einige Tage vor meiner Verdammung einen Brief

erhielt, welchen ich noch immer den Baron von Breteuil zuſchreibe. Der Inhalt war, daß meine Rettung von mir ſelbſt abhienge, daß ich nichts zu thun hätte, als alles auf die Rechnung des Kardinals und Caglioſtro *) zu ſchieben.

Am eilften Auguſt, dies war der Tag an welchem ich in die Baſtille gefuhrt wurde, (bereits erbittert über den Kardinal, der, um die Königin anzulocken, und ſich ſelber zu retten, alle Schande auf mich wälzte) entdeckte ich den Commiſſarius Chenon auf mich zukommen, der vom Baron von Breteuil unterrichtet war, und mich frug, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen würde? — Ich erinnere mich des erhaltenen Briefes, aber da ich nicht ſo weit gehen wollte, als mir der Ungenannte riethe, antwortete ich, ich würde

*) Hieraus erhellet der deutlichſte Beweis, daß dieſer anonymiſche Brief, den zwey, drey oder vier Tage vor der Gefangennehmung des Kardinals erhielt, von Baron von Breteuil mir geſchickt war. Als Breteuil als Richter in des Kardinals Haus zu Paris gegangen war, in der Hofnung den Briefwechſel dort zu finden, und in Wuth gerieth, als er hörte, daß ein an den Abbe Georgel abgeſchickter Kourier der Erreichung ſeiner Abſicht dadurch zuvorgekommen war, daß alle Papiere waren verbrannt worden; ſo iſt bekannt, daß er beym Anblick der Büſte des Caglioſtro ausrief: „ich finde allenthalben nichts als die Büſte dieſes Quackſalbers; aber Geduld, ich hoffe es ſoll bald ein Ende haben." — Ich war um die Zeit ſehr ruhig zu Bar an der Aube, und er drückte ſich nur ſo aus, weil er ſich überredete, daß ich dem Rathe ſeines Briefes folgen würde.

würde ſagen, der Kardinal hätte mir einige Diamanten geſchenkt, ohne daß ich gewußt hätte, ob ſie zum Halsbande gehörten. Er rieth mir dieſe Methode nicht zu wählen, es würde den König gegen mich einnehmen. Ich würde dadurch mich als eine Geliebte des Kardinals verrathen, und in dem Falle würde man ſich nicht wundern, daß er mir ſo ein Geſchenke gemacht hätte — „ſagen Sie lieber,“ ſetzte er hinzu, „er hätte ſie Ihnen zum Verkauf übergeben, und Sie „hätten ihm die dafür erhaltene Summe ausgeliefert — „dies wird mehr Wahrſcheinlichkeit haben, und unendlich ſchicklicher für ſie ſeyn.“

Dies war der erſte Rath, dem zu folgen ich ſchwach genug war. Er beförderte meinen Untergang, und rettete den Kardinal; denn ich konnte ihm nicht beweiſen, daß ich ihm das Geld bezahlt hatte; hingegen hätte ich meinen Vorſatz befolgt, und geſagt, er hatte mir eine Anzahl Diamanten geſchenkt, ſo konnte er mir das Gegentheil unmöglich beweiſen: aber erſt eine beträchtliche Zeit zu ſpät, entdeckte ich die Verſchiedenheit dieſer beyden Ausſagen.

Der Commiſſär, der des Herrn von Breteuil Werkzeug war, machte es zu ſeinem Geſchäfte, mich von der Betrachtung meiner Lage ſo viel als möglich abzuziehen, und um meine ganze Aufmerkſamkeit feſtzuhalten, hatte er mir zu verſtehen gegeben, daß die Königin mich ſchützen, und mich in kurzem aus der Baſtille bringen wolle. „Und dies iſt ein Beweggrund „mehr, daß Sie nichts von Geſchenken, die Sie von

 „ihr

„ihr erhalten haben ſagen dürfen; denn der Kardinal „würde nicht unterlaſſen zu antworten, Sie hätten „ihm geſagt, die Königin hätte Ihnen die Diamanten „geſchenkt; und hiebey würde ihre Majeſtät blosge„ſtellt werden, ein Umſtand, den ich zu verhindern „ſuchen müßte.“ Vergeblich ſtellte ich ihm vor, daß ich nicht begreifen könnte, wie es zu vermeiden wäre, der Königin bey einer Sache nicht zu gedenken, welche gänzlich von ihr herrühre. Er antwortete: „wenn Sie ihrer erwähnen, ſo ſind Sie verlohren“ *).

Der

*) Als mich der Commiſſär Chenon zum zweitenmal beſuchte, brachte er mir einen Brief, den ihm der Baron von Breteuil gegeben hätte, deſſen Hand ich erkannte. Er hatte ihm die Anſchläge mitgetheilt und die Mittel gezeigt, wie er ſie zu meiner Vertheidigung anhalten wolle. Er rieth mir ihnen auf eine ſolche Art zu ſchreiben, daß ſie einſehen müßten, wenn ſie mich vertheidigen wollten, ſo würden ſie gewiß den Wunſch der Königin, und des Baron von Breteuil ꝛc. erfüllen. Um mir keinen Zweifel übrig zu laſſen, ſo beredete er mich noch hinzuzuſetzen, ſie möchten nach der Policey gehen, und ſich von dem was ich bisher ausgerichtet hätte unterrichten laſſen. Dies ſchien mir ein vortreflicher Rath zu ſeyn; ich glaubte der Baron von Breteuil ſey von der Königin gänzlich gelenket, und ſo ſchrieb ich ohne Bedenken, was mir der Commiſſär dictirte. Er übernahm die Beſorgung der Briefe. Diejenigen, an die ſie gerichtet waren, zauderten nicht, (nachdem ſie in Herrn von Crone's Hauſe geweſen waren) ſich zu meiner Vertheidigung zu ſtellen; aber die eiferſüchtige Eitelkeit des Herrn Doillot verführte ihn, zwey berühmte Rathgeber zu verwerfen, und er publicirte zur ſelbigen Zeit

ſein

Der Doctor Doillot, den mir Herr von Breteuil gleich⸗ falls zum Advocaten empfohl, verbot mir alſo jemals der Königin Namen zu nennen, und verſicherte mich von ſicherer Hand, daß ſie mich ſchützen würde. Auf der andern Seite ſuchte mich die Partey des Kardi⸗ nals zu ihrem Beſten zu verſtricken. De Launey, Gou⸗ verneur der Baſtille, ein Anhänger der Familie Rohan ſchickte mir einen gewiſſen Abbe Lequele zu, den Ka⸗

ſein erſtes Memorial, eine Miſchung von Unſinn und Un⸗ wahrheit. Um dieſelbe Zeit foderte der Commiſſär Che⸗ non, daß ich ihm alles ſchriftlich geben ſollte, was ich ihm mündlich mitgetheilt hätte; er hätte die Abſicht es dem Baron von Breteuil vorzulegen, der von dem ganzen Zu⸗ ſammenhang der Sache unterrichtet, ſich um ſo mehr für mich intereſſiren würde. Als ich eines Tages eben mit der Vollendung dieſes Aufſatzes beſchäftiget war, kam Doillot. Ich erzählte ihm was zwiſchen dem Commiſſär und dem Baron Breteuil vorgegangen ſey, und zeigte ihm das Memorial, welches ich aufgeſetzt hatte. Er brach in Ausrufungen gegen mich aus, nannte mich ein Kind, überredete mich durch mehrere Gründe, daß der Com⸗ miſſär mich zu hintergehen ſuche, und bewog mich end⸗ lich ſeine Beſuche nicht mehr anzunehmen. Ich befolgte ſeinen Rath pünktlich und gab ihm ſogar das Memorial.

Der König mag ſich das Memorial von dieſem Rechts⸗ gelehrten ausliefern laſſen. Es iſt das einzige das ich ſchrieb. Er wird ſich durch den Augenſchein belehren, daß ich nie widerſprechend die Wahrheit redete, und daß alle Umſtän⸗ de, die ich heute erzähle, die nemlichen ſind, welche ich damals aufzeichnete.

pellan dieſes ſchrecklichen Gefängniſſes. Sein Geſchäfte war von des Kardinals Gemach zu dem meinen zu gehen, und von meinem zu dem des Kardinals, und unſre gegenſeitigen Antworten gegen die Zeit unſres Verhöres zu verabreden.

Man kann leichte vermuthen, daß die Antworten ſo eingerichtet waren, daß die meinigen unvermerkt allezeit dahin zielen mußten, des Kardinals Glaubwürdigkeit zu beſtärken. Ich entdeckte zu weilen Spuren des Betrugs, aber dieſer hämiſche Abbe war ſo liſtig, zeigte ſo viel Intereſſe und Achtung für mich, daß ich alle ſeine Vorſchläge bewilligte. Er wußte um jede Angelegenheit, brachte mir Botſchaften vom Kardinal, und benachrichtigte mich immer von dem Punct, über dem ich würde verhört werden. „Morgen, ſagte er, werden wir mit dem Kardinal konfrontirt werden, er wird ihnen wahrſcheinlich dies und jenes ſagen, widerſprechen ſie ihm nicht; es iſt alles blos Blendwerk, die Sache wird nie zur Unterſuchung kommen, es iſt unmöglich. — Der Pabſt iſt dabey intereſſirt; das Kapitel von Straßburg ſetzt Himmel und Erde in Bewegung — Sie werden erfahren, was ihnen der Kardinal ſagen läßt, daß der Prozeß ohne Richter wird geendet, und der Königin die Verlaſſung der Rechtsſache wird zuerkannt werden. *) Ein Unglück iſt es daß

*) Seit ich in London geweſen bin, habe ich in einem Journal, „Geheime Memoirs der Geſchichte der Republik der Wiſſenſchaften in Frankreich" betitelt einen Brief vom

daß er ſie nicht verrathen kann, ohne den Verluſt ſeines Lebens. — Ich bin überzeugt, daß ſie nach den

vom Abbe Georgel an die Prinzeſſin von Marſan gefunden. Ich halte es um ſo nöthiger ihn hier einzurücken, weil der Leſer aus ihm erſehen wird, daß der Abbe Lemoie ſeine Nachrichten aus derſelben Quelle ſchöpfte, als der Abbe Georgel, daß ich unglücklicher Weiſe zum Opfer einer beleidigten Macht beſtimmt war.

den 18. September 1785.

Madam

Hören ſie auf unſers theuren Kardinals wegen beſorgt zu ſeyn. Er erträgt mit aller Würde eines Rohan die Ueberraſchung eines auf ihn gezielten Streiches. Seine Geſundheit iſt durch das Gefängniß nicht geſchwächt, deſſen Strenge gemildert iſt. Seine Seele iſt ſo ruhig wie die Seele eines ruhmvollen Mannes bey ſolchen Anklagen ſeyn kann, der vorausſieht, daß er nie wird gerichtet werden. Wenn das Zeugniß fehlt; wird das nicht Rechtfertigung ſeyn? Der König hat auf Anrathen ſeines Rathes die Sache dem Parlamente eben vorgetragen. Die Lettres patents ſind regiſtrirt. Der ganze Proceß wird wahrſcheinlich damit zu Ende ſeyn; denn die Inquiſition über eine geiſtliche Perſon kann nur beym geiſtlichen Richter weiter getrieben werden. Haben ein Biſchof, ein Kardinal weniger Vorrechte? Die Geſchichte von Frankreich zeigt uns ſieben Kardinäle die von unſern Königen angeklagt waren. Keiner konnte perſönlich zum Verhör gebracht werden. Der Kanzler d'Agueſſeau geſteht ſelber, daß von zwölf Beyſpielen, eilfe für die Kirche ſind, und doch kann er nicht leugnen die erſte Perſon im Staate zu ſeyn. Im Jahre 1754 wurde das Verhör des Kardinals Retz dem Par-

den Dienſten, die er ihnen erwieſen hat, nicht ohne quälenden Kummer ihn aufs Schafot bringen würden.

Parlament durch ofne Documente vorgelegt, die unſtreitig als Vorgänger der im Jahre 1785 folgenden dienten. Aber drey Jahre nachher verwarf ein feyerlicher Ausſpruch das Urtheil, und beſtätigte die alten Rechte der Biſchöfe, nach welchen ſie nur von ihren eignen Metropolitanen können gerichtet werden.

Der Fall war das Verbrechen des Hochverraths, und alle Fodrungen der Krone giengen dahinaus, daß ein Verbrechen dieſer Art alle Vorrechte aufheben müſſe. Wenn weder der König noch der Staat in die Sache verwickelt ſind, ſo iſt das gewöhnliche Geſetz unſtreitig in ſeiner vollen Macht. Sie ſehen alſo Madame, wo alle der Lerm hinausgeht. Denken ſie inzwiſchen nicht, daß der geheime Siegelverwahrer und der Graf de Vergennes ungeſchickte Männer ſeyen; ſie wiſſen Beyde den Grund der Sache. Der eine iſt in den franzöſiſchen Geſetzen erfahren, der andre verſteht die römiſchen Geſetzgebungen; ſie alleine konnten die Sache ins Licht ſtellen, aber ſie ſind unſre Freunde. Gleiche Ausſichten, und gleiche Abneigungen lenken ſie. Sie wiſſen daß der Churfürſt von Mainz auf Widerruf dringen, daß Rom Anſprüche, und die Geiſtlichkeit Vorſtellungen machen, und ſelbſt der Kaiſer murren wird. Sie haben bisher geſchwiegen, und ſchienen der anſcheinenden Billigkeit, die Sache einem National Tribunal zu überlaſſen, nachzugeben. Wenn die Beſchwerden nicht ſtark genug ſind, ſo wird das Parlament den Proceß fortſetzen, daß es weder gegen Kläger noch Beklagte handeln wird. Wenn die Schwierigkeiten ſich häufen, ſo wird der König zurückziehen, welches um ſo mehr zu unſerm Beſten ſeyn, als verwickelter der ganze Proceß werden

den. Was ſoll ich dann thun, antwortete ich muthig, wenn ich weder den Kardinal noch die Königin beſchuldigen darf, ſo wird alles auf mich fallen. „In ihrer Lage würde ich die Wahrheit ſagen; ich ſehe nichts böſes darin, von der Königin Diamanten erhalten zu haben".

„Nein — aber es iſt Gefahr hierbey; denn dadurch iſt es verrathen, daß ſie das Halsband erhielt, und dies wollen ſie nicht geſtehen". — Ich ſah in dieſer Zeit überhaupt Niemand, als den Abbe Lequele, der öfters kam und mir ſagte, daß der Kardinal die Verzögrung ſeines Verhörs überdrüſſig ſey, und daß ſeine Geſundheit täglich abnehme. Ich beklagte mich meinerſeits mit mehrerm Rechte, und frug ihn ob es nicht möglich ſey, einen Zeitpunct zur Vollendung der Sache zu beſtimmen?

Es fiel mir eben ein, der Königin ſelbſt zu ſchreiben, ich theilte ihm meine Idee mit, die er billigte; und er übernahm die Beſorgung des Briefes ſelber. Ich ſchrieb in ſeiner Gegenwart ohngefähr alſo:

Madame,

Ohngeachtet meiner ſchrecklichen Lage, habe ich mich noch nie beklagt, alle die liſtigen Mittel die man brauch-

te

wird. Es wird dann der beleidigten Macht nur ein Opfer müſſen gebracht werden. Könnte nicht der Baron, der blos ein Agente war, als Oberhaupt entlaſſen werden können? Wir würden vollkommen triumphieren; alles Intereſſe würde wieder hergeſtellt werden, die Rache würde ſchweigen, — und gegenſeitige Feindſchaft aufgehoben ſeyn. Madame, die mitgetheilten Nachrichten müſſen ſie Zeitlebens als Geheimniß bewahren.

te Geſtändniſſe von mir zu erpreſſen, haben mich nur in dem Vorſatz geſtärkt, nie etwas zu ſagen, daß Ihnen Verantwortung verurſachen könnte. Ob ich mich aber gleich überzeuge, daß meine Treue und Distretion mir es leichter machen kann, mich aus den Schwierigkeiten zu winden, ſo geſtehe ich ihnen doch, daß die Unternehmungen der Familie der „Sklaven" mich furchten machen, daß ich ein Schlachtopfer werden muß. Drey monatliche angſtvolle Unterſuchungen, das kleinmüthige Gefühl meine Unſchuld angeklagt zu ſehen, hat meine Kraft ſehr geſchwächt, und läßt mich fürchten, daß ich nicht länger in meinem Entſchluß werde beharren können. Sie haben es in ihrer Gewalt, dieſen unglücklichen Proceß zu enden, wenn ſie nur machen daß B. die Unterſuchung bekommt. Sein Verſtand wird dem Miniſter befriedigen ohne ſie ins Spiel zu ziehen. Die Furcht mich zu einem völligen Bekenntniß gezwungen zu ſehen, zwingt mich die Mittel zu ergreifen, in Hofnung, daß ſie Madame Verfügungen treffen werden, durch welche dieſe unglückliche Sache geendet wird. Ich bin mit der tiefſten Ehrfurcht

Madame,
Ihre gehorſamſte Dienerin
Gräfin von Valois de la Motte.

den 13 April 1786.

Ich gab ihm den Brief zu leſen, er billigte ihn und ſchlug vor ihn dem Kardinal mitzutheilen. Da er ſo wohl wie ich bey der Vollendung der Sache intereſſirt

war

war, ſo ſchien mir der Vorſchlag billig, ich gab ihm den Brief, und zeigte ihm wie er ſicher unter drey Umſchlägen könne fortgebracht werden. Er ſteckte ihn in ſeine Taſche, und nach einer ſtundlichen Unterhaltung über verſchiedne Dinge, ſtellte er ſich weg zu gehen, denn ſtand er einige Zeit wie in tiefen Gedanken, und endlich ſagte er, daß es nach reiferer Ueberlegung ihm unmöglich ſey, den Brief zu beſorgen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, daß ihm auch ein Platz in der Baſtille angewieſen würde. Weil es allgemein bekannt ſey; daß er der einzige Menſch ſey mit dem ich ſpräche, ſo würde ihn jedermann im Verdacht haben, der Ueberbringer des Briefes geweſen zu ſeyn. Er gab ihn alſo zurück, wollte erſt mit dem Kardinal ſprechen, und jemand ausfindig machen, der den Auftrag mit weniger Gefahr übernehmen könne.

Dies war der Niederträchtige der durch ſchmeichelhafte Hofnungen ſich den Weg bahnte, mit mir zu ſprechen, und jedes unbewachte Wort zu nutzen.

Als die Unterſuchungen geendet waren, hatte ich die ſeltne Erlaubniß meinen Rathgeber Doillot zu ſehen, der, wenn gleich nicht von Natur unedel, ſchon vom Baron de Breteuil geſtimmt war, folglich alſo keine andre Betrachtungen erwog, als wie er den Kardinal auf den Block bringen und verhüten könne, daß die Königin in irgend etwas verrathen oder bloßgeſtellt werde.

Die Nachrichten, die er mir beym erſten Beſuche nach dem Schluße des Verhörs brachte, werden beweiſen,

ſen, wie viele Kunſtgriffe man verſuchte ihn mißzulei-
ten, und ihn zu verhindern ein zweytes Memorial auf-
zuſetzen. Weil er ſich von dem Reſultate des Verhörs
gerne hatte unterrichten wollen, war er zu den Depu-
tirten des General-Fiskal Herrn Laurencelle gegangen,
der nach vielen Weigerungen, und vorgeblichen Schwie-
rigkeiten etwas ſagen zu dürfen, endlich vorgab, ich
hätte alles geſtanden, wovon er ſchriftliche Beweiſe
habe; daß die Kleinmüthigkeit, in die ich nach dem
Geſtändniß verfallen wäre, es unmöglich gemacht hätte,
mich ſprechen zu laſſen; und daß ich vor einigen Tagen
dem Thürſchließer St. John in Finger gebiſſen hätte.

Doillot, über dieſe Nachricht erſtaunt, antwortete,
er könne es nicht glauben, nach allen was ich ihm ge-
ſagt, und den Schriften die ich ihm gegeben hätte.
Als ihn der Deputirte ſo unſchlüſſig ſah, und daß er
ſchon zu glauben ſchiene, was er ihm aufbinden mög-
te, theilte er ihm das Verhör mit, worin er mein Ge-
ſtändniß laß. Voll Erſtaunen und erzürnt, daß man
ihn ſo hintergangen habe ging er ſchnell im Zimmer auf
und ab, und fluchte denen, die ihn verleitet hätten,
meine Vertheidigung zu übernehmen. Als er etwas
ruhiger geworden war, und alle die Methoden über-
dachte, durch die man mich und ihn habe hintergehen
wollen; foderte er zum zweytenmal das Verhör zu ſe-
hen, um beſonders von meiner und der andern Par-
tien Unterſchrifft ſich zu überzeugen, aber Laurencelle
ſchlug es ihm durchaus ab. Da er nun einen Plan
ihn zu hintergehen vermuthete, der darauf angelegt
wäre

wäre ihn von mir zu entfernen, ſo ging er fort, in der Abſicht die Wahrheit zu erforſchen. Ohngeachtet aller Widerrede ſeiner Familie und Freunde kam er doch zu mir in die Baſtille, um zu erfahren was vorgegangen ſey. Sein ernſthafter forſchender Blick ſchien mir um ſo auffallender, da ich alles niedergeſchrieben hatte, was beym Verhör vorgefallen war. — Ich konnt mir denken, woher dieſe Verwandlung komme; endlich bezeugte er ſein Erſtaunen über meine Heiterkeit, und erzählte mir alles was in Laurencelles Hauſe vorgefallen war, nebſt den Nachrichten die umhergingen, was ich für ein Geſtändniß abgelegt hätte, und beſonders meine Wuth, in welcher ich den Thürſchließer in Finger gebiſſen hätte. Der arme St. John, der gegenwärtig war, konnte ſich nicht halten, er legte ein Zeugniß der Wahrheit ab, und ſagte, der Gouverneur, der von der Familie Rohan erkauft wäre, wäre der Erfinder dieſer Läſterungen; er wäre bereit ihm vors Geſicht zu treten, und ihm ſein ſchändliches Betragen von Anfang des Proceſſes an zu zeigen. Er fügte hinzu, ich ſey ſtatt zu wüthend zu ſanft, wäre er in meiner Lage, ſo würde er den Schurken nicht ſo milde begegnen können, ſondern ihnen die Augen aufſchlagen.

Hierauf überlieferte ich Doillot mein Verhör, welches ich nach jeder Seſſion ſorgſam niedergeſchrieben hatte. Er las ſie über, bezeugte ſeine Freude darüber und bat mich meinen Namen unter jede Seite zu ſchreiben, damit ihre Aechtheit nicht bezweifelt werden

 könne.

könne. Er verließ mich in voller Freude, und verſprach gleich alles drucken zu laſſen. Ehe ich ihn weggehen ließ, erzählte ich ihm erſt die Schlinge, die mir der niederträchtige Abbe gelegt hatte. Er antwortete mir darauf, ich würde am Ende mein Gehirn mit einer Menge ſolcher elenden Sachen verwirren; er freue ſich, daß mein Brief der Königin nicht wäre gebracht worden, weil er nur eine üble Wirkung würde hervorgebracht, und ſie mir zur Feindin würde gemacht haben, daß ich ein für allemal überzeugt ſeyn ſolle, daß ich mit Ruhm mich aus der Sache ziehen würde — Er ſchmiedete um die Zeit Memoriale, ſchrieb Briefe ohne Menſchenſinn, einfältige Verbindungen von Abſurditäten und Lügen; ließ mich in jeder Zeile verſichern, daß ich die Königin nie geſprochen hätte, und zwang mich es vor den Richtern zu betheuren. Meine natürliche und ſichre Ausflucht (die immer in meinem Herzen und auf meinen Lippen war) beſtand darin, zu ſagen, daß mich die Königin mit Gnadenbezeugungen ſeitdem überhäuft habe, als ich durch ein obengenanntes Ungefähr das Glück gehabt hätte, ihre Majeſtät für mich zu intereſſiren.

Als Doillot weggegangen war, kam der Abbe Lequele um zu hören, ob ich ihn den Brief an die Königin mitgegeben hätte. Als er hörte daß es nicht geſchehen war, ſagte er, ſie thaten recht, ich habe darüber mit dem Kardinal geſprochen, und er meinte, er würde durch die Hände des Baron de Breteuil gegangen ſeyn, der unfehlbar die Gelegenheit genutzt, und den Brief der Königin würde vorenthalten haben.

Ich

Ich bewahrte den Brief bis ich vor dem Parlament erſcheinen ſollte, feſt entſchloſſen, (wenn ich die Abſicht entdeckte, daß man mich aufopfern wolle) ihn beym Herausgehen fallen zu laſſen, welches nothwendig eine Erklärung würde veranlaßt haben, in die ich mich würde eingelaſſen, und die ganze Sache bekannt gemacht haben.

Unglücklicher Weiſe ſah ich mich aufgemuntert und mit Beyfall überhäuft, und zufolge der Hofnungen die man mir während dem Verhör machte gieng ich mit der Ueberzeugung zu Hauſe, daß ich den Proceß gewinnen würde. Als ich in des Gefangenwärters Stube zurückkam, erzählte ich ſeinem Weibe, die ſehr gefällig gegen mich war, alles was eben vorgefallen war, beſonders den Umſtand mit dem Briefe den ich ihr wieß. Sie rief ihren Mann, der über alle Maaßen erſchrack, die Thür hinter uns zuſchloß, und unmittelbar den Brief verbrante.

Aus allen was ich erzählte erhellet, daß ich faſt in dem Falle eines Kranken war, zu dem ein Arzt ſagte, wenn du ißt wirſt du an einer Indigeſtion ſterben, ein andrer, wenn du nicht ißt, wirſt du für Hunger ſterben. Die Sache war, daß ich ſterben ſollte; denn weil ich Schwerdt oder Gift vor mir ſah, wenn ich der Königin erwähnte, ſo that ich es nicht, und nannte ich ſie nicht, ſo lud ich die Schuld das Halsband geſtohlen zu haben ganz auf mich. — Und in der That, ſo wie es ſich zeigte, daß ſich der Kardinal entweder durch Verrätherey, oder Einfalt meines Sachwalters

retten würde, ſo ward es klar, daß ein Opfer fallen mußte, und dies war ich zu ſeyn beſtimmt. Es iſt zugleich auffallend und merkwürdig, daß beyde, Richter und Zeugen ſich vereinten, mir den letzten Streich zu geben. Der Inhalt der Verhöre (welchen das Publikum nie anders erfuhr, als durch die treuloſe Erzählung des unverſchämten Rechtsgelehrten Target) würde das Herz mit Schrecken erfüllen, wenn die Urkunden dem Auge eines jeden vorgelegt wären. Ich will einige wenige Stellen anführen, die ich nicht vergeſſen konnte.

Wir müſſen eines bereits erwähnten Umſtandes nicht vergeſſen, der nun allgemein bekannt iſt, daß weder bey den vorläufigen Erkundigungen, noch bey den Verhören, weder ich noch der Kardinal die Wahrheit ſprachen, wovon die Urſache ſich leicht einſehen läßt — nemlich, hätten wir es gethan, ſo verloren wir unſer Leben. Weder der Kardinal noch ich durften die Königin nennen. Was konnten wir als ſagen, das der Wahrheit glich? — Zweytens, wie ich ſchon oben bemerkt habe, daß wir beyde zur Unwahrheit vorbereitet waren, ſo waren unſre Behauptungen, Erklärungen und verſchiednen Reden, ein richtig kalkulirtes Spiel, wobey offenbar, wenn man die unendliche Verſchiedenheit unſrer Stationen betrachtet, der Vortheil nicht auf meiner Seite ſeyn konnte. Denn gegen wen ſpielte ich in der Hinterhand? gegen eine große Königin, und einen mächtigen Kardinal! War es möglich das Evidenzen von der Art, wie ſie bey dieſer Sache ſich zeigten, einen Augenblick zwiſchen mir, und einer der andern Parteyen

wanken

wanken ſollten? — Und in der That was war die Folge? daß bey alle den Zeugniſſen, die durch große Koſten erkauft wurden, Beweiſe von Betrug und Beſtechungen mir in die Augen fallen? Ich bitte den Hrn. Düpuis de Marce, den Anwald dieſer ungerechten Verfolgung, um Verzeihung, daß ich ihm der ſchändlichſten Betrügereyen überführen muß. Ich will mich nur auf einen Umſtand berufen, auf die Ungerechtigkeit des Urtheils, welches alle mir angethane Ungerechtigkeiten krönet. Ihre Majeſtät war eine mächtige Königin, und der Kardinal ein mächtiger Prinz; ich aber hatte nichts als den Namen Valois um mich irgend wichtig zu machen. Man hat geſehen, wie ich ein Opfer des Unglücks ward, wie ich durch den Rath, den mir die Bosheit meiner Feinde und das Intereſſe, das ich erregt hatte, an die Hand gab, beydes von Freunden und Feinden mißgeleitet wurde. Es bleibt mir nur übrig zu zeigen, wie das gegen mich abgelegte Zeugniß verfälſcht war, und welches der Betrug iſt, deſſen ich den Anwald beſchuldigte. Indem ich Data des erſten angebe werden zugleich Beweiſe für das letztere daraus erhellen.

Zuerſt alſo, da ich dem niederträchtigen Lequele beſondre Umſtände der Sache anvertraut hatte, welcher als Spion des Gouverneurs, und eine Kreatur des Kardinal ein um ſo mehr gefährlicher Vertrauter war: ſo zeigte der Erfolg, daß er zu gleicher Zeit dem Conſulenten des Kardinals, und ſeinem eignen Patron dasjenige mittheilte, was ich ihm über Billette und

dem Mädchen Olivia geſagt hatte, und daß zufolge meines unvorſichtigen Schrittes die Rohans das Anſehn ihres Freundes von Vergennes brauchten, um dieſe beyden Perſonen gefangen nehmen zu laſſen, um ſie zu unterrichten, und ſie ausſagen zu laſſen, was ihrem Zwecke angemeſſen ſeyn würde.

Kaum war Villette in die Baſtille gekommen, als ſie ihm ſeine Sicherheit gewiß machten, und ihn mit den Mitteln verſahen, indem ſie ihm die Idee an die Hand gaben, an den Grafen von Vergennes zu ſchreiben, der natürlich bey der Sache intereſſirt zu ſeyn ſchiene. Er ſchrieb alſo dieſem Miniſter daß er ihm äuſſerſt wichtige Dinge zu ſagen hätte, die er nur ihm ſelber anvertrauen könne. Der argliſtige Staatsmann, der dieſen Plan angerathen hatte, aber mit der Ausführung nichts zu thun haben wollte, ließ ihm weiß machen, daß er unmöglich Audienz erhalten könne, ſondern daß er mit gleicher Sicherheit, alles dem Gouverneur anvertrauen mögte. Er könnte es eben ſo gut dem Kardinal und ſeinem Conſulenten geſagt haben.

Da Villette ſich nicht entdecken wollte, ſo rieth man ihm einen zweyten Brief an Vergennes zu ſchreiben, und alle ſeine Geheimniſſe treu zu geſtehen. Er antwortete er wolle es gerne thun, fürchte aber die Königin zu verrathen. Wohl antworteten ſie ihm, verrathet ſie nicht — könnt ihr nicht ihren Namen auslaſſen, und jedes andre das ihr wißt erzählen? — Als er in Verlegenheit zu ſeyn ſchien, benahmen ſie ihm die Mühe ſeine Anzeigen anzuordnen, denn gleich Tages

ges darauf überreichte man ihm einen Plan davon. Sie zeichneten ihm die Geſtändniſſe aus, die er vermeiden müßte, gaben ihm andre dafür an die Hand, und eben ſo wie der Baron de Breteuil, der Graf d'Adhemar, der Commiſſär Chenon, und andere, die ſich Anhänger der Königin nannten, meinen Gemahl und mir riethen, alles auf die Rechnung des Kardinals zu ſchreiben; ſo ſagten die Anhänger des Rohans den Zeugen, die ſie unterrichteten, „legt alle Schuld „auf die Gräfin de la Motte". — Aber man wird mich fragen, was für Beweiſe dieſer Behauptungen ich habe? — ſie können erdichtet ſeyn — Was für Beweiſe? Viele könnte ich anführen, aber einer ſey hinlänglich. Er iſt dieſer. In was für einem Lichte man die Sache betrachten mag, ſo war Villette, laut ſeines eignen nachmaligen Geſtändniſſes, einer Art Betrügerey ſchuldig, welche, wenn gleich keine Kapital-Strafe, doch eine gewiſſe Züchtigung verdiente. Ward er gezüchtigt? Nein — im Gegentheil ſeine Umſtände wurden beſſer, er bekam Gehalt, mit einem Worte er ward belohnt! — wofür? — für die Gelehrigkeit, mit der er drein willigte von der Königin zu ſchweigen, und jede ſtrafbare Sache mir ſchuld gab. Bedarf es noch eines weitern Beweiſes einer ſchändlichen Beſtechung? — So gut ich bis auf den kleinſten Umſtand unterrichtet bin, wie die ungerechte Handlung betrieben wurde, ſo thut es mir leid, daß ich es ſagen muß von wem ich meine Nachrichten erhielt; was ich aber in dieſen Memoirs nicht aufklären mögte, geſchicht aus Vergeſſenheit.

Ich ſage alſo, daß mein Gewährsmann dieſer Erzählungen der Ritter Dů Půget iſt, der königliche Lieutenant der Baſtille, der von allen dieſen niedrigen Kabalen des Gouverneur Zeuge war. Sein Unwille hierüber bewog ihn, mir die Sache mitzutheilen, damit ich dadurch mich zu meinem Beſten unterrichten könnte. Einer Unterſuchung über dieſem Villette zufolge, brachte ich Ihn zum Geſtändniß der Sache, und da ich ihm die Bemerkung machte, daß den Gouverneur ausgenommen, noch andre Perſonen wären, die ihn beredeten dieſe und jene Umſtände zu geſtehen, ſo war er ſo ehrlich mir zu ſagen, es iſt wahr, es ſind die beyden Herren", und wieß auf den Gerichtshalter und den Sekretär. Wie wunderbar war die Ehrlichkeit dieſes Gerichthalters! — ich weiß nicht was ihn dazu brachte; aber ſie hätte von großem Gewicht ſeyn müſſen, wenn ſie die Schande, die er auf ſich ſelber brachte hätte überwiegen ſollen. Ich werde mehr als einmal auf ihn zurückkommen. Ich bitte um Erlaubniß einige Worte von der armen Olivia ſagen zu dürfen. Zuerſt muß ich bemerken, ſie war ſo einfältig, ſo einfältig, daß alle Ränke der Launay's *), der Puis de Marce's **), und der Fremin's ***) ſie niemals dahin bringen konnten, ja ſtatt nein zu ſagen, weiß ſtatt ſchwarz, und daher blieben alle ihre Ausſagen und Verhöre

in

*) Gouverneur der Baſtille.

**) Der Gerichtshalter.

***) Der Sekretär.

in der Baſtille vergraben. Sie konnte nie die natürliche Einfalt ihrer Erzählungen ablegen; aufrichtig erzählte die das Abendtheuer bey grünen Baum, und behauptete feſt, die Königin ſey zugegen geweſen. Vergeblich bedeuteten ſie ihr, daß Furcht ſie einen Gegenſtand mit dem andern hatte verwechſeln laſſen, daß ſie durch die Dunkelheit der Nacht hintergangen ſeyn mochte, kurz daß ſie ſtock blind ſey — Olivia merkte nicht daß ihr die Antworten im Mund gelegt wurden, ſie beharrte ſteif und feſt, und ihr letztes Wort war: „ich bin meiner Sache gewiß, daß „ich die Konigin hörte, und ſah, und daß ſie mit „mir ſprach“ Man wird leicht einſehen, daß man keine Mühe ſparte ſie zu bereden, wenn ſie mit mir abgehört werden ſollte; es war unmöglich, die Worte die ſie vor mir ſprach zu vernichten, wie auch die Fragen ſeyn mochten, und daher furchteten ſie ſich, ſie zu Worte kommen zu laſſen. Um dieſer Inkonvenienz zuvorzukommen, glaubte der Richter die Sache vermeiden zu können, wenn er ihr die Fragen ſo vorlegte, daß ſie nichts zu thun hatte, als durch ja und nein zu antworten. Ich ließ mir dies nicht entgehen, ſondern foderte von Herrn Dupuis de Marce „ſie reden zu laſſen, und nicht als Mundſtück zu gebrauchen.“ Er ward roth, gerieth in Wuth, fuhr wie ein Beſeſſner auf, und endete die Seſſion!!! — Im Vorbeygehen muß ich bey dieſer ſo ſchnell geendeten Seſſion bemerken, daß ers nie anders machte, ſondern täglich zu dieſem Mittel ſeine Zuflucht nahm. Wenn der Kardinal in ein Dilemma verwickelt war, und der

würdige Gerichtshalter oder der Sekretär Fremin ihm nicht durch bedeutende Blicke Stillſchweigen, oder Antworten zuwinken konnten, ſo entließen ſie ſogleich die Seſſion. Ein andermal wenn ſie mich in Hitze gerathen, und bereit ſahen, den Kardinal durch ein un-unwiderſprechlich Argument zu überführen, pflegten ſie mich zu beſänftigen, ſtellten ſich als wollten ſie mich zufrieden ſtellen, blos um den Faden meiner Rede zu verwirren, den ich nicht wieder anknüpfen konnte, weil ſie auf mich eindrangen meine Ideen verwirrten und mir zur Beſinnung keine Zeit ließen. — So war es nicht der Fall mit dem Kardinal; ſie pflegten mitten in der Rede zu unterbrechen. Ich habe ofte den Gerichtshalter, und den Sekretär Fremin feuorroth im Geſichte aufſpringen geſehen, und zum Kardinal ſagen gehört, „ſchweigen Sie — Sie haben kein Gedächt-„niß, Sie widerſprechen dem was ſie ein andermal „ſagten. — Die Herren hatten noch ein ander Mittel. Alles was zum Beſten des Kardinals geſagt ward, mit unglaublicher Eile und Genauigkeit aufgezeichnet; wenn ſie aber auf den geringſten Umſtand ſtießen, der ihn hätte entblößen können, ſo zwang man mich ſelbſt mit Heftigkeit, mich darüber zu äuſſern, damit es der Regiſtrator niederſchreiben könne, der inzwiſchen noch Mittel fand mich zu verwirren. Es iſt Thatſache, daß bey einem zweyten Durchleſen der Ausſagen, oder perſönlich gemeinſchaftlichem Verhöre, ich ſie öfters verändert fand, und wenn man mir auf meine Vorſtellungen nicht antwortete, ich öfters aufſtand und erklärte „ich würde nicht mehr zuhören, denn ſeit ſolche Herrn meine

„ne Sache unterſuchen ſollten, ſo könnten ſie auch ohne „meine Gegenwart mein Urtheil beſchließen.“

Zu einer Zeit hielt ich meinen Entſchluß eine ganze Woche, und konnte nicht anders als durch dringendes Anſuchen von allen Seiten bewegen werden, zu den Opferaltar, wie ich es nannte, zurück zu kehren. — Bey dieſen Auftritten voll Ungerechtigkeit war es, daß dieſe elende Menſchen es wagten mich ein gottloſes Weib zu nennen, und ich verdanke ihnen einen Namen, welchen ein Vorurtheil, durch ihre Aufführung veranlaßt, mir zu ofte auferlegt hat. Gewiß dies Beywort muß auf meine Ankläger zurückfallen, auf die welche nicht zufrieden mit alle den Betrügereyen und Ränken, die ich erzählt habe, dennoch die Bosheit beſaßen, die Acten zu ändern und zu verfälſchen, ihre Stempelbogen hinzufügten, andre wegnahmen, wies ihnen beliebte, herausriſſen, was ihnen zuwider war, und nie geſprochne Reden hineinſetzten. Ich hörte einmal ganz deutlich den ehrlichen Dupuis de Marce zum Sekretär ſagen: „ſetzen ſie ihre Zeilen etwas weiter von einander.“ Ich bitte um Erlaubniß einen andern Taſchenſpieler Betrug erzählen zu dürfen. Ich hatte eines Tages ſtandhaft darauf gedrungen, daß etwas wichtiges niedergeſchrieben werden mußte, das dem Kardinal entwiſcht war. Der Regiſtrator gab mir zur Antwort, er hätte keinen Raum übrig, er wolle es aber in der nächſten Acte bemerken. Ich ließ nicht nach bis er's am Rande angemerkt hatte, aber man ſorgte dafür, meine Unterſchrift nicht zu fordern.

dern *). Zwey Tage darauf überreichte man mir ein Papier zur Unterſchrift, zu gleicher Zeit beym Verhör des Tages. Als ich es durchſah, fand ich es war daſſelbige, an welches ich die Note hatte anhängen laſſen, aber die Note war nicht mehr zu ſehen. Ich beklagte mich über ſolche betrügeriſche Streiche, man antwortete mit argliſtigen Argumenten, und die Note wurde nicht wiederhergeſtellt.

An einem andern Tage war ich in der That gottlos, wie mich dieſe Leute zu nennen pflegte. Sie verhörten mich mit Caglioſtro, und dieſer Marktſchreyer, ſo grob, und ſo ſchamlos wie er iſt, unterſtand ſich unſchick-

*) Der Kardinal hatte bey verſchiedenen Gelegenheiten behauptet, er hätte mir durch ſeinen Schweitzer Portier, und ſeinen Kammerdiener, vier, fünf, und ſechs Louisd'or in Karten zugeſchickt Als er eines Tages durch das Rauſchen einiger Papiere, welches ich in meiner Taſche machte erſchreckt wurde, und ſeiner vorigen Ausſagen vergaß, ſagte er, er wiſſe gewiß, daß ich in zwey Terminen an fünfmalhundert tauſend Livres erhalten hätte, die ſeinen Notar in die Hände gegeben worden wären. Ich ließ ihn zu Ende reden, bemerkte aber drauf den Widerſpruch, und zeigte ihm, wenn er gewiß geweſen wäre, daß ich fünfmalhundert tauſend Livres erhalten hätte, ſo wäre es ſehr unwahrſcheinlich, daß er mir zu wiederholten malen fünf oder ſechs Louisd'or geſchickt hätte. Ich foderte vom Regiſtrator, die Ausſage nieder zu ſchreiben. Weil er nun vorgab, es wäre kein Raum mehr da, er wolle es das nächſtemal aufſchreiben, ſo ließ ich es auf den Rand anſchreiben.

ſchicklicher Reden gegen mich ſich zu bedienen, welches Herrn Dupuis de Marce zum Verwundern unterhielt. Ich machte der Scene bald dadurch ein Ende, daß ich dem Quackſalber etwas heimlich ſagte, und mich drauf an den Herrn Regiſtrator wandte, und ſagte, wenn er Luſt hätte die Entwickelung des Poſſenſpiels erhabner zu machen, ſo mögte er mir doch einen Beſenſtiel anſchaffen. Bey dieſer Gelegenheit entdeckte ich ein neues Stück der Bosheit von der Verſchwörung gegen mich. Caglioſtro rief in Wuth mit ſchäumenden Munde mir zu. „Er wird kommen, dein Billette, er wird kommen; er iſt es der ſprechen wird.“ — Vom was wußte er? — Wie wußt er es? — Woher wuſt er es! — Es war die Zeit des Fragen und Antwerten. Ich ſah keine lebendige Seele, und dieſer elende Caglioſtro wußte alles? Bedarf es noch eines auffallendern Beweiſes der ſchändlichen Verſchwörung die unter dem Beklagten, den Verfolgern, den Zeugen und Richtern ſtatt fand? *)

Ich

*) Mein Rencontre mit Caglioſtro entſtand durch eine noch lächerlichere Veranlaſſung. Er läugnete hartnäckig die Cabaliſtiſchen Poſſen in des Kardinals Hauſe geſpielt zu haben, beſonders die daß er meiner Niece die Königin in einer Flaſche gezeigt hätte, begleitet vom großen Cophti, und dem Engel Michael, welche ihrer Majeſtät die Nachricht brachten, ſie ſolle einen Sohn gebähren ꝛc. Als ich bey dieſer Gelegenheit den zwey und dreyſigſten unten angeführten Brief geſehen hatte, ſagte ich ihm, ich wiſſe wie ſehr ihn die Königin verachte, daß ſie ihn einen bloßen Quackſalber, einen Betrüger nenne, kurz ich ſagte ihm die Ausdrücke der Verachtung mit den ſie

es

Ich weiß nicht, wohin mich meine Rückerinnerung füh-
ren würde, wenn ich alle die Ideen entwickeln ſollte,
von

es dem Kardinal abgeſchlagen hatte Caglioſtro zu ſe-
hen. — „Apropos" ſagte ich zu ihm, „Großer Corhti,
„hat ihre Gebetformel ihre Wirkung gethan? Wenn ſie ſo
„viel Kraft hat, warum brauchen ſie ſie nicht um aus die-
„ſem Orte befreyt zu werden?" Auf dieſe Worte gerieth
er in Wuth, und ſprach impertinent. Der Regiſtrator
frug was der Zweck dieſer Formel ſey? ich hatte ihn ſchon
lange genug unterhalten, ich hielt es alſo nicht für gut
ihm ferner genug zu thun, ich antwortete alſo, daß mich
Caglioſtro vollkommen verſtehe, und dies war hinreichend;
ich will aber dem Publikum mehr Höflichkeit erweiſen.
Die Wahrheit iſt dies. Als ſich die Königin in dem un-
ten mitgetheilten Briefe, über das Betragen der Polig-
nacs beklagte, ſo ſagte Caglioſtro dem Kardinal, der ihn
um Rath frug, wenn ihm nur ein Finger ſchmerzte, „er
„habe ein Geheimniß wie man überläſtige Leute loswerden
„könne," und gab ihm zwey Gebethformeln mit der Anwei-
ſung wie ſie zu nutzen wären. Des Prinzen erſte Sorge
war, ſie der Königin zu überſchicken, ihr den Gebrauch
derſelben zu empfehlen, und dem ganzen zu glauben. Ich
hatte den Auftrag die koſtbaren Amulete zu überbringen,
und die Königin theilte ſie mir mit lautem Gelächter mit,
und frug ob der Kardinal unklug würde, oder ſie für
wahnſinnig hielte? Ich erinnere mich nicht der Worte die-
ſer Formeln, wohl ihres Gebrauches. Eine mußte unter
die linke Bruſt gelegt werden, die andre in die Taſche an
derſelbigen Seite, und wenn die Könige Luſt hätte, daß
einer vor ihre Füße fallen ſolle, ſo brauche ſie nur ihre
beyden Hände auf die beyden Formeln legen und ſie aus-
ſprechen, und dem Augenblick würden ſich alle zu Boden
werfen

von den meine Seele voll iſt. Wenn ich ietzo bedenke, daß ich dem Leſer mit dem tollen Detail einer ſo verwickelten Unterſuchung viele Langeweile muß gemacht haben, ſo ſehe ich mich mit einer Menge falſcher Zeugen umgeben, die, wie unangenehm es ihnen auch ſeyn mag, einen gewiſſen Winkel in meinen Memoirs auf zu ſuchen ſcheinen.

Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen ein Wort von der verwitweten Königin, der ſchuldloſen Dû Barre zu ſagen. Dies Weib zeigte ich wäre in ihrem Hauſe geweſen, und hätte ihren Schutz mir erbeten, und ich hätte ihr ein Memorial gelaſſen, mit der Unterſchrift, Mary Antoinette de France. Die Sache iſt die. Ich ließ mich einmal in einem guten Wagen mit vier Pferden blos aus Neugierde zu ihr fahren, in der Zeit, da mich ſchon ihre Königlichen Hoheiten Madame, und Madame Gräfin d' Artois in ihren Schutz genommen hatten. Da ſie mir zu erkennen gab, daß ſie glaube der Stamm der Valois ſey erloſchen, gab ich ihr ein Memorial worin meine Genealogie geſchrieben war, mit der Unterſchrift, Mary Antony D' Ozier de Serigny, Richter des franzöſchen Adels. Dies hatte ihr gefallen in Marie Antonette von Frankreich zu verwandeln, und meine Unterſchrift daraus zu machen. Als ſie mit mir abgehört wurde, ließ ſie es

ſich

werſen, alle würden zu ihrem Befehl und Willen ſeyn. — Die Königin lachte darüber und ſagte, „ich kann es ſehr wahrſcheinlich einmal verſuchen."

ſich einfallen eine Mine der Erhabenheit und Inſolenz anzunehmen. Ich eilte ſie in den rechten Platz zu ſetzen, und ließ ihr den Unterſchied unſrer Geburt merken. Worauf ſie ausrief „Es iſt ſehr hart daß ich hierher kommen mußte, um von Madame gedemüthigt zu werden. Hierauf antwortete ihr der Anwald laut genug daß ichs hören konnte, „ſehr wohl Madame, glauben ſie es nicht, ſie werden nächſtens Genugthuung erhalten, ſo iſt es deutlich, daß der Plan dieſer Leute kein Geheimniß war.

Ich bitte Madame Du Barry um Verzeihung, wenn ich ſie in ſo übler Geſellſchaft nenne, aber in Wahrheit, der Name de Brünniere iſt der, welcher mir unmittelbar nach ihr einfällt.

Dieſer Gefreite der Policey bezeugt, daß er in der Hand eines Juden (den Namen habe ich vergeſſen) einige Diamanten geſehen habe, welche Herr Villette ihm zum Verkauf gebracht hatte, und wenigſtens ſo groß geweſen wären, als ſein Daum. — Man muß wiſſen, daß Herrn Brünnieres Daum, ſo breit wie eine halbe Krone iſt. Dies ſind dieſelben Diamanten, die in Paris an den Juwelier für funfzehn tauſend Livres verkauft wurden. Der ehrliche de Brünniere war durch des Juden Zeugniß überführt.

Da ich ein genau Verzeichniß aller meiner Diamanten, und der meines Mannes eingegeben hatte, foderte man auch eines von meiner Kammerfrau, in der Hofnung es würde von dem meinigen verſchieden ſeyn. Der Gerichtshalter, den es beunruhigte daß

ſie

ſie ſo übereinſtimmten, ſuchte liſtiger Weiſe ſie zu bereden, die Größe einiger Diamanten zu erheben; aber ſie handelte nach rechtſchafnen Grundſätzen, über die der Policey-Bediente nicht Herr war, ſie beſchrieb daher alle unſre Juwelen wie ſie würklich waren.

Zu den Genannten will ich noch einen ehrlichen Mann hinzufügen! Regnier, mein eigner Juwelier, brachte ein Verzeichniß von Diamanten die er von mir für hohen Preiß gekauft hätte. Da ich die Büberey merkte, foderte ich ſeine Bücher zu ſehen, aber dieſe Genugthuung konnte ich nie erhalten. Grenier, der mit la Porte wegen des Finanzproiectes deſſen ich im erſten Theile dieſer Memoires erwähnte, zu mir gekommen war, hat ſo wie der Franziskaner M'Dermot ein ſehr langes Verzeichniß eingereicht, das der Rechtsgelehrte Target gemacht hatte, welches noch auffallender war, und einen großen Grad von heimlichen Verſtändniß verrieth. Grenier iſt ein Mann von eingeſchränktem Verſtande und kann keine ſo gut geſchriebne Schrift zu Stande bringen. Er wollte beſonders damit beweiſen, daß ich ihm geſagt hatte ich ſpräche die Königin und daß ich ihm Briefe gezeigt hatte, die ich von der Königin erhalten zu haben vorgegeben hätte, mit der Aufſchrift, an meine **Kouſine die Gräfin von Valois.**

Welche Abſurdität! —

La Portes Zeugniß iſt einige Umſtände ausgenommen das nehmliche. Der Baron Planta bewies ferner daß ich die Königin beſucht hätte, indem er behauptete,

mich zu ihrer Majeſtät Zimmer begleitet, und unten an der Treppe auf mich bis zu meiner Rückkunft gewartet habe; er fügte noch hinzu, daß er von einigen Summen wüßte, die ich von der Königin erhalten hätte. Ich gab mir keine Mühe des Barons Zeugniß zu unterſuchen, der nicht merkte, daß es gerade der Ausſage des Kardinals widerſpreche. Der Gerichtshalter und Secretair verhielten ſich ſtill, indem ſie ſich einbildeten daß mein Gedächtniß nicht ſtärker wäre als das des Barons; als ſie aber ſahen, daß ich ihrer Verſtellungen ungeachtet darauf beſtand, daß es ſolle niedergeſchrieben werden, ſo ergrimmten ſie über den Baron, und verſagten mir die Genugthuung. Ueber dies Betragen erzürnt brach ich in Wuth aus. Wenn ſie beſchloſſen hätten, ſagte ich, mich zu verdammen, ſo mögten ſie es thun ohne mich weiter zu hören, ich würde nie wieder erſcheinen. Ich erwähnte ſchon oben der Verſprechungen und Bitten des Gerichtshalters, um mich wieder in den Verhör Saal, oder vielmehr den Saal der Verdammung zu locken.

Bohemer erwähnt in ſeinem erſten Memorial an die Königin meines Namens gar nicht; ſein Zeugniß zielt vielmehr auf meine Unſchuld; aber ich muß ihm vorwerfen, daß er nicht alles erzählte was er wußte. Ein Mann mit Namen Pagan gieng eines Tages mit ihm nach ſeinem Landhauſe, als ſie vor der Baſtille vorbey kamen, ſagte er „des Kardinals Leben war in „meiner Hand, ſein Schickſal hieng von mir ab, aber „ich ſagte nichts: man glaubte ich hätte Groll auf je-

„ne

„ne dort (er meinte die zu Verſailles) geworfen, ich glaubte ich würde meine Stelle verlieren aber ſie wiſſen, alles iſt endlich vergeſſen.

Pater Loth, ein Franziſkaner Mönch, ein anderer ausgemachter Schurke, der mir die größten Verbindlichkeiten ſchuldig war, und dem ich die Beſorgung aller meiner Angelegenheiten bey meiner Abreiſe von Paris überließ, war der Mann, der den heftigſten Eifer für das Haus Rohan bewies. Er hatte mit dem Franziskaner M'Dermot einen Plan, ſich ſäkulariſiren zu laſſen, und er glaubte dies nicht ſchneller erreichen zu können, als wenn er falſche Zeugniſſe und Ausſagen hervorbrächte, die ſelbſt gegen den Menſchen Verſtand liefen. Als ich hörte daß er eine junge Perſon zu einem falſchen Zeugniß gegen mich hatte bereden wollen, foderte ich, daß ſie mit mir vorgefodert werden ſolle; ſie kam und geſtand das Geſchehene.

Dúpúis de Marce konnte ſeinen Unwillen nicht verbergen, beſonders als er hörte, daß ich ihm Dienſte erwieſen hatte. Es ſcheint als hätte er von dieſer Zeit ſein ſchändliches Betragen verheimlichet, denn von nun an war er verachtet und verlaſſen von jeder Mann.

Von allen dieſen Zeugen, die gegen mich aufgebracht waren, wagte es keiner (Herrn de Villette ausgenommen, der mich anklagte ich hätte zur Unterſchrifft Maria Antonette von Frankreich beredet, wovon ich oben die Wahrheit erzählt habe einen Stein von dem Halsband beſitzen zu wollen, wie wurde ich alſo des Diebſtahls verurtheilt? — Welche Beweiſe unterſtützten die Beſchuldigung? — Keine. Herr St. James, deſ-

 ſen

ſen Zeugniſſe ſehr ſpecielle Facta enthielten, und Bohemar, waren zwey fürchterliche Zeugen gegen den Kardinal. Der eine ward für einen Narren erklärt, der nicht wüßte was er ſage, der andre für einen Dieb, der eine Sache für die andre fälſchlich verſtanden hätte; ja der Kardinal zeigte dieſen beyden Leuten (nach ihrer eignen Ausſage) Briefe von der Königin, und ſagte er hätte in ihrer Majeſtät Händen ſechs hundert tauſend Livres geſehen, die er nicht gerne auf ſich nehmen wolle. Wenn Strafen nicht die Wahrheit gehemmt hätten, würden wohl die Lippen, die ſie zu reden ſtrebten, ſo weſentliche Umſtände ſo gering ſie waren übergangen haben? — Wo zu nützen dann die Zeugen? — man erlaube mir zu unterſuchen was das für Vertheidigungsſchriften waren welche der Kardinal publicirte, um die Eindrücke die er fürchtete zu vernichten, die natürlich von einer Menge ſolcher Thatſachen entſtanden. Wir haben geſehn daß ein gewiſſer Juwelier, Jefferys in Picadilly, meinem Gemahl der ihm eine Quantität Diamanten brachte, vier tauſend Guineen in Terminen zahlbar anbot, welches er nicht annahm. Dieſer Jefferys, der ſich ärgerte daß er mit Gray einen Handel geſchloſſen hatte, ergriff die Gelegenheit ſich an ſeinen Amtsbruder dadurch zu rächen, daß er auf Carbonnieres Anſtiften eine falſche Anzeige hervorbrachte, wodurch er Grays Rechtſchaffenheit angreifen wollte, weil er geſtohlene Diamanten gekauft hätte. Jefferys ſagte anfänglich er ſey gleich mit den Diamanten in der Hand ins Gericht gegangen und habe es angezeigt, er habe die Diamanten wiedergegeben, weil er ſie bey der Ueber-

zeu-

zeugung, daß ſie geſtohlen wären, nicht habe kaufen wollen. Dies Zeugniß ward nach Paris geſchickt, und von einem ehrlichen franzöſiſchen Notar, Namens Dubourg unterzeichnet, der von dieſer Zeit an das Original niemals vorzeigen wollte, unter dem Vorwande er hätte es nach Paris, geſchickt und nehme niemals Abſchriften von ſolchen Sachen. Ein Notar, und nehme keine Kopien von abgethanen Geſchäften!!! *) So bald Jefferys gehört hatte, daß mein Gemahl mit Gray einen Handel geſchloſſen hatte, ſo wandte er ſich von neuem an ihn, und ſagte ihm, er würde ihm größern Profit gegeben haben, wenn er gewußt hätte, daß er Juwelen zum Gegentauſch angenommen hätte, und frug ihn, ob er noch mehr Diamanten hätte? Herr de la Motte gab ihm was er noch übrig hatte, als er aber fand daß er ſie zu eben den Mann getragen hatte, mit dem er den vorigen Kauf geſchloſſen hatte, ſo nahm er ſie ihm wieder ab, und ſchloß den Handel mit dieſem Manne ſelbſt.

Als der Graf de la Motte nach London zurückkam, gieng Jefferys zu ihm, und verſicherte ihm, daß ſeine

*) Dieſer Dübourg, den die Familie der Rohan für ſeine bereitwillige Dienſtfertigkeit, doch nicht hätte verlaſſen ſollen, war kürzlich genöthigt die Herren d' Arragon und Bartholemy um zwey Guineen zu bitten, womit er ſich nach einen Mönchskloſter ſchaffen könnte, um dort die Kutte zu nehmen. Auf das Zeugniß dieſes Mönchs brachte die Familie Rohan Vertheidigungsſchriften zum Vorſchein, um ihre ungerechte Sache zu decken, die alle von eben dieſem Dübourg aufgeſetzt waren.

Anzeige ganz anders ausgelegt worden wäre, als ſeine Abſicht geweſen war, und frug ihn ob er noch einige Diamanten hätte, um ihm zu beweiſen daß die vorgeblichen Zeugniſſe falſch ſeyen, wolle er ſie ihm abkaufen. Der Graf gab ihm abſichtlich einen Ring von etwa hundert Guineen am Werth; Jefferys brachte ihn einige Tage darauf wieder und wollte drauf handeln. Meines Gemahls Abſicht war gar nicht ihn zu verkaufen, ſondern er wollte ſein Betragen blos prüfen, ſo entließ er den Juwelier, und zahlte ihn blos zwey Guineen für ein paar Schnallen.

So war das wahre Betragen desjenigen der zuerſt Rechtfertigungsſchriften verfaßte, ich ſchreite nun zu dem zweyten.

Gray, der eine Nachricht von den verſchiednen Handeln gab, die mein Mann mit ihm gemacht hatte, ſagte, er wäre überzeugt, daß mein Gemahl für niemand anders als ſich ſelber verkauft hätte, und daß er niemals weder der Königin noch des Kardinals Namen genannt habe. Dieſe Ausſage, die zwar mit der Wahrheit übereinſtimmte, war uns dadurch zuwider, daß ich hatte ausſagen müſſen, daß mir der Kardinal Diamanten zum Verkauf für ihn gegeben, und daß ich ihm den empfangnen Preiß ausgezahlt hätte. Man füge zu dieſen beyden Ausſagen noch die des Franziskaner M' Dermot hinzu, ſo werden ſie die volle Subſtanz der Rechtfertigungs Schriften enthalten, auf die man ſich ſo ſehr beruft.

Schon oben bezeigte ich meine Furcht ich würde nie mit meiner Schrift zu Ende kommen. Mein Gedächtniß giebt mir noch einige wichtige Data her, aber ich will nur das auffallendſte davon wählen, und glücklich ſeyn, wenn ich die übrigen vergeſſen kann, ſo wie ich ſie den Augen des Leſers entziehe.

Während der letzten Unterſuchung nahm mich Herr Titon de Villotran bey der Hand, und ſagte mir, „meine theure Gräfin glauben Sie mir und ſprechen „Sie die Wahrheit, es iſt das einzige Mittel wodurch „Sie ſich retten können; wir haben volle Beweiſe, „daß Sie die Königin zu beſuchen pflegten, warum „wollen Sie es nicht geſtehen? ſeyn Sie überzeugt, was „ich Ihnen ſage iſt zu Ihrem Beſten." — Mein Conſulent und jedermann hatte mich ſo in Furcht erhalten, und überredete mich zu der Zeit beſonders ja den Namen der Königin zu verſchweigen, daß ich ſo ſchwach war ihrem Rathe unumſchränkt zu glauben.

Was Mademoiſelle Dorvat betrift, ſo ward ſie kurz darauf, als mein Unglück anfing in die entfernteſte Provinz fortgeſchaft worden. So lohnte die Königin ihren innigſten Vertrauten.

Ich will dem Leſer mit der Erzählung mehrerer ſolcher Thatſachen keine Langeweile machen, die einzeln genommen nicht hinlänglich beweiſen. Er würde mir ſehr ſchwer werden, ein deutliches Licht über die ſo verwickelten Intriguen zu verbreiten, die ein ſo mächtiges und vermiſchtes Intereſſe erzeugte; aber der aufmerkſame und unparteyiſche Leſer wird in der kunſtloſen

ſen Einfalt meiner Erzählung den Faden der Wahrheiten finden die man verdunkeln wollte. Dieſe Leſer werden finden, wenn ich Umſtände erzähle die ſonderbar und unerhört ſcheinen konnten, daß alles was vorher davon geſagt war, eben ſo ſonderbar, und noch unerhörter erſchien. Wer würde durch dies Labyrinth von Intriguen ſich haben finden können, wenn ich nicht die dunkle Hülle entriſſen hätte, unter der alles verborgen lag, und wenn ich nicht den Pfad gezeigt hätte, auf dem man bis in die innerſten Winkel dringen kann.

Wie iſts möglich, die Gewißheit der wahren geheimen Verbindung der Königin mit dem Kardinal mit dem Entſchluß ihn aufs Schafot zu bringen, zu vereinigen? — Wie würde man vermuthen können, daß der Kardinal ſo einfältig ſchwach, ſo dumm gegen ein Frau wie ich bin handeln konnte, daß er ſich einer Menge ſinnloſer unbeſtändiger Thorheiten zu ſchulden kommen ließ, um ſich aus der Sache zu ziehen, und mich zu beſchuldigen. Wie könnte man den romanhaften Abendtheuer mit dem Mädchen Oliva glauben, wie der erdichteten Unterſchrift, wie ſich erklären warum die vorzüglichſten Stücke des Halsbandes durchaus verſchwanden, wie die ſonderbare Art mit der die Königin in beyde Abendtheuer verwickelt iſt? Kurz wie könnte man es natürlich finden daß ich, die erſt durch die Gefälligkeit einer Majeſtät beſchützt ward, nachher gefangen genommen, mit aller möglichen Vorſicht bey dem ganzen Proceſſe behandelt, und wech-

ſelsweiſe

ſelsweiſe durch Verſprechungen und Drohungen ge= täuſcht, daß ich unter einem Haufen Angeklagter als einziges Opfer dem Richter übergeben wurde, und mir zum Lohn meiner erpreßten Verſchwiegenheit ein Verdammungsurtheil ward?

Ich habe den Schlüſſel hergegeben, der dieſe Ge= heimniſſe löſet, er iſt der wahre, er iſt der einzige. Ohne mächtige Bewegungsgründe konnten keine ſolchen Ungerechtigkeiten, keine ſolchen parteyiſchen Intriguen ohne ungewöhnliche Urſachen entſtehen. Die bloße Darſtellung meiner Geſchichte entziffert alle dieſe Ur= ſachen und dieſe Bewegungsgründe. Unerfahren in der Kunſt meinen Beweiſen einen politiſchen Anſtrich zu geben, verlaſſe ich mich blos auf den Eindruck den die Leſung meiner einfältigen Erzählung in unbefang= nen Herzen erwecken mag.

Das Uebel was daraus entſtehen kann, fällt auf diejenigen, die mich genöthigt haben, die Sachen in ihrem wahren Lichte darzuſtellen, um meine Ehre zu retten. Ich wünſchte ich könnte entſchuldigen, was ich habe entdecken müſſen. Ich kann nicht glauben, daß die erhabne Monarchin, die mich aufgeopfert hatte, mich würde in dieſe ſchändliche Schmach geſtürzt haben, oder daß es ihrem Willen nach ſo aufs äuſſerſte ge= kommen wäre, wozu es eine Reihe von zuſammentref= fender Umſtände brachte. Man ſtelle das was meine Feder zu Papier brachte in Ordnung, und man wird ſehen, daß der Unordnung meiner Ideen und meiner kunſtloſen Darſtellung ungeachtet, der Urſprung aller

folgenden Begebenheiten nebſt allen Urſachen aus den Wirkungen die ſie hervorbrachten wird entdeckt werden können. Man hat geſehen, daß ich, aus dem Stamm der Valois entſproſſen, arm, ſtolz, und ehrgeitzig, mich ſelbſt für alle Wege den gehoften Unterhalt zu erwerben aufopferte; daß meine genaue Bekanntſchaft mit dem Kardinal Rohan, dem Manne, der mir am beſten meine Wünſche befördern konnte, mich zu einer Bekanntſchaft andrer Art mit der Königin leitete; daß der Kardinal, der längſt nach der Allgewalt eines Miniſters ſtrebte, ſich einbildete, daß meine Bekanntſchaft mit der Königin ihm ein Mittel zur Erreichung ſeiner Wünſche werden und alle die Zwiſtigkeiten enden würde die ſeit dem unholden Blicke der Königin entſtanden waren. Wir haben ferner geſehen, daß er nicht allein hierauf ſeine Abſichten einſchränkte, daß die Angelegenheiten des Kaiſers, mit dem er ſich in Unterhandlungen eingelaſſen hatte, mit ſeinen Abſichten verflochten waren; auf welche Art aber ſie es waren, kann man nicht anders vermuthen, als in ſo fern, daß er dem Kaiſer überredete, er könne ihm nützlich werden, wenn er ihm zum Gouvernement verheiſen wolle. Wir haben ferner geſehen, daß die Königin, aus unverantwortlicher Partheylichkeit für ihres Bruders Intereſſe ihre Rache an dem Kardinal aufgab, um ihre Abſichten befördern zu können; und dies unverzeihliche Vergehen ſo weit trieb, daß ſie den Mann in ihre Armen aufnahm, dem ſie im Herzen ſchon den Tod geſchworen hatte, und unerbittlich, ſeit ſie die Verfolgung betrieb, nach ſeinen Leben zielte, deren ganzes Gewicht und ſchreck-

liche

liche Folgen, hinterliſtiger Weiſe ein Loos weiblicher Schwäche, der unglücklichen Valois de la Motte wurden.

Der Leſer wird bereits bemerkt haben, daß der Kardinal, der, wie eine Kreatur der Königin bemerkte, beydes in moraliſcher und phyſiſcher Rückſicht ruinirt war, zu ſeinen andern Fehlern noch die unverzeihliche Indiskretion hinzufügte, ſeine geheimen gallanten Zuſammenkünfte allenthalben zu erzählen, die doch ein Mann von Ehre immer verſchwiegen hält, ja ſelbſt in Ausdrücken der Reue von den Augenblicken zu ſprechen, in welchen er Gunſtbezeugungen einer ſo beſondern und zärtlichen Art erhalten hatte, von den er mir, dem Prinzen von Soubiſe, dem Herzog von Lauzun, dem Prinz von Luxenbourg, der Prinzeſſin von Guemenee, Madam de Brionne, dem Baron de Planta, den Juwelier̃n, und zwanzig andern Menſchen erzählte, mit den unſauberſten und ſchändlichſten Anekdoten von ihm und ſeinem Conſulenten und Chymiſten Caglioſtro begleitet. Kurz da alle dieſe ſchändlichen Erzählungen vor die Königin gekommen waren, ſo ward ſein Untergang bald nach der Ablieferung des Halsbandes, unvermeidlich beſtimmt, und war wirklich ein Umſtand, über den niemand erſtaunte, wohl aber war es einzeln Leuten unbegreiflich, daß die Königin nicht vor dem Schritt zu ihrer Rache das Halsband herausgab. Es iſt wirklich ſehr zu verwundern, aber ihre Klugheit läuft immer mit ihrer Empfindlichkeit, Partheylichkeit und Neigungen parallel, ihr Sinn iſt immer ſchwankend, ohne Ueberlegung und Stätigkeit.

Man

Man wird ſich erinnern, wie die Königin durch Erſtaunen überraſcht wurde, als der Baron von Breteuil, der das Geheimniß dem Jubelier entlockt hatte, ſich ein Verdienſt dadurch machen wollte, daß er ihrer Majeſtät ſeine Entdeckungen mittheilte, die in dem Augenblick ausrief: „ich habe nie ein Wort von dieſem Halsbande gehört." — Es iſt nicht zu verwundern, daß ſie ſich nun verbunden ſah, bey dieſer Behauptung zu bleiben. Die Antwort des Kardinals über die nemliche Sache, war ſehr ähnlich, der in dem Augenblick, da er durch die Gegenwart der Majeſtät überraſcht wurde, ausrief: — „ich bin betrogen." — Er konnte noch nichts dieſem widerſprechendes anführen, ſo daß alſo beyde Antworten, ob ſie gleich unüberlegt ausgeſtoßen waren, zuſammentrafen, um meinen Beſchuldigungen Glauben beyzumeſſen *). Wenn aber der angeführte

*) Der Kardinal fand kein ander Mittel ſich aus der Sache zu helfen, als mir den Diebſtahl Schuld zu geben. Wäre er überzeugt geweſen, daß nur ein Schatten von Schuld da geweſen wäre, ſo hätte er nichts als Verachtung gegen mich beweiſen können; daß er aber offenbar etwas anders zeigte will ich beweiſen. Ich habe bereits geſagt daß er den Abbe Lequelle abgeſchickt hatte mich täglich zu beſuchen, mich nach meiner Geſundheit zu befragen, und mir zu erklären, warum er mein Ankläger geworden wäre. Weil er die Königin nicht in dieſe geheime Sache verwikkeln konnte ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, daß ihm eine Suppe von Verſailles *) oder vielleicht etwas ärgeres zu Theil wurde, ſo ſagte er — „denken Sie ſich nur ſel„ber

*) eine Doſis Gift.

geführte Dieb würde geprüſt worden ſeyn, wie jeder⸗mann, der mit der Sache unbekannt iſt, glauben ſollte ſeit ich die Strafe eines ſolchen Verbrechens gelitten habe, warum wurde denn ſo viel Geld, ſo manche Gunſt geſpendet, um dem Beweiſe meiner Unſchuld zuvorzukommen? Woher die Beſtellung der Zeugen, die anſtatt daß einige ins Zuchthaus, andre auf die Galeren, nach ihren Vergehungen ſollten geſchickt wer⸗den)

„der, wenn es erwieſen wäre, daß der Kardinal in einer „ſolchen geheimen Verbindung mit der Königin geweſen „wäre; ſo würde er erſt die Tortur bekommen, und „dann ſeinen Kopf verlieren ꝛc.

Unſre erſte Zuſammenkunft in Gegenwart des Gerichts⸗halters und Sekretärs enthielt etwas merkwürdiges, und kann den Leſer in Stand ſetzen zu urtheilen, ob der Kar⸗dinal mich ſchuldig hielt oder nicht. Als wir in den Ge⸗richtsſaal traten kam er auf mich zu, nahm mich bey der Hand, und ſagte, „Guten Morgen Frau Gräfin, wie geht „es Ihnen?“ Drauf faltete er ſeine Hände, hob ſie zum Himmel und rief, „ach! wie unglücklich ſind wir!“ — Oefters wenn die Seſſionen zu Ende waren, gieng er mit mir an die Seite um heimlich zu ſprechen. Als uns der Rit⸗ter Dúpüjet, der Lieutenant der Baſtille ſo im vertrau⸗ten Geſpräche entdeckte, bezeugte er mir ſein Erſtaunen. Er wird den Umſtand nicht leugnen, wenn anders dieſe Leute in ſolchen Fällen nicht die Wahrheit verheimlichen. In manchen Fällen betraf uns Herr Dúpuis de Marce wenn wir uns geheime Zeichen gaben, und als er dem Kardi⸗nal ſagte, daß ein ſolches Betragen tadelhaft wäre, und mit ſeinen Ausſagen nicht übereinſtimme, ſo verbarg er ſich ſelbſt vor ihm, und gab nur durch Winke und Zeichen die Bewegungsgründe ſeiner Verſtellung zu verſtehen.

den, beſchützt und verſorgt wurden? Woher die deutlich ſichtbare Nachſicht, unter den Beklagten, Klägern, Zeugen und Richtern? Unſer ſechs waren gleich in Klage verwickelt, warum iſt von dieſen ſechs mehr oder weniger Schuldigen die Gräfin de la Motte allein verurtheilt worden alleine beſtraft zu werden. Ich ſchmeichle mir, daß jedermann für mich antworten wird, „weil die Verfolgung allein zwiſchen der Königin und „dem Kardinal Statt findet; weil ich das Unglück hatte „ihre Vertraute zu ſeyn, ſo fanden ſie es zu ihrem Beſten mich aufzuopfern, um ſich ſelbſt zu retten.“ Ich „kenne das Weib de la Motte nicht,“ ſagte die Königin, „das Weib de la Motte hat mich betrogen,“ ſagte der Kardinal, und die gehorſame Heerde, folgſam und gehorchend, ward das lügende Echo der Königin und des Kardinals, ſo wie ihr verſchiedenes Echo den Schall lenkte. — Nur noch eine Frage. — Wenn die Königin mich nie kannte, und wenn ich den Kardinal betrog, warum hütete man ſich ſo ſehr der Königin Namen nie bey dem Proceß zu nennen? Als nachher entſchloſſen wurde, daß der Proceß erneuert, eine neue Unterſuchung ſollte angeſtellt, und vom General Fiscal eine Anklage gegen den Kardinal angebracht werden ſollte, als habe er einen Angriff auf ihre Majeſtät gethan warum zog ſich da die Königin zurück? — warum war ſie ſo klein, bey einer Gelegenheit, da ihre Ehre ſo unmittelbar im Spiele war, zu ſagen, ſie wolle ſich ſelbſt einkerkern, um dem ſein Band, ſeine Stellen und ſeine Freyheit zu nehmen? Sie that es weil ſie ihm das Leben nicht nehmen

konnte,

konnte, weil ſie es nicht wagen durfte — weil alle die Niederträchtigkeiten, die in dieſen Memoirs der Welt mitgetheilt ſind, würden publicirt worden ſeyn, wenn eine neue Commiſſion wäre niedergeſetzt worden. Nicht um der Unterſuchung zuvorzukommen ob ich den Kardinal hintergangen hätte, verhinderte die Königin eine zweyte Klage; nein, um ihre eigene Intrigue mit dem Kardinal und mir zu verheimlichen verhinderte ſie die Dazwiſchenkunft des Gerichtshofes. Wenn nun alſo aus dieſen Umſtänden die natürliche Folge ſich ziehen läßt, daß, je mehr die Königinn darauf beſtand mich nicht zu kennen, es um ſo offenbarer wird, daß ich ſie kenne, ſo iſt alsbald dieſe königliche Lüge berichtigt, und wenn der Kardinal mich beſchuldigt, ich habe ihn hintergangen, ſo iſt dieſe Beſchuldigung ſchon einzuſehen, und es wird offenbarer, daß ich mir die Strafe eines vergeblichen Verbrechens auflud, welches mich die Liſt und Macht meiner Feinde überführte um die von ihnen wirklich begangnen Verbrechen zu verbergen.

Wenn die Königin meine unglückliche und unverdiente Leiden ſich zu Herzen nehmen wollte, und ſie den Wunſch haben konnte, mir Erſatz zu geben, was wäre dann ſelbſt in der Gewalt einer Königin, wodurch mir Genugthuung wiederfahren könnte? könnte ſie die ſchrecklichen Eindrücke aus meiner Seele vertilgen, die mir mein ganzes Leben hindurch gegenwärtig ſeyn müſſen. Könnte ihre äuſſerſte Freygebigkeit von dem Auge meiner Seele bey Tag und Nacht nur den geringſten

Umſtand

Umſtand meines unglücklichen Lebens dem traurigen Bilde des Werkzeuges ihrer Rache verſcheuchen? Ich irre mich vielleicht, vielleicht waren die Befehle nicht ſo ſtreng ertheilt, wie ſie vollzogen wurden. Vorgefallene Ereigniſſe machten mich einmal glauben, daß ein heimlicher Befehl gekommen wäre, mich zwiſchen den Thüren des Gefängniſſes zu vernichten; aber die Ungeheuer wurden gewiß in ihrer Abſicht gehindert, ſo daß ſie ſtatt eines plötzlichen Todes, den ich mir wünſchte, mir eine weilende Todesart beſtimmten, deren Würkung ich täglich ſtärker fühle. Ich ward zwiſchen den eiſernen Thoren meines Gefängniſſes, die durch einen fühlloſen, barbariſchen Gefangenwärter ſchnell hinter mir zugeſchmiſſen wurden, gequetſchet; und dennoch trage ich mit immerwährenden Schmerz mein unglückliches Leben, deſſen Ende ich mir von der Vorſehung ſo innig wünſche. Und nie fühlte ich dieſen Wunſch ſo heftig als heute, da ich mich gerächt ſehe. — Ja nun will ich ruhig ſterben. — Ich könnte die Stunde des Scheidens mit Freuden herbeyrufen, wenn ich die genugthuende Vorſtellung mir ſchmeicheln dürfte, daß meine Memoirs auf irgend eine Art genützt hätten, die Eindrücke zu vertilgen, die mein Schweigen nur zu lange ſchon hat gründen laſſen. — Wie würde meine Freude erhöht ſeyn, mit welchen Entzücken würde ich zu den Gegenden ewiger Gerechtigkeit und Gnade eilen, wenn die treue Erzählung meines unglücklichen Leidens dem Auge irgend eines empfindenden Leſers eine Thräne entlockte, nur ein gefühlvolles Herz mit Mitleiden erfüllte, und denen einen Seufzer

abzwang

abzwang die ſonſt mit freundſchaftlichem Bande mit mir vereinigt waren.

Alles was ich noch zu thun habe, iſt mit dem königlichen Propheten meine Stimme zu vereinigen, zu meinem Monarchen die demüthige Bitte zu ſchicken, mit der ſich David zu Gott wandte, und mit emporgehobnen Händen zu rufen:

„Von der Tieſe des Abgrundes erhebe ich meine Stimme zu dir; O mein König höre gnädig meiner Stimme Ruf.“

Ja, menſchenfreundlicher, rechtſchaffener Monarch! patriotiſcher Fürſt! wenden Sie ihre Aufmerkſamkeit nur einen Augenblick von der Menge der Angelegenheiten die ſie fodern, Ihr Volk wird bey Erwägung des Gründe Ihre Abweſenheit vergeſſen; beglücken Sie die Unglücklichſte ihrer Unterthanen mit einem gnädigen Gedanken, mit einem herablaſſenden Blick. Sie hat Anſpruch auf ihr Mitleiden, Sire, aus eben den Gründen, aus den man Sie davon entfernen wollte. Ihre Majeſtät ſind lange ununterrichtet geblieben, müſſen aber nun mit den hinterliſtigen Ränken bekannt werden, die man anwandte, um Ihnen die ſchrecklichen Wahrheiten zu verhelen, welche dieſe Memoirs enthalten.

Ich weiß wohl daß Ihre Majeſtät, wärend der Miniſterial-Unterſuchung, den Befehl zu ertheilen geruhten, daß man Ihnen alle Acten des Prozeſſes und der Zeugniſſe vorlegen ſollte, wäre dieſer Befehl treu erfüllt worden, ſo wäre ich gerettet und meine Unſchuld

hätte geſiegt. Aber Sire, was begonnen meine Feinde? (und ach! wer iſt der weibliche Feind der ihnen allen vorgieng?) ſie gaben vor daß die beſchmutzten und entſtellten Originale Ihrer Majeſtät nicht vorgelegt werden könnten, und ſie brachten an ihrer Statt Kopien, in den die Fata falſch geſtellt, offenbare Beweiſe meiner Schuld angeführt, und ſelbſt ein erdichtetes Geſtändnis hinzugefügt war; in dem ſolche unanſtändige, unehrbare, und beleidigende Ausdrücke mir untergeſchoben wurden, daß Ihre Majeſtät nur einen Theil derſelben durchlaſen, dieſe untergeſchobnen Schriften anſpieen und ausriefen, „Pfui das häßliche Geſchöpf, ich will nichts mehr davon leſen.“

O Sire! kann der gerechteſte aller Könige ſo dem Daemon der Intrigue verſtatten, eine ungerechte Handlung die ſo entfernt von Ihrer Majeſtät natürlichen Milde iſt, zuzulaſſen? Aber Sire, ihre eigne Klugheit wird Ihnen ſagen, daß es nicht das erſtemal iſt, daß ein Monarch betrogen ward. Wären nicht alle Thatſachen, die meine Unſchuld ins Licht ſtellen konnten Ihrer Majeſtät verheimligt worden, wäre nicht der Miniſter, der in einer ſolchen verwünſchungswerthen Zeit, Ihr größtes Vertrauen beſitzt, zwiſchen der Wahrheit und Ihrer Majeſtät geſtanden: ſo würden Sie geſehen haben wie der Graf de Vergennes Himmel und Erde in Bewegung ſetzte, um meinen Gemahl zu verhindern, daß er nicht auftreten, und den Schleier von dem wahren Verbrechen nehmen durfte; und Sie würden befohlen haben, daß dieſer unglückliche Mann,

den

den ſie mit mir in gleiche Schmach zu verwickeln ſuchten, mit meinen Unterdrückern wäre verhört worden.

Dann, Sire, würde die Wahrheit geſiegt haben! dann würden die verworfenen Geſchöpfe, deren ich in dieſen Memoirs erwähne, der treuloſe Dupuis de Marce, Laurencelle und ſeine Aufwiegler gezittert haben, und gewiß hätten ſie es nie gewagt, treuloſe Kopien der Acten vorzubringen, die, wenn ſie nicht verfälscht worden wären, meine Feinde würden uberwältigt, und meine Unſchuld erwieſen haben.

Geruhen Sie, Sire, auf ihre Schritte zurück zu ſchauen, geruhen Sie ſich die wahren Berichte vorleſen zu laſſen; und wenn Sie es nicht thun, ſo iſt der Betrug meiner Feinde bewieſen. Möchte es Ihrer königlichen Huld und Gerechtigkeit gefallen, dem Rechtsgelehrten Doillot anzubefehlen, daß er Ihnen die von mir ihm anvertrauten Papiere zur Durchſicht geben ſolle; laſſen Sie dieſen Verfechter meiner Sache ſich erklären, warum er ſich die Freyheit nahm Memeriale aufzuſetzen, die mit Unwahrſcheinlichkeiten, Lügen, und Thorheiten angefüllt waren, ohne eine vernünftige Vertheidigung anzufangen, ob ich ihm gleich jene Schriften und alle Documente die ich beſaß ausgeliefert hatte.

Vielleicht ſind die Tage meiner Wiedervergeltung erſchienen — ich würde nicht ſagen vielleicht, wenn ich gewiß wüßte daß dieſe Memoirs zu Ihrem erhabnen Thron kommen würden, ich wurde ausrufen — „ich bin gerächet “

In dieſer Hoffnung, der ich mit Entzücken entgegen ſehe, werfe ich mich zu Ihrer Majeſtät Fußen —

 zürnen

zürnen Sie nicht, wenn ich mich Ihnen nahe; Unſchuld kann nicht vernichtet werden, ſelbſt nicht von den Stürmen der Bosheit, durch einen Wink können Sie ſie beleben, nur ein Wort von Ihnen kann mir meine Ehre wiedergeben, ehe ich Ihre Knie verlaſſe; befehlen Sie nur, daß mein Proceß wieder erneuert, und der Entſcheidung einer ſtrengen und unparteyiſchen Gerechtigkeit vorgeleget werde.

Mein Gemahl iſt bereit, Sire, das zu thun, was zu bitten er ſich die Freyheit nahm, ſich ſelbſt zum Gefängniß einzufinden; ich will ihn dahin begleiten; laſſen Sie uns die Thüren öfnen, laſſen Sie uns alle Perſonen, die mehr oder weniger in dieſe Sache verwickelt ſind vorführen.

Wenn dann Ihre Majeſtät von dem erſten Betrug Ihrer Güte belehrt ſind, ſo werden Sie einen zweyten vermeiden.

Dann wird die Wahrheit, die Ihre Gerechtigkeit und Gnade vergebens bey dieſem erſten Proceſſe ſuchte, triumphiren! Dann wird die Unglückliche de Valois, ſich Ihrer Majeſtät zu Füßen werfen, und die letzte Gnade von Ihnen zu bitten wagen: Verzeihung für ihre Feinde.

London, den 1ſten Januar 1789.

Zeugniß der Frau Coſta.

Middleſex. London den 9ten Decemb. 1788.

Ich Endesunterſchriebene Benjamina Coſta, bezeuge und bekenne hiermit, daß ich am dritten April 1786 von Edinburg nach Paris reiſete, um ein Paket Briefe und Schriften vom Grafen de la Motte, einem Advocaten, Namen Doillot zu überbringen; und daß ich, nach ausgerichtetem Auftrage wieder nach England mit des beſagten Rechtsgelehrten Antwort an den Graf zurück reiſete, ferner daß ich in der Stadt Aire in der Grafſchaft Artois von Abgeſchickten der Pariſer Policey aufgefangen und zurück nach der Baſtille geführt wurde, daß man mich nach zweytägiger Gefangenſchaft wieder heraus nahm, und zum Baron de Breteuil, einen von den Staatsminiſtern führte, der mir ſagte, er hätte einen Brief von meinem Manne bekommen, „der, fügte er hinzu, „ihnen viel zutraut,“ und der mich darauf dem Lieutenant der Policey übergab von dem ich hundert Louisd'or erhielt, nachdem er in meiner Gegenwart von der Antwort des Rechtsgelehrten Doillot an den Grafen de la Motte eine Abſchrift genommen hatte; daß ich endlich von

den Policeydienern nach Calais begleitet wurde, von wo ich über die See nach London reiſte, und beym Grafen d'Adhemar Audienz erhielt, an den mir die Pariſer Policey eine Anweiſung gegeben hatte. Ihre Excellenz hießen mir meinem Manne zu ſagen, daß er in der Nähe von Newcaſtle an der Tyne ein Haus miethen ſolle, um den Grafen de la Motte deſto leichter fortzubringen, und mein Glück gemacht ſeyn ſolle, d'Arragon würde nächſter Tages nach Newcaſtle reiſen. Als ich dahin kam, hörte ich von meinem Manne, daß er vom Sekretär d'Arragon tauſend Guineen erhalten hatte, und ich ſah ſchon neunhundert und vierzig Guineen in Bank Noten in meines Mannes Händen, die übrigen ſechzig Guineen hatte d'Arragon für ſich behalten. Ferner bezeuge ich, daß mein Mann angewieſen war noch zehn tauſend Pfund Sterling zu erhalten, wenn er den Grafen de la Motte an den franzöſiſchen Miniſter ausliefern würde, wovon ſich Herr d'Arragon wieder den fünften Theil vorbehielt; daß mein Mann von beſagtem d'Arragon angewieſen war, dem Grafen de la Motte einen Trank beyzubringen, der ihn in einen vier und zwanzig ſtündigen Schlaf bringen würde, während deſſen man ihn in einen Sack ſtecken und in ein bereit liegendes Schiff bringen wolle, deſſen Kapitain ein gewiſſer Sürbois war, der von der franzöſiſchen Policey beſtochen war, und daß mein Mann es durchaus abſchlug den Trank anzubringen, und daß beſagtes Schiff (welches mit verkappten Dienern der Policey beſetzt war) unter dem Vorwande, Verſuche in den Kolen Gruben zu machen, nach New-

caſtle

caſtle ſeegelte. Ich bezeuge ferner daß mein Mann dem Grafen de la Motte die ganze Unternehmung entdeckte, und daß letzterer, indem er meinem Mann die verſprochne Summe gerne verſchaffen wollte, ſugab, daß er ſich ſtellen mußte als gehöre er zu den Verfolgern des Grafen; und daß wir alſo zuſammen nach London kamen, wo mein Mann in einer Miethkutſche mit dem Grafen d'Adhemar und ſeinem Secretär d'Arragon eine Zuſammenkunft hatten, um den Grafen de la Motte zu fangen. Zur Steuer der Wahrheit habe ich dies Zeugniß aufgeſetzt

Benjamina Coſta.

Beſchworen vor mir
dem 9ten Decemb. 1788.

Wm. Hyde.

No. I.

Rechtfertigungsſchriften.

Ein Aufſatz,

enthaltend das Haus von Saint Remy de Valois, welches von dem natürlichen Sohne Heinrich des zweyten Königs von Frankreich, den er mit Nicole de Savigny, Frau und Baroneſſe de St. Remy erzeugte, ſeinen Urſprung hat.

Wappen des Hauſes de St. Remy de Valois: Silber mit einer azurnen Binde mit drey Lilien beſetzt.

Heinrich der Zweyte, König von Frankreich, zeugte mit *) Nikole de Savigny, Heinrichen de Saint Remy. Beſagte Nikole de Savigny, genannt Hoch und Mächtige Frau, Frau von Saint Remy, Fontelle du Chatellier und Noez, heurathete John de Ville, Ritter des Königs Ordens, und machte ihr Teſtament am 12 Januar, 1590, worin ſie erklärte, „daß der letzte König Heinrich der zweyte, an Heinrich Monſieur, ſeinen Sohn 30000 Kronen vermacht habe, welche ſie im Jahre 1558 empfangen hätte.

Zweyter Grad. Vierter Vorfahr.

Heinrich de Saint Remy, genannt Heinrich Monſieur, wird betitelt Hoch und Mächtiger Herr, Ritter, Erbguts Herr und Baron du Chatellier, Fontette, Noez und Beauvoir, Ritter des Königs Ordens, wirklicher Kammerherr, General eines Infanterie und eines Kavallerie Regimentes, Gouverneur des Schloſſes Villain; verheuratet laut des Contracts, der zu Eſſoye in Champagne unterzeichnet ward, am 31 Octbr. 1592 an Dame Chriſtiana de Luz **), betitelt Hoch und Mächtige Dame, hinterlaſſene Witwe von Claud de Fresnay, Herrn von Loupy, Ritter des Königs Ordens,

*) Genealogiſche Geſchichte des Hauſes Frankreich, vom Pater Anſelme, I. Band p. 136. Geſchichte von Frankreich vom Präſident Henault, dritte Ausgabe in 4. p. 315.

**) Die beyden jüngern Schweſtern Maria und Magdalene de Luz waren verheuratet, die eine an Francis de Choiſeul Baron de Ambouville, die andre an Benjamin de Sanciere, Lord und Baron von Tenance.

dens, und eine Tochter James de Luz, ebenfalls Ritter des Königs Ordens, und der Frau Michelle du Fay, Herrn und Frauen von Bazoilles; ſtarb zu Paris am 14ten Februar 1621 und hinterließ aus ſeiner Ehe folgenden Sohn:

Dritter Grad. Dritter Vorfahr.

Renatus de Saint Remy, genannt Hoch und Mächtiger Lord, Ritter, Herr von Fontette, ordentlicher Kammerherr des Königs, Kapitain einer Kompagnie, ſtarb am 11 März 1663 und hatte geheurathet laut eines zu Eſſoye am 25 April 1646 aufgeſetzten Ehekontraktes, Jacquette Breveau von der er nebſt ander folgenden Sohn zeugte:

Vierter Grad. Großgroßvater.

Peter John von Saint Remy Valois, genannt Hoch und Mächtiger Herr, Ritter, Herr von Fontette, Major eines Kavallerie Regiments von Bachevilliers, er war gebohren den 9 September 1649 und getauft zu Fontette am 12 October 1653, verheuratet, zuerſt an Mademoiſelle Reine Margareth de Courtois, und zum zweitenmal laut des am 18 Januar 1673 zu Saint Aubin in der Diöceſe von Toul aufgeſetzten Vertrages an Demoiſelle Mary de Mullot, Tochter des Herrn Paul de Mullot, und der Frau Charlotte de Caſſus, die vor dem 14 März 1714 ſtarb. Von ſeiner zweyten Ehe ſtammt her:

Fünfter Grad. Großvater.

Nikolas Renatus de Saint Remy de Valois, genannt Ritter, Baron von St. Remy, und Herr von Luz,

er ward getauft zu Saint Aubimaux-Auges, in der Diöceſe von Toul, den 12. April, 1678, er diente dem Könige zehen Jahre lang als Leibgarde in des Herzog de Charoſt's Kompagnie. Er verließ den Dienſt, und verheuratete ſich laut des Kontraktes vom 14 März 1714. mit Demoiſelle Marie Eliſabet de Wienne, Tochter Nicolas Francis de Vienne, Ritters, Herrn und Barons von Fontette, Mez ꝛc.' Königlichen Rathes, Präſidenten, General-Lieutenants in Civil und Criminal Sachen in der Königlichen Vogtei Bar an der Seine, und der Frau Eliſabeth de Merille. Er ſtarb zu Fontette am 3. October 1759. und hatte zwey Söhne, der erſte Peter Nikolas Renatus de Saint Remy de Fontette, war gebohren zu Fontette, den 3 Junius 1716. als Kadet beym Regimente von Graſſai im Jahre 1744 aufgenommen, und blieb im Zuge gegen des Königs Feinde. Der zweyte war James:

Sechſter Grad. Vater.

James de Saint Remy de Valois, erſt genannt de Luz, und nachher de Valois, betitelt, Ritter, Baron de Saint Remy, war gebohren zu Fontette den 22 December 1717, und getauft den 1. Januar 1718. In ſeinem Taufzeugniß, welches ſeinen Nahmen und Stand enthält, wird ſein Vater, der zugegen war, genannt, „Meſſire Nikolas Renatus de Saint Remy de Valois, „Baron de St. Remy;" und ſeine Tante, die Gevatter ſtand heißt „Demoiſelle Barbara Thereſa, Tochter des leztern Meſſire Peter John de Saint Remy de Valois." Beyde unterzeichneten ihre Nahmen Saint Remy de Valois. Er vermählte ſich in der Pfarr-Kirche

St. Martin

St. Martin zu Langres, am 14. Auguſt 1755 mit Marie Feſſel, von der er bereits einen Sohn hatte der nun folgt. Er ſtarb im Hôtel Dieu in Paris den 16. Februar, 1762 laut des Sterbe-Regiſters, in welchen er genannt wird: „James de Valois, Ritter, Baron de Saint Remy".

Siebenter Grad. Kinder.

James de Saint Remy de Valois, ward gebohren den 25. Februar 1755. und getauft an dem nehmlichen Tage, in der Parochial Kirche von St. Peter und St. Paul in der Stadt Langres.

Er ward anerkannt und getauft von ſeinem Vater und ſeiner Mutter bey ihrer Vermählung am 14 Auguſt deſſelben Jahres.

Jane de St. Remy de Valois, gebohren zu Fontette den 22 Julius 1756.

Marie Anne de Saint Remy de Valois gebohren zu Fontette den 2. October 1757.

Wir Anton Marie d' Ozier de Serigny, Ritter, Wappen Richter des franzöſiſchen Adels, Ritter, ehren Grand Croix des Königlichen St. Maurus Orden von Sardinien beſtätigen im Nahmen des Königs die Wahrheit, der in dieſem Memorial enthaltnen Sachen, daß von uns nach den Original-Nachrichten iſt aufgeſetzet worden. Zum Zeugniß deſſen haben wir gegenwärtiges Certifikat unterzeichnet, und unſern Secretair unterſchreiben und unſres Wappens Siegel anhängen laſſen. Gegeben zu Paris am Montage, den 6. des

Monats May im Jahre 1776: (unterſchriebe) D' Hoſier de Serigny: (weiter unter) vom Herrn Wappen Richter des franzöſiſchen Adels: Dupleſſis (und geſiegelt.)

Wir, der unterſchriebne Wappen Richter des franzöſiſchen Adels ꝛc. beſtätigen hiermit das gegenwärtige Kopie dieſes Memorials förmlich zur Urkunde in unſerm Archiv des Adels iſt aufbewahrt worden; zum Zeugniß deſſen haben wir ſie unterzeichnet und von unſerm Secretair unterſchreiben und unſer Inſiegel anhängen laſſen. Gegeben zu Paris am Donnerstag den 13. des Monats October im Jahre 1785 unterſchrieben D' Hoſier de Serigny

vom Herrn Wappen Richter des franzöſiſchen Adels unterzeichnet

Dupleſſis.

No. 2.

Brief des Kardinals an die Königin.

21 März, 1784.

Madame

Die liebenswürdige Gräfin brachte mir die Nachricht mit welcher Zufriedenheit Sie die Erzählung anhörten, welche ſie Ihnen von den geringen Dienſten, die ich ihr erwies machte. Einzig das Intereſſe, das ſie einflößt, bewog mich jede Gelegenheit ihr zu dienen zu ergreifen; denn wie hätte ich es nur vermuthen können,

daß

daß ſie einmal im Stande ſeyn würde, meiner bey Ihnen zu erwähnen, und dadurch die üblen Eindrücke zu entfernen, durch die meine Feinde meinen Charakter bey Ihnen zu verläumden wußten. Das Ohngefehr begünſtigte mich alſo mehr, als meine eignen Bemühungen. Sie wiſſen wie ofte ich es verſuchte Sie nur einen Augenblick zu ſprechen, ohne daß ich es erreichen konnte. Menſchen die ich für meine Freunde hielt, und die Ihr Zutrauen beſaßen, nutzten mein Verlangen, der Ungnade, in die ich gefallen war ein Ende zu machen in ſo fern zu ihrem Beſten, daß ſie mich zu unvorſichtigen Handlungen und falſchen Schritten verleiteten, und meinen Untergang ſicher genug bewürkten. Hätte ſich nicht ein ſo außerordentlicher Fall, wie der heutige ereignet, ſo würde ich immer Ihren Augen als ein Ungeheuer erſchienen ſeyn, ohne eine Gelegenheit finden zu können, bey der ich meine Unſchuld gerechtfertiget hätte. Aber jetzo erwachen neue Hofnungen in meinem Herzen, ich ſchmeichle mir mit dem Gedanken daß Sie mir es nicht abſchlagen werden, mich anzuhören. Laſſen Sie nur Ihren reitzenden Mund das Wort ja ausſprechen, und Ihr Sklave wird zu Ihren Füſſen liegen und dieſen Tag für den glücklichſten ſeines Lebens halten.

No. 3.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 28 März 1784.

Madam,

Mit Kummer erfahre ich, daß ſie mir keine geheime Unterredung verſtatten wollen, bis ich Ihnen die aufrichtigſten Beweiſe, daß Sie ſind hintergangen worden vorgelegt habe. Sie fodern von mir eine kurz gefaßte ſchriftliche Rechtfertigung meiner Unſchuld. Ob ich gleich der Perſon trauen kann, durch deren Hände ſie Ihnen überbracht würde, ſo geſtehe ich doch ich würde ihr nicht leicht eine Schrift anvertrauen, welche Erzählungen enthalte, in die Ihre Majeſtät verwickelt ſind, da ich noch nicht weiß, welchen Grad von Vertrauen Sie ihr geſchenkt haben. Weil ich die Hand eines dritten nicht gebrauchen kann, ſo muß ich äuſerſt vorſichtig ſeyn beſonders nachdem was ich bereits erfahren habe. Ich hoffe Ihro Majeſtät werden die Vorſicht nicht als abſchlägliche Antwort auf Ihre Fodrung anſehen. Ich erwarte ihre fernern Befehle, und zufolge meiner Unterredung mit der Gräſin (die ſie Ihnen mittheilen wird) hoffe ich Sie werden mir, um zu vermeiden, daß irgend etwas in untreue Hände gerathen könne, die Erlaubniß geben, Ihnen die Umſtände, die Sie von mir wiſſen wollen, von Mund zu Mund ſagen zu dürfen. In Erwartung Ihres Befehls verharre ich der unterthänigſten von Ihren Untergebenen.

No.

No. 4.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 3. April 1784.

Ich muß dem Willen meines Gebieters gehorchen, und mich glücklich ſchätzen, wenn er ſich herabläßt irgend einem Anliegen ſeines Sklaven Gehör zu geben. Die theure Gräfin machte mich durch die Nachricht unausſprechlich glücklich, daß Sie meine Unſchuld wünſchen konnten. Ja ich bin es, und kann Ihnen überführende Beweiſe darbringen. Dieſer Gedanke belebt meine Freude ſo ſehr, daß jeder Gegenſtand dadurch ein ander Anſehen gewinnt. Mein Ausdruck wird das Feuer meiner Imagination verrathen. Könnte ich Ihnen alle meine Gefühle beſchreiben! aber meine Ideen wechſeln ſo ſchnell, es iſt mir unmöglich zuſammenhängend zu ſchreiben.

Dieſer Augenblick voll Glückſeeligkeit macht mich allen erlitnen Schmerz vergeſſen; und denen, die ihn mir verurſachten verzeihe ich um ſo williger, wenn ich bedenke wie gerne man um ihre Güte zu verdienen und zu behalten, ein Opfer bringen würde. — Ich ſtehe nicht länger an Ihnen einen Theil des gefoderten zu ſchicken, behalte mir aber vor Ihnen mündlich die Abſicht der Prinzeſſin von Guemenee zu erklären, warum ſie wünſchte, Sie durch eine Geſchichte irre zu führen, in welcher der Herzog von Lauzun, und der Prinz von Luxembourg als intereſſirte Perſonen erſchienen. —

Ent-

Entdeckungen, die ich ſeitdem machte, haben mich den Character meiner theuren Nichte kennen gelehrt. Ich weiß daß ſie an mehrſten beytrug, mich in Ungnade zu ſtürzen, und mir Feinde erweckte, die nur zu glücklich in der Verlängerung derſelben waren. Doch ſie iſt genug beſtraft, und die Verachtung die Sie für ſie fühlen, überzeugt mich, daß ſie bald die Unwarheit aller der verläumderiſchen Erzählungen einſehen werden, die ſie zu meinem Verderben erfand.

Ich erhalte eben von der Gräfin die Nachricht, daß ſie nach Verſailles reiſet.

Ich ſchicke ihr dieſen Brief, und morgen will ich einen Kourier abſchicken, der ihr das von Ihnen gefoderte überbringen ſoll. — Es liegt bereit — Ihr treuer Sklave.

No. 5.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 4. April 1784.

Madam,

Leſen Sie meinen Brief aufmerkſam, urtheilen Sie über mein Verlangen Ihre Gunſt wieder zu beſitzen nach meinem kürzlichen Betragen, und laſſen Sie dem Gerechtigkeit wiederfahren, der unverdient gelitten hat.

Madam de Guemenee ſuchte allen Verdacht den ihr Betragen erregen konnte zu entfernen und mich dadurch

dürch in eine offenherzige Vertraulichkeit züziehen, daß ſie mir ſagte, ſie wäre überzeugt, daß Sie von alle den Briefen wüßte, die ich geſchrieben hätte, um Ihrer Vermählung mit dem Dauphin ein Hinderniß im Weg zu legen, daß ſie der Madame dü Barry wären unter⸗geſchoben worden, und nachher von ihr ſelbſt Ludewig dem funfzehenten in einem Augenblicke wären gewieſen worden, indem ſie ihm weiß machen konnte was ſie wollte. Dieſe Entdeckung wäre die Urſache des Haſſes und der Verachtung, welche Sie gegen die Barry und mich gefaßt hätten. Bald darauf hätte man Sie ver⸗ſichert, daß ich aus Rache, weil man auf meinen Rath ſo wenig achtete, an die Kaiſerin geſchrieben, und ſie von Ihrer Verbindung mit dem Grafen d' Artois un⸗terrichtet hätte; der Brief wäre in den gemeinſten Aus⸗drücken geſchrieben, und wahrſcheinlich hätten der Kanz⸗ler, der Herzog d' Aiquillon, und Madame dü Barry die Ausdrücke verbeſſert; denn die Verſchiedenheit des Styls beweiſe offenbar, daß ſolche Perſonen mit im Spiel waren. Dieſe Nachricht, ſagte ſie, habe ich eingezogen. Wenn würtlich ſolche Briefe exiſtiren, und Sie der Verfaſſer derſelben ſind, ſo dürfen Sie nicht auf Verzeihung hoffen, und ich werde keinen Schritt thun ihnen dazu zu verhelfen. Waren Sie aber blos der Unterhändler dieſer Sache und bewog Sie Madame dü Barry, der ſie nichts abſchlagen konnten (vermöge der Dienſte die Sie von ihr erhalten hatten) ihren Nahmen zu dieſer Niederträchtigkeit herzugeben, ſo ſoll es mir leicht werden durch gut angebrachte Be⸗merkungen das guten Vernehmen wieder herzuſtellen;

ehe ich aber den erſten Schritt thun kann, fodre ich von ihnen ein aufrichtiges Geſtändniß alles geſchehenen. Dieſe Nachricht, die ich hier ſehr abgekürzt mittheile, verſetzte mich in einen Zuſtand, den ich nicht beſchreiben kann. Erſtaunen, Unwille und Wuth befiel mich, machte daß ich in einen Strom von Verwünſchungen gegen die Geſchöpfe ausbrach, die ſie verdienten, die mir aber die Ehrfurcht zu wiederholen verbietet. Als ich etwas ruhiger geworden war, antwortete ich der Madame de Guemenee, es wäre unmöglich daß ein ſo ſchändlicher Betrug jemals hätte exiſtiren können, daß ich durchaus nichts davon wüßte, und daß ich mich nicht überreden könne, daß irgend jemand es gewagt hätte ſo meinen Nahmen, als das Werkzeug zu einer ſo niedrigen und beleidigenden Nachricht zu mißbrauchen. Ich kann mir nicht vorſtellen, erwiederte ſie, daß ſie eine ſtudierte Rolle ſpielen, oder daß ſie bey der Entdeckung dieſer ſchändlichen Sache in einen ſolchen Ausbruch von Leidenſchaft verfallen, um mir ihre Unſchuld dadurch beweiſen zu wollen. Ich kenne ihren Charakter, und weiß ſie ſind eines ſolchen Betrugs nicht fähig; es iſt aber eine ausgemachte Sache, daß ſolche ſchändliche Schriften exiſtirt haben, und daß die Königin es erfahren hat; aber wie ſie es erfuhr kann ich Ihnen nicht ſagen. Es iſt ihr eigen Intereſſe mir die Urheber aufſuchen zu helfen, ich kann ihnen vielleicht die Mittel dazu verſchaffen; aber laſſen Sie uns ein wenig Geduld haben. — Die Dazwiſchenkunft des Prinz de Guemenee ſtörte dieſe Unterredung, und kurz drauf empfahl ich mich um nicht meine heftige Gemüths Bewe-

wegung zu verrathen. Verſchiedene Wochen giengen hin, ohne daß ich eine Gelegenheit fand die Unterredung zu erneuern; nur im Vorbeygehen ward mir geſagt, es ſey noch nichts neues vorgefallen, daß man einen günſtigen Augenblick abwarten müſſe, einer Entwicklung der Sachen auf die Spur zu kommen, obgleich keine Uebereilung ſtatt finden dürfe, ſondern man große Vorſicht brauchen müſſe. Bey der Erneurung ſolcher Anekdoten, die manches Unheil geſtiftet hätten; ein erfahrner Hofmann würde nie unangenehme Rückerinnerungen erwecken; ich könnte mich aber auf ihr Beſtreben, mir zu dienen verlaſſen, und in der Hofnung leben, daß meine Ungnade ein ſchnelles Ende nehmen werde. Dieſe ſchmeichelhaften Hofnungen trugen etwas dazu bey, mir meine Ruhe wieder herzuſtellen; denn von dem erſten Augenblick jener Unterredung an hatte ich zu leben aufgehört, und ich geſtehe ihnen daß ich in eine ſo heftige Bewegung über die Kabale, die man mir geſpielt hatte, gerieth, daß ich verſchiednemal in Verſuchung war, mich zu Ihren Füßen zu werfen, und Sie um Gehör anzuflehen; aber eine kurze Ueberlegung, und die Furcht Aufſehen zu erregen hielt mich davon ab. Vor allen aber verführten mich die Hofnungen die mir Madame de Guemenee machte ſo ſehr, daß ſie mich glauben machen konnte, was ſie wollte. Ich war eines Sonntags Abends bey dem Prinz von Soubiſe, der auf ſeinen Wagen wartete um wieder nach Paris zurückzukehren, als ein Kammerdiener von Madame de Guemenee kam und mich, während Sie am Spieltiſche ſaßen, zu ihr rief, weil ſie mir etwas mitzutheilen hätte.

Die Zufriedenheit, welche ich auf ihrem Geſichte entdeckte, als ich ins Zimmer trat, gab mir ein gut Zeichen, und ich irrte mich nicht. Ich kann ihnen gute Neuigkeiten mittheilen, ſagte ſie, ſetzen ſie ſich. — Ich ſah geſtern die Königin, und durch ein unerwartet glückliches Ohngefehr kam die Rede auf ſie, ohne daß ich es eingeleitet hatte. Ich ergriff dieſe Gelegenheit ihr zu ſagen, daß ſie durch die hinterbrachten Nachrichten gewaltig hintergangen ſey; daß ihre Exiſtenz, ſeit der Zeit der Ungnade, die unglücklichſte wäre, und daß ſie gewiß den Hof verlaſſen und ſich nach Saverne begeben haben würden, wenn ſie nicht noch die Hofnung nährten eines Tages ſich rechtfertigen zu können. Wenn das wahr wäre, antwortete ſie mir, was ſie da ſagen, ſo würde er ſchon geſucht haben, ſich zu rechtfertigen; aber bisher weiß ich noch nicht daß er ſich darum bekümmert hätte. Dieſe Antwort gab mir Gelegenheit ihr unſre Unterredung zu erzählen, wo zu ich noch einige andre Umſtände hinzuſetzte, die ſie von der Unwahrheit der hinterbrachten Nachrichten überreden mußten; aber ich bemerkte aus ihrer Antwort, daß mehr als eine Unterredung nöthig ſeyn würde um ſie zu überzeugen. Ich hielt es daher nicht für gut die Sache weiter zu betreiben, oder eine übereilte Erörterung der Sache anzubieten, die alles hätte verderben können.

„Ich habe ein untrüglich Mittel, und wenn ſie mich unterſtützen wollen, ſo wird es mir ſonder Zweifel gelingen.

Vor

Vor einiger Zeit wünſchte die Königin einen kleinen weißen Wachtelhund zu beſitzen. Ich weiß dieſe Gattung Hunde trift man viel in Ober-Elſas, wenn ſie mir durch ihre Bekannte ſo ein kleines Geſchöpf daher verſchaffen könnten, ſo würde ich es ihr ſchenken, und mir vorbehalten es bey Gelegenheit anzubringen, daß er von ihnen komme."

Ich war ſo glücklich den ſchönen kleinen Hund anzuſchaffen, den ſie ſo lieb gewannen, und ſehr wohl leiden mogten. Madame de Guemenee unterließ nicht mich davon zu benachrichtigen, und verſicherte mich, ſie hätte Ihnen geſagt, daß ich mir alle Mühe gegeben hätte einen kleinen Elſaſiſchen Hund anzuſchaffen, weil ich gehört hätte, daß ſie einen zu haben wünſchten, und als ich einen erhalten hätte, hätte ich ihn ihr gebracht und ihm einen Arabiſchen Nahmen gegeben der „treu und unglücklich" bedeutete. Dieſe Nachricht hatte Ihre Neigung für das kleine Thier nicht nur nicht vermindert, ſondern erhöhet. Und hieraus ſchloß ſie auf glückliche Vorbedeutungen, und hofte, daß ich in kurzem den Nahmen meiner Repräſentanten würde verändern müſſen.

Ich wußte nicht wie ich ihr meine Dankbarkeit ausdrücken ſollte. Sie merkte wie groß meine Freude war, und nutzte dieſe Gelegenheit, eine anſehnliche Summe von mir zu leihen. Ich würde mein ganzes Vermögen hingegeben, und mich glücklich geſchätzt haben, einer Frau zu nützen der ich ſo ſehr verbunden

 war.

war. Da ſie ihr Anliegen ſo leichte erhalten hatte, ſo machte ſie dreiſte noch mehrere Fodrungen, die ich ihr nicht abſchlagen konnte; und ſie wußte ſie immer mit Hofnungen einzuleiten, mit ſchmeichelnden Verſprechungen, und zu gleicher Zeit mit Schwierigkeiten, die ſie zu überwinden noch Mittel finden würde; und dies alles leitete ſie ſo ein, um Zeit zu gewinnen. Da nun aber meine Finanzen durch die ihr vorgeſchoſſenen Summen ſehr in Unordnung kamen, und ſie die Quellen erſchöpft ſah, als ich ihr einigemal abſchlägliche Antwort geben mußte; ſo bildete ſie ſich ein, daß ſie nur einen Weg hätte, ihren Bosheiten und Betrügereien die Maske vorzulegen, den nehmlich mich ganz in Ihrer Meinung zu ſtürzen. Sie wiſſen daß die Prinzeſſin de Marſan mit mir über den kleinen Hund ſprach, und mir ſagte, ſie würde ſich freuen, mich wieder in Ihre Gnade aufgenommen zu ſehen; und daß ich mich auf Ihre gütige Nachſicht verlaſſen könnte, ſeit Sie etwas das von mir kam, angenommen hätten. Die Furcht daß ich die Wahrheit entdecken würde, machte ſie den ſichern Weg erfinden, den, mich verhaßt zu machen. Sie kennen die unvorſichtigen Schritte die ich that, ſie waren ihr Werk, und zu gleicher Zeit als ich wähnte, ich vollziehe ihre Befehle, beredete ſie Sie, es wäre eine ſtrafbare Uebereilung von mir, ich handle blos ſo um Sie blos zu ſtellen, denn ich ſey in einem Bunde mit zwey oder drey andern Perſonen, die ſie Ihnen nannte. Sie hielt ihr Werk noch für unvollendet, und wünſchte daher die letzte Hand anzulegen, und mir den letzten tödtlichen Streich zu geben. Um dies einzuleiten

zuleiten mußte ſie mir erſt Gründe angeben, warum ich noch meinen Zweck nicht erreicht hätte. Sie iſt erfinderiſch in Ausflüchten, und die Quellen ihrer Imagination ſind unerſchöpflich. Ich war ihrem Willen unterworfen, und mußte alſo allem glauben.

Sie wollten im kleinen Trianon einen Ball geben; aber die Zeit war noch etwas entfernt. In der Zwiſchenzeit bereitete ich alles zu, um mich zu verkleiden. Der längſt gewünſchte Tag erſchien, und den Anweiſungen meiner theuren Nichte zufolge, ſchlich ich mich in die Gärten, wo ich noch nicht lange war, als ich umringt und verfolgt wurde, wie eine Eule die ſich in einen bezauberten Wald verlohr. Das Zurufen, Herr Abbe, nebſt andern kränkenden Beywörtern, zeigte mir deutlich daß ich zum allgemeinen Spott der ganzen Geſellſchaft erkohren war. Voll Zorn über eine ſolche Mißhandlung gieng ich fort, Rache und Verzweiflung ſchwellten meine Bruſt, ich beſchloß feſt, mich zu rächen, ſo bald ich Gelegenheit fände. Dieſer Auftritt würkte ſo ſtark auf mich, daß mich ein heftiges Uebelbefinden befiel. Die Urheberin meines Unglücks mißbrauchte meine unglückliche Lage noch mehr. Sie verbreitete die Nachricht, daß ich im Schlafe wandern ginge, und daß meine nächtlichen Streifereien in den Gärten die Krankheit verurſacht hätten. Sie nutzte alles mich lächerlich zu machen, und mir neue Feinde zu erwerben, die ſeitdem nicht unterlaſſen haben, mich zu verfolgen.

Dieſe Umſtände haben Sie niemals erfahren; ſie werden Ihnen zeigen wie lange ich der durch Aufrichtigkeit hintergangne Thor war.

Was das Verſchwinden Ihres kleinen Hundes betrift, ſo werde ich Ihnen erzählen, was ich davon weiß, ſo wie manche andre Geſchichten, die mir aufgebürdet ſind, an den ich nie Theil nahm; da ich vielmehr dieſe ganze unglückliche Periode hindurch jede Gelegenheit ſuchte Ihnen Beweiſe meiner Hochachtung, und meiner aufrichtigſten Ergebenheit geben zu können.

Die ſehr unangenehmen Begebenheiten ſind ſchuld daß ich die Zeit vergeſſen habe. Ich hoffe inzwiſchen mein Kourier wird noch früh genug meine Briefe überbringen. Ich warte mit großer Ungeduld auf die Gräfin. Der Himmel gäbe daß ſie mir gute Nachrichten bringt. — Immer treu und unglücklich.

No. 6.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 10. April 1784.

Madam,

Ich ſehe es ſehr leicht ein, daß nach alle dem was vorhergegangen iſt, Sie ſich in Ihrem Betragen gegen mich zu ſehr widerſprechen würden, wenn Sie mir offenbar, und ſo ſchnell den Schutz wollten angedeihen laſſen, deſſen mich andre die um Sie ſind für unwürdig erklärten. Es würde unſtreitig Veranlaſſung zu einem

nem

nem großen Aufruhr unter allen meinen Feinden geben, die nicht verfehlen würden bey dieſer Gelegenheit zuſammen zu treten. Aber alle Ihre Bemühungen würden ſchwach ſeyn, wenn mein theuerer Gebieter Seinem Sklaven verzeihen wollte. Monarchin, die ſie gleich gefürchtet und geehret werden, Ihr Wille iſt immer Geſetz, und ihre Unterthanen ſind glücklich, ſich ihm unterwerfen zu können! Wenn Sie inzwiſchen beſondre Gründe haben, bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt mit Rückhaltung zu handeln, ſo will ich mich zu allen bequemen was Sie nur wollen, und ſo viel in meinen Kräften ſteht alles entfernen, was die Ruhe und Glückſeeligkeit meines theuren Gebieters ſtören könnte.

Ich wage es zu hoffen, daß Sie Ihren unterthänigen Sklaven für alle den Zwang, den er wird erfahren müſſen dadurch ſchadlos halten werden, daß Sie ſich herablaſſen ihm zu erlauben Ihre ſchöne Hand zu küſſen, und den reitzenden Mund Verzeihung ausſprechen zu hören.

No. 7.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 28 April 1784.

Ich habe mit Unwillen geleſen, wie Sie von Ihrer Nichte ſind hintergangen worden. Ich hörte nie etwas von den Briefen, der Sie erwähnen; ich frage Sie ob ſie jemals exiſtirten. Die Perſonen über die

Sie klagen haben wirklich dazu beygetragen Ihre Ungnade zu befördern, aber die Art wie ſie es bewürkten iſt ſehr verſchieden von der, die ſie vermuthen. Ich habe alles vergeſſen, und verlange von Ihnen des Vergangnen nie zu erwähnen. Die Schildrung welche mir die Gräfin von Ihrem Betragen gemacht hat, hat ſtärker auf mich gewirkt als Ihre Briefe. Ich hoffe Sie werden es nie vergeſſen, daß Sie ihr meine Verzeihung ſo wie dieſe Antwort zu verdanken haben. Ich habe Sie immer für einen ſehr unbeſtändigen und indiskreten Mann angeſehen; dieſe Meinung nöthigt mich ſehr zurückhaltend zu ſeyn, und ich geſtehe Ihnen, daß nichts als ein Betragen welches ganz das Gegentheil Ihres vorigen iſt, Ihnen mein Vertrauen wieder erwerben, und meine Achtung verdienen kann.

No. 8.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 6ten May 1784.

Ja; ich bin der glücklichſte Sterbliche: Mein Gebieter verzeiht mir; er ſchenkt mir ſein Vertrauen, und um meine Glückſeligkeit zu vollenden lächelt er hold auf Seinen Sklaven, und giebt ihm öffentliche Beweiſe eines guten Vernehmens. Eine ſo unerwartete Güte rührte mich ſo ſehr, daß ich einen Augenblick befürchtete, ich würde durch meine ungewöhnlichen Antworten die Beweggründe verrathen. Aber ich faßte mich bald, als ich ſah daß meine Geiſtes Abweſenheit einem

nem andern Beweggrunde zugeſchrieben wurde; wozu ich eine Mine des Beyfalls annahm, um die Aufmerkſamkeit von dem wahren Gegenſtand abzulenken. Dieſer Umſtand ſoll mich warnen, in Zukunft meine Worte und Handlungen mit mehr Klugheit zu lenken.

Ich weiß die Verpflichtungen, die ich der reitzenden Gräfin ſchuldig bin zu ſchätzen. In welche Lagen ich kommen mag, ſo werde ich mich immer dankbar alles deſſen erinnern, was ſie für mich that — So viel hiervon — Alles hängt von meinem Gebieter ab. — Die Leichtigkeit mit der Er Weſen beglücken kann, macht Seinen Sklaven wünſchen, Seinen Fußtapfen folgen, und das Echo ſeines Gutachtens ſeyn zu können.

No. 9.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 15ten May 1784.

Ich kann das Verlangen, welches Sie haben mich zu ſehen nicht mißbilligen. Ich wünſchte ich könnte Ihnen die Entfernung aller Hinderniß, die dem im Wege ſtehen erleichtern; aber Sie würden nicht wollen daß ich unvorſichtig handeln ſoll, um das ſchneller zu bewirken, was Sie in kurzem erreichen werden. Sie haben Feinde, die Sie beym Miniſter (die Gräfin wird Ihnen ſagen, was das Wort heißt, deſſen Sie ſich in Zukunft bedienen müſſen) verläumdet haben. Sie zu entfernen, kann nur ihr Vortheil

theil ſeyn. Ich kenne die Veränderungen und Revolutionen die ſich ereignen werden, und habe alle die Umſtände berechnet, welche die mir gewünſchten Gelegenheiten veranlaſſen werden. Inzwiſchen ſeyn Sie ſehr vorſichtig, vor allem discret; und weil man nicht weiß, was ſich zutragen kann, ſo ſeyn Sie zurückhaltend und ſehr räthſelhaft in den Ausdrücken Ihrer künftigen Briefe.

No. 10.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 23 May 1784.

Man erwähnte Ihrer geſtern bey mir, auf eine ſolche Art, die mich vermuthen läßt, daß man Verdacht eines Einverſtändniſſes hat. Ich kann nicht begreifen woher ſo eine Vermuthung entſtehen könne. Was auch damit geſagt ſeyn ſollte, es ward nicht gut aufgenommen; ich melde es Ihnen, damit Sie auf Ihrer Hut ſind und alle Ueberraſchungen vermeiden. Ich werde dieſe Woche nach T**n gehen, und dort die Gräfin ſehen, der ich einen Plan mittheilen werde, der Ihnen gewiß gefallen ſoll.

No. 11.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 2 Jun. 1784.

Madame,

Die Gräfin hat mich darin mißverſtanden, was ich ihr über das Anliegen eine Unterredung mit Ihnen

zu

zu betreiben ſagte. Ich würde ſehr ungerecht, und gewiß ſehr indiskret ſeyn, mir dieſe Gnade zu erbitten, ſo lange noch die Hinderniſſe im Wege ſind von den Sie mich ſo gütig benachrichtigen. Dies iſt alles was ich ihr geſtern ſagte, ohne zu glauben daß ſie es Ihnen wiederſagen würde. „Theure Gräfin, ſie ſind ſehr liebenswürdig, und verdienen ohne Zweifel die Zuneigung die man für ſie hat. — „Wie glücklich ſind ſie! Sie werden Morgen meinen „theuren Gebieter ſehen, ſie werden zu ſeinen Füßen „ſeyn, während ſein treuer Sklave unter beſtändigem „Zwange leben muß, der einzigen Freude beraubt, „die er genießen kann, ihn zu ſehen, zu bewundern, „und zu verehren, Ihm zu Seinen Füßen zu ſchwören, daß ſeine Hochachtung, ſeine Treue, ſeine Liebe nur mit ſeinem Leben enden wird. Sie haben „es in ihrer Gewalt alle meine Wünſche zu krönen, „es hängt größtentheils von Ihnen ab — hören Sie „mich. — Es würde mich ſehr bekümmern, wenn „mein Gebieter glauben könnte, daß mein ganzes „Benehmen nur auf Ehrgeitz abziele, und auf das „Verlangen an meinen Feinden mich zu rächen. — „Die Bitte die ich ihm vortrug mich aufzunehmen „könnte ſo einen Verdacht erweckt haben. Um dies „aus ſeinem Herzen zu verbannen und ihn zu überzeugen, daß ich keinen andern Zweck, kein andres „Verlangen habe, als ihm zu gefallen, ſagen ſie ihm „doch, daß ich gerne drein willigen wolle in den Augen des Publikums als ein in Ungnade ſtehender „Mann zu erſcheinen, der es reichlich verdiene, wenn

„Er

„Er mir die Gnade erzeigen wolle die Er ihnen be„weißt. Dies Geſtåndniß iſt ſo aufrichtig, wie mein „Verlangen, meine Wůnſche erfůllt zu ſehen.“ — Die Gråfin lachte herzlich bey dieſem Ausbruch der Empfindung und fand es fůr gut Sie damit zu unterhalten. Die Art wie ſie ihnen unſere Unterredung erzåhlte hat wahrſcheinlich den Vorwurf den ſie mir machen bewirkt. Mein Vergehen iſt ſehr verzeihlich, und ich verlaſſe mich auf Ihre Nachſicht. Sie ſind ſo gůtig, ſo willig den unglůcklichen aufzunehmen, daß ſich Ihr Sklave nicht ůberreden kann, daß Sie ihm noch långer verweigern werden Ihre Knie umfaſſen zu důrfen.

No. 12.

Brief des Kardinals an die Kônigin.

den 12 Jun. 1784.

Der Wilde iſt entzůckt — er hat mir eben mit voller Freude das Zeichen des Einverſtåndniſſes und der Gůte welches er von dem Gebieter erhielt, erzåhlt. — Um ihn zu verwirren, bemůhte ich mich ihm zu verſtehen zu geben, daß es der Gråfin, nicht ihm gelte, welches ihn in heftige Wuth ſetzte. Sie ſehen wie eiferſůchtig die Leute ſind Ihnen zu gefallen, und einen einzigen Blick von Ihnen zu erhalten. Von dem Augenblick an iſt der Wilde glůcklich geworden, und ich bin ůberzeugt es iſt nichts in der Welt, daß er nicht unternehmen wůrde um Ihre Achtung und gute Meinung zu verdienen. Er hoft Sie werden ſich mit ſeiner Geſtalt

wieder

wieder ausſöhnen, und daß ſeine Fähigkeiten ihn einen günſtigern Blick von Ihnen erwerben werden.

Ich hofte vor meiner Abreiſe etwas von Ihnen zu hören, aber die Gräfin hat mir eben geſagt, daß Ihre Toilette und Etikette dieſes Tages Ihnen nicht einen Augenblick Ruhe gelaſſen hat. Ich bin über den Miniſter höchlich erfreut. Ich verzweifle nicht, daß er eines Tages einmal mein Mittelsmann ſeyn ſoll.

No. 13.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 29 Jul. 1784.

Angebeteter Gebieter erlauben Sie Ihrem Sklaven ſeine Freude über Ihre Güte auszudrücken, die Sie ihm erwieſen haben. — Die ſchöne Roſe liegt auf meinem Herzen — ich will ſie bis zu meinem letzten Athemzug bewahren. Sie wird mir unabläſſiig das Andenken des erſten Beweiſes meines Glückes ſeyn. — Als ich von der Gräfin gieng, war ich ſo entzückt, daß ich mich unvermerkt an den reitzenden Ort verlohr, den Sie gewählt hatten. Nachdem ich die Gebüſche durchlaufen hatte, verzweifelte ich bereits den Platz zu finden wo Ihr geliebter Sklave ſich zu Ihren Füßen warf.— Ohne Zweifel dazu beſtimmt dieſe liebliche Nacht hindurch nur ſüße Empfindungen zu fühlen, fand ich den ſchönen Raſen den der liebe kleine Fuß ſanfte gedrückt hatte — ich warf mich dahin, als wären Sie noch da geweſen, ich küßte mit eben dem Feuer die Gras-

bank

bank auf der Sie ſaßen, mit der ich die ſchöne Hand küßte, die mir mit ſo viel Anmuth die einzig nur mein Geliebter beſitzt gereicht wurde. — Bezaubert auf dieſer heiligen Stelle wußte ich nicht wie ich ſie verlaſſen ſollte. Gewiß hätte ich die Nacht dort zugebracht, hätte ich nicht gefürchtet meine Bedienten zu beunruhigen die von meinem Ausgehen wußten. Bald nach meiner Rückkehr gieng ich zu Bette, drückte aber lange ein ſchlafloſes Lager. Meine Einbildungskraft war von Ihrer angebeteten Geſtalt während meines Schlummers mit den ſüßeſten Gefühlen erfüllt — Glückliche Nacht! ſie zeugte den glänzendſten Tag meines Lebens! — Angebeteter Gebieter, Ihr Sklave kann nicht Worte finden für ſein Glück! Sie ſahen ja geſtern ſeine Verlegenheit, ſein Erröthen, ſein Schweigen, die natürlichſten Wirkungen der aufrichtigſten Liebe! Sie allein in der Welt konnten bewirken, was er ſonſt nie erfuhr. — Gehüllt in dieſe ſüßen Gefühle, bilde ich mir ofte ein es ſey die Glückſeligkeit meines Traumes, wenn ich aber alle die Beweiſe meines Glückes zuſammenſtelle, die bezaubernde Stimme, die meine Verzeihung ausſprach zurück mir rufe, dann breche ich in Freude aus, mit Ausrufungen begleitet, die Wahnſinn verrathen wurden, wenn ſie belauſchet würden. So iſt meine Lage, unausſprechlich glücklich, um ſie zu genießen, wünſche ich Verlängerung des Lebens.

Ich werde nicht abreiſen bis ich von Ihnen etwas gehöret habe.

No. 14.

No. 14.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 9 Auguſt 1784.

Ich denke ich habe die Gelegenheit und den Vorwand ausgefunden, den mein Gebieter wünſcht. -- Nicht lange drauf ſeit ich ihm die Furcht ſeines Sklaven mittheilte, und die Gefahr der er ausgeſezt iſt, zufolge der Vermuthungen die ſeine Zudringlichkeit erweckt haben. Eine Entdeckung würde ihn für immer vernichten, denn es würden Angaben erfolgen, und der Gebieter ſeines Anſehens ungeachtet, würde ſich genöthigt ſehen ſeinen Sklaven aufzuopfern, und ſich ſelbſt einen endloſen Geſchwätz ausſetzen.

Wir ſind öfters genöthigt unſer Vertrauen in Perſonen zu ſetzen, die uns nahe ſind, auf deren Treue wir uns vielleicht wenig verlaſſen können, die öfters Umſtände nutzen können, uns in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, die wir nicht vorher ſehen konnten. Ihr Zweck iſt ſich zu Waffen zu verhelfen, die ſie gegen uns gebrauchen konnen, um ihr Regiment zu behaupten, und uns auſſer Stand zu ſetzen, einſtimmig nach unſern Wünſchen zu handeln. So iſt die Lage des Gebieters — eingeſchränkt in Seinen Ausſichten, Planen, und Betragen: Er ſieht, aber zu ſpät, wie gefährlich es iſt, ſich ohne Rückhalt jemand anzuvertrauen, beſonders den Niedrigen, der ſeinen Vortheil daraus zu ziehen weiß. Da ich die Beſchaffenheit der Zurückhaltung die er annehmen muß nicht kenne, und noch

weniger das Weſentliche ſeiner Vertraulichkeit, ſo kann ich ihm keinen Rath geben, noch die Mittel erfinden, wie ich dem was ihm nisfallen könnte ausweichen mögte — Sie verſtehen was ich meyne. — Ich muß mich alſo nur darauf einſchränken die Art anzuzeigen, wie er ſeinen Sklaven öffentlich vor ſich laſſen kann, ohne daß der Miniſter, der P., der V., der B. ꝛc. etwas von dem vorhergehenden vermuthen könne. Wenn dieſer erſte Schritt geſchehen iſt, ſo wird nichts leichter ſeyn, als die Beſuche fortzuſetzen, die auf der einen Seite gerechtfertigt, und auf der andern gleichgültig ſind.

Sie haben jetzo eine junge Perſon, die unter Ihrer unmittelbaren Aufſicht wirkt. — Ich weiß daß die Unternehmungen dieſer Perſon Ihnen gefallen, und daß Sie ſie zu ſchätzen wünſchen. Sie hat einen Geiſtlichen, einen ihrer Verwandte, dem ſie viel Verbindlichkeiten ſchuldig iſt an Ihrer Güte Theil nehmen laſſen. Letzterer iſt zu mir gekommen und hat mich gefragt, ob er hoffen dürfte eine erledigte Stelle zu bekommen, die ich für ihn von Ihnen erbitten würde. Als ich mich von alle den Umſtänden hätte unterrichten laſſen, hieß ich ihm ein Memorial aufzuſetzen, welches der Kleinen ausgeliefert werden wird, nebſt allen nöthigen Anweiſungen, Sie werden das Geſuch auf dem Boden Ihres Korbes finden, und Sie werden aus dem Inhalte ſehen, daß der Sklave nothwendig vorgelaſſen werden muß, um ſeine Befehle von dem Gebieter zu erhalten, der ſeine unbefangne Handlungen, und das eifrige Verlangen ſeinen Willen zu erfüllen

ohne

ohne Zweifel Gelegenheit geben muß, ſeine Ergebenheit zu erkennen, und unvermerkt das Geſchehene zu vergeſſen.

Die Gräfin wird bis Donnerſtag bleiben um mir Ihre beſtimmte Antwort und Befehle zurück zu bringen.

„M. B. S. T. C. B. — Sie verſtehen mich.

No. 15.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 13 Auguſt 1784.

Es iſt ein Sprichwort: Ein Glück kömmt ſelten alleine. — Meine traurige Geſchichte wird das Gegentheil beweiſen. Werden Sie nicht verlegen, bereiten Sie ſich vielmehr herzlich zu lachen, und bey unſrer nächſten Zuſammenkunft mich zum beſten zu haben. Nach dem Genuß der vollkommenſten Glückſeligkeit, ſtahl ich mich durch die bekannten Wege weg, als mich, indem ich an der grünen Hecke hinunter gieng, ein lautes Geräuſch glauben machte, es würde mich jemand überraſchen — bis aufs äuſſerſte erſchrocken, wagte ich einen Sprung um auszuweichen. Die Eile ließ mich nicht vorſichtig ſeyn, und noch weniger drän denken, daß der Regen den Boden ſchlüpferich gemacht hätte, und ſo lag ich, ich weiß nicht wie auf einmal in den Graben. Der Wilde, der mich auf der andern Seite erwartete, der bey meinem komiſchen Falle blos meine

Ungeſchicklichkeit erwog, brach in lautes Lachen aus, ſo daß er ſeine Seiten auf die ihm eigne ſonderbare Art halten mußte. Einige wenig bedeutende Worte ſtillten für einen Augenblick ſein unmäßiges Lachen, und er half mir aus dem Kothe, in den ich ſehr tief geſunken war. Sie kennen die Ernſthaftigkeit des Wilden, würden Sie alſo glauben, daß er wieder von neuem in lautes Lachen ausbrach, als ich ihm die Urſache meines Schreckens erzählte? gewiß nicht. Fort gieng er, warf ſich auf den Boden, wälzte ſich auf dem Graſe, ohne ein Wort ſagen zu können. Als ich ſah daß ſich auf der andern Seite nichts bewegte, ſo wartete ich geduldig den Ausgang dieſes Spaßes ab. Als er ein wenig ruhiger geworden war erzählte ich ihm etwas ernſthaft, daß ich ihm nie wieder mit mir nehmen wolle, ſeit er ſich bey einem ſo delikaten Falle ſo thörigt und indiskret betrage. „Verdammen Sie mich nicht ungehört,“ antwortete er, „hören Sie mich — Es iſt ein Kaninchen oder ein Rebhahn, das Sie erſchreckt hat. — Sie dachten Sie ſähen eine ganze Bande hinter ihren Ferſen, und ohne die geringſte Ueberlegung, kamen Sie und ſpielten den Taucher, um nicht von ihnen geſehen zu werden. — Setzen Sie ſich in meinen Platz, da ich nichts hörte und ſah das einen ſo ſchnellen Rückzug bewirken konnte, ſo war mein erſter Gedanke Lachen. Sie erzählten mir ihr Schrekken, ich rieth die Urſache. Ich beſah Sie, ſah Sie über und über voll Koth, ihre Beinkleider von einer Seite zur andern zerriſſen — wer, beym Teufel! hätte nicht lachen ſollen.“ — Ich ſah mich um, ſah die

Wahr-

Wahrheit, und lachte mit. So war alles gut, bis auf die zerriſſenen Beinkleider und die ſchmutzige Maskirung. Die Entdeckung aber, daß ich meinen Daum verränkt hatte, machte uns unterwegens etwas ernſthafter. Als ich mich heimlich zu Hauſe geſtohlen hatte, beſorgte mir der Wilde einen Wundarzt. Dank ſey ſeinem Balſam, daß ich heute weniger Schmerzen habe. Die Gräfin kam den Morgen zu mir, und als ſie meine Hand verbunden ſah, frug ſie natürlich was mir begegnet ſey. Ob ich wohl wußte, ſie würde mich zum beſten haben, erzählte ich ihr doch mein Mißgeſchick, worüber ſie ſo unmäßig lachte, daß ſie mich verlaſſen, und in ein ander Zimmer gehen mußte. Die Beweiſe die ſie in den Nebenzimmer von ihrem unbegränzten Lachen ließ, zeigen von einem neuen Anfall, ich gieng fort ohne ſie wieder zu ſehen. — Die liebenswürdige Lachende wird nicht unterlaſſen, Ihnen mein Ungeſchicklichkeit, wie ſie es nennt, zu erzählen, aber ich hoffe daß ihre Freude diesmal nicht auf dieſelbige Art enden wird.

No. 16.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 15 Auguſt 1784.

Geſtern Abend erhielt ich das Paket, die Anweiſungen, und Bemerkungen die Du mir über Calonne ſchickteſt. Ich weiß daß er der Mann iſt, der die Gelegenheit nicht würde fahren laſſen, ſich auf die Koſten ir-

gend eines andern, zu erheben; aber ich weiß auch, wenn ich ihm irgend etwas aufgetragen habe, ſo achtet er darauf, und ſucht nicht mir zuwider zu ſeyn. Die Sache von der Du mit mir ſprichſt in Betreff der Gräfin, hat keinen Bezug hierauf; Deine Foderung für ihn hat mir gefallen; das Factum aber iſt, daß ich die Gräfin damals blos von Anſehn kannte, und blos von ihr bey Madame hatte reden gehört, die ihr ſehr gut war. Die Lobrede die ſie ihr hielt, und die Ereigniſſe des zweyten Februar thaten alles übrige. Ein Miniſter muß öfters Unwahrheiten erfinden, und Ungerechtigkeiten ſich zu ſchulden kommen laſſen, beſonders wenn er der Unſchuld gewiß iſt. Er wußte damals mein Intereſſe für ſie nicht, und es wundert mich auch nicht, daß er meiner und des Miniſters erwähnte, um alle Deine fernern Nachſuchungen zu verhindern. Ueberdem da es ein Anliegen der größten Wichtigkeit iſt, und reife Ueberlegung erfodert, ſo wollen wir alle nöthigen Maaßregeln ergreifen, alle Hinderniſſe zu heben, und des Ausſpruches des Arztes uns erinnern: es iſt alles gut. Adieu.

No. 17.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 16 Auguſt 1784.

Eine Bemerkung die man mir geſtern mit einer Miene voll Neugierde und Verdacht machte, verhindert mich heute nach T** zu gehen: wird mich aber nicht für

immer

immer verhindern meinen lieben Sklaven zu ſehen. Der Miniſter fuhr um eilf Uhr zu einer Jagt nach R** ab, er wird ſpät, oder eigentlich zu reden Morgen wiederkommen. Ich hoffe mich während ſeiner Abweſenheit für den Ueberdruß und Zwang der beyden letzten Tage ſchadlos halten zu können. Unvorſichtiges Betragen hat mich dahin gebracht, daß ich nicht ohne Gefahr die mir misfallenden Geſchöpfe, die mich beunruhigen, entfernen kann. Sie haben mich ſo gänzlich ausgeforſcht, und wiſſen ſich ſo wenig zu verſtellen, daß ſie mein Betragen blos zur Diskretion verändert haben, die ihnen tadelhaft ſcheint. Es iſt alſo ſehr nöthig daß wir auf der Hut ſind, um allen Ueberraſchungen zuvor zu kommen.

Die kühnen Fragen die man mir vorlegt, überzeugen mich, daß man mein Zutrauen ſo wie meine Gutmüthigkeit gemißbraucht hat, und daß man Umſtände genutzt hat, meinen Willen zu feſſeln. Ich habe ein Mittel die Sache ausfindig zu machen, ich will dich aber erſt um Rath fragen. Da Du die Hauptrolle in meinem Plane ſpielen wirſt, ſo müſſen wir über dieſen Punkt eben ſo eins werden, wie wir letzten Freytag auf dem S — wurden. Dieſer Vergleich wird Dich zum Lachen bewegen, aber er iſt treffend, und ich verlange Dir einen Beweis davon dieſe Nacht zu geben ehe wir von ernſthaften Dingen reden; merke auf das folgende. Ziehe die Kleidung eines Boten an, und gehe mit einem Paquet in der Hand nach halb eilf, nach dem Vorplatz der Kapelle. Ich werde Dir

die Gräfin ſchicken, die Dein Wegweiſer ſeyn, und Dich eine kleine Hintertreppe hinauf in ein Zimmer führen ſoll, wo Du den Gegenſtand Deines Verlangens finden ſollſt.

No. 18.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 18 Auguſt 1784.

Seit dem Schritt, den ich die Gräfin beym Präſident d'Aligre wegen ihrer Angelegenheit des Quinze-Vingt thun ließ; vermuthe ich aus ſeinem Erſtaunen, daß er verſucht hat die Bewegungsgründe zu errathen und daß er, ohne eine Entdeckung machen zu können, deswegen mit gewiſſen Perſonen geſprochen hat, von den man vermuthet, daß ſie alles wiſſen, und die vielleicht bey dieſer Gelegenheit ſich verſtellt haben, um zu zeigen, daß ſie noch mein Vertrauen beſäßen. Der Zweck den mir ihre verdoppelte Zudringlichkeit aufſlegt, das beſtändige Gewäſche mit dem ich geplagt bin, ihre ängſtliche und ſpähende Blicke wenn ich eine Frage beantworte, kurz alles überführt mich, daß ſie unſer geheimes Verſtändniß errathen, und daß ſie alle Mittel gebrauchen ſich davon zu überzeugen.

Dieſen Morgen ſprach der Miniſter mit einer Art von Gefälligkeit von Dir, welches mich vermuthen macht, daß er einige Nachrichten eingezogen hat. Da es ſich nicht zum erſtenmal ereignet, und ich niemals unterließ die Perſonen, welche ich in Verdacht hatte

davon

davon zu benachrichtigen und zu befragen, deren Anblick mich am mehrſten niederdrücken ſollte, ſo werde ich nicht unterlaſſen ihnen mein Erſtaunen unter ſolchen Umſtänden mitzutheilen, die mich in Stand ſetzen werden, zu urtheilen ob mein Verdacht gegründet iſt oder nicht.

Du haſt ganz Recht, wenn du mir ſageſt, daß ich in einem Walde bin, umringt mit allem was gefährlich und giftig iſt auf dieſer Erden Runde; aber kurz, wir müſſen mit den Wölfen heulen, bis wir ihnen den Mund geſtopft haben. Was den Miniſter betrift, ſo kenne ich ſeine grob geſponnenen Fineſſen, und ſeine Schwäche gegen mich; ſie kennen ſeine Brudalität, und wie's dem geht das zuerſt vor ſeine Zähne läuft, und dies giebt mir Muth; ſie wiſſen daß in delikatern Fällen als der jetzige iſt, ich den Löwen zu feſſeln wußte, und ihm glauben machte, was mir gefiel.

Du weißt was es heißt meine Blutigel auf die Seite zu ſchaffen, hilf mir die Mittel dazu erfinden, benimm ihnen die Kraft mir zu ſchaden, und alle Deine Wünſche ſollen bald erfüllt werden.

Ich erwarte dich dieſe Nacht zur ſelbigen Stunde an ſelbigem Orte. Ich hoffe vor dieſem glücklichen Augenblick von dem Miniſter völlig befreyt zu ſeyn.

J. t. R. t. B. a. V. C. S. Adieu.

No 19.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 18 Auguſt 1784.

Ich ſchreibe Dir eiligſt daß es mir unmöglich iſt, Dich dieſe Nacht zu ſehen; ich habe mehr erfahren als ich

wünſchte; ob ich gleich in Wuth bin über den Auftritt den ich eben mit la P — hatte, ſo will ich doch meine Rache verbergen, und meine Verſtellung aufs äuſſerſte treiben. Ich weiß dieſer Zorn dient zu nichts, und daher nehme ich die paſſenſten Entſchließungen, ob ſie gleich meinen eignen Neigungen entgegen ſind. Ich will den Miniſter nicht verlaſſen, bis ich ihn nach meiner Abſicht bearbeitet habe, welches dazu dient, daß ich nicht in Verlegenheit bin, eine Bedeckung zu finden, und wenn die Bombe ſpringt, ſo werde ich machen, daß auf alle die Splittern fallen die ſie anzündeten. Geh Morgen erſt um ein Uhr aus, und verfehle nicht dieſen Abend auf dem Wege nach T — zu ſeyn. Unſtreitig werden Deine Schritte, nach allem was ich erfahren habe, bewacht; es iſt alſo eine weſentliche Sache die Lauſcher zu hintergehen, und es ihnen unmöglich zu machen ihren Verdacht zur Gewißheit zu bringen.

Die Gräfin wird bis Morgen hier bleiben, und Dich von allem was vorgefallen iſt benachrichtigen. Verlaß Dich auf meine Beharrlichkeit, und ſey verſichert, daß ich undankbare Leute, die Deine Feinde geworden ſind, weil Du nicht bey ihnen eingeführt wareſt, werde zu behandeln wiſſen, wie ſie es verdienen. Vor allem ſey diskret. Ich verlaſſe mich auf die Gräfin wie auf mich ſelbſt.

No. 20.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 21 Auguſt 1784.

Es würde ſehr unrecht ſeyn, wenn ich bey dem Zutraun, das Sie mir in dieſen Angelegenheiten ſchenken, nicht ganz mein Betragen nach Ihrer Vorſchrift einrichten wollte. Seyn Sie überzeugt, daß ich der Ruhe und dem Glücke meines Gebieters alles aufopfern werde. Was ſich in meiner Abweſenheit (die nothwendig wird) ereignen mag, wird er meine Aufrichtigkeit, meinen Eifer ihm zu dienen, und meine zärtlichſte Liebe nicht vergeſſen. Ich bin nicht abergläubiſch, aber ſoll ich's Dir ſagen? ich habe Ahndungen, deren Erfüllung ich fürchte; je mehr ich die Geheimniſſe überlege, die Du mir anvertrauteſt, deſtomehr fürchte ich die Möglichkeit einer Ausſöhnung. Die Abweſenden verlieren immer. — Wenn ich einmal nach S – werde gegangen ſeyn, ſo werden mir tauſend Dinge ſchaden. Ich werde nicht bey der Hand ſeyn mich zu entſchuldigen. — Verleumdung, geleitet von namenloſen Briefen, die von allen Seiten kommen, werden Waffen meiner Feinde werden — und dann, um ſie zu unterſtützen, wird der ſchöne F — kommen. Er iſt kein ehrgeitziger Mann, ich geſtehe es; er iſt jung, liebenswürdig, trachtet nur nach dem Glücke, Ihnen zu gefallen — aber C — iſt ein alter Acteur, deſſen Angelegenheiten ſehr verwickelt ſind, der für keine Neigung empfänglich iſt, als für die Befriedigung ſeines Intereſſe und Ehrgeitzes. Dies, weiß ich gewiß, ſind Theile ihrer Unternehmungen, und die Arten wie ſie ſich an

Sie

Sie wenden werden. Wenn ſie nicht über Sie werden gebieten können, ſo werden ſie zu den äuſſerſten Erfindungen ihre Zuflucht nehmen. — Ich geſtehe Ihnen, daher fürchte ich ſie am meiſten. — Es würde eine unverzeihliche Niederträchtigkeit ſeyn, aber ihre Indelikateſſe, ihre äuſſerſte Bemühung Hand anzulegen, und ſolche Schriften zu bewahren, zeigt offenbar, daß ſie es thaten um üblen Gebrauch davon zu machen. Inzwiſchen, nach allen Bemerkungen die ich gemacht habe, denke ich, daß ſie mit Entſchloſſenheit, die durch Anſehen unterſtützt wird, ſie zu einer Rückgabe werden bewogen werden können. Wäre dies Mittel gefährlich, ſo ſcheint mir ein andres untrüglich, welches ſehr mit ihrer ſelbſtſüchtigen Denkart übereinſtimmt, ich will es in meinem nächſten Briefe mittheilen. — Seit dieſer Entdeckung iſt meine Seele ängſtlich beſchäftigt geweſen, das ſchnellſte und beſte Hülfsmittel zu erſinnen, und ich geſtehe ich kehre immer zu meiner erſten Meinung zurück.

Ich werde am Feſttage abreiſen, und nicht in V. erſcheinen, als auf beſondern Befehl. Inzwiſchen werden ſich meine Gedanken mit den wichtigſten Gegenſtänden beſchäftigen. — Das Paket wird Morgen Abend abgehen. — Meine Vorſicht wird alle Vertraulichkeit vermeiden die gefährlich werden könnte, und ſollte ſich unglücklicher Weiſe eine Ueberraſchung ereignen, ſo wird der Ueberbringer keine Anzeige noch Zeichen von Mitwiſſen von ſich geben können.

No. 21,

No. 21.

Brief des Kardinals an die Königin.

den 24. Auguſt 1784.

Der Kourier ritt geſtern Nacht nach halb zwölfe ab. Die Gräfin wird dir erzählen, wie ich die Abfertigung des Pakets erſand. Ich habe die Abreiſe und Ankunft zweyer Kourier gehörig angeordnet, und dadurch werde ich doch wenigſtens alle Woche einmal etwas von dir hören. Wenn ja etwas außerordentliches vorfallen ſollte, ſo habe ich dann immer eine ſichre Perſon zum Abſchicken bereit. — Meine ganze Equipage iſt fertig. — Morgen iſt der traurige Tag, an dem ich von allen was mir theuer iſt ſcheiden muß. Dieſe Betrachtungen drücken meine Seele nieder, und erwecken ein Schmerz Gefühl, das ich nicht überwinden kann; ja ich weiß meine Abweſenheit iſt hier nöthig, und meine Gegenwart an dem Orte meiner Beſtimmung erforderlich. — Ich glaube ich bin eiferſüchtig; eine ſchreckliche Krankheit! die Perſonen, von den wir ſprachen verwirren meinen Kopf, ſie machen mich meine Abreiſe fürchten. — Habe ein wenig Mitleiden mit mir, ſuche meine Schmerzen zu heilen, ſey überzeugt daß ich deine Untreue nicht überleben würde. Lebwohl — ſorge für deine Geſundheit, lebe glücklich, und ſchenke zuweilen eine Rückerinnerung

Deinen Sklaven.

No. 22.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 8. Septemb. 1784.

Es iſt doch erſtaunlich, daß der Kourier noch nicht zurückgekommen iſt. Dies macht mich unruhig, da ich die größte Eil verlangte. Wenn er bey Empfang dieſes Briefs noch nicht angekommen iſt, ſo ſchicke ſogleich einen Kourier mit dem eingeſchloßnen Handbrief ab, und ſage ihm mündlich, an wen er ihn abzugeben habe. Deine Abreiſe hat jede Zunge zum Schweigen gebracht, und man hat entweder aus Diſkretion oder aus Politik nicht einmal Deinen Namen genannt. Man verdoppelt ſeine ſchuldige Achtung, und ſucht mich ſo wohl jene Scene ſelbſt, als was dazu Anlaß gab, vergeſſen zu machen. Der Rath, den Du mir ertheilſt iſt nicht anwendbar. Sie haben mir nie geſagt, daß ſie im Beſitz des — wären. Ich vermuthete es blos aus ihrem Benehmen ſo wie aus ihren Reden und Vorwürfen, die mir zu Ohren kamen. Ich bin völlig überzeugt, daß, was ſich auch ereignen möge, ſie ſich nie ſo weit verrathen werden, Briefe in die Hand des Miniſters zu ſpielen. Dennoch iſt es mir unangenehm zu wiſſen, daß ſie etwas beſitzen, was meine Ruhe ſtöhren könnte. Ich bin daher völlig entſchloſſen, einen entſcheidenden Schritt zu thun; allein ich habe ſo manches für dieſe Leute aufgeopfert, und der Miniſter hat mich ſo oft der Unbeſtändigkeit und Wankelmuth beſchuldigt, daß ich ihm ſchlechterdings einen Grund angeben muß. Nicht daß er ſie liebe, daß er Werth auf ſie ſetze, gerade

rade das Gegentheil. Er giebt vor, dies geſchehe meinetwegen und es ſey immer ſehr koſtbar, neue Favoriten zu haben. — In der That ein ſehr ſchönes Syſtem von wahrer Oekonomie! — Adieu, — morgen reiſ' ich nach T — wo ich einige Tage bleiben werde, um die Gräfin ungehinderter zu ſehn. Du haſt mir nicht geſagt, daß der Wilde in Paris bleiben wolle; warlich ein ſehr unnützes Ding!

No. 23.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 8. September 1784.

Sie müſſen ein Paket bekommen haben, das ich Ihnen ſchickte. Ich erſtaune, daß ich noch keine Antwort erhielt. Sie können aus dem Inhalt auf meine Unruhe ſchließen. Ich hoffe, daß Sie für die Zukunft pünktlicher ſeyn werden.

No. 24.

Brief vom Kardinal an die Königin.

Der Gebieter wird aus dem Paket erſehn, daß ſein Wunſch erfüllt und daher ſein Handbrief unnöthig geweſen iſt. Der Kourier hatten vor dieſem letzten Schreiben ſchon einen etwas langen Brief in Betreff der bewußten Perſonen, von mir erhalten. — Nach dem reiflichſten Nachdenken glaubt der Sklav, daß der Gebieter ohne Gefahr den Rath befolgen könne, den ich ihm ertheile, denn er iſt ja Gebieter. Ich habe der Gräfin eine kleine Flaſche für Sie

ge-

geſchickt, die einen Liquor enthält, womit man ſchrei-
ben kann, ohne daß etwas zu ſehn iſt. So bald man
aber das Papier ans Feuer oder Licht bringt, ſo er-
ſcheint die Schrift und verſchwindet nachher wieder.
Im Fall, daß Sie mir etwas beſonderes zu ſchreiben
haben, ſo laſſen Sie einen weiten Zwiſchenraum zwi-
ſchen Ihren Zeilen, den Sie denn vermittelſt dieſes Li-
quors ausfüllen können. Ich ſah ehegeſtern die bewuß-
te Perſon, deren Antwort mir bloße Ausflucht zu ſeyn
ſchien. — Er wird noch dieſe Woche zurückgerufen
werden, um ſeinen endlichen Entſchluß bekannt zu ma-
chen. Wenn er abſchlägige Antwort giebt, ſo hab ich
ſchon jemand anders. Die Gräfin wird Ihnen das
mittheilen, was ich dieſem Papier nicht anvertrauen
darf.

No. 25.

Brief vom Kardinal an die Königin.

den 23. September. 1784.

Wenn der Sklav ſo glücklich iſt, zur Ausführung des
großen Vorhabens ſeines Gebieters etwas beytragen zu
dürfen, ſo glaubt er, wird es vor der Ausführung nö-
thig ſeyn, ihn etwas näher kommen zu laſſen. Der
undurchdringlichſte Schleier muß nothwendig über den
Urheber des Projekts gebreitet werden, ſo daß es un-
möglich iſt, ihm auf die Spur zu kommen, damit er
ganz gegen widrige Folgen geſichert ſey. — Ich habe
die Stärke der letzten Bemerkung vollkommen gefühlt.
Es iſt nichts beſtändiges in der Welt. Dieſer Wahr-
heit

heit zufolge, iſt die Politik des Gebieters nicht zu ver⸗kennen; denn im Fall einer Revolution iſt er einer Stütze ſicher, die er ergreifen kann, und die ihn vor dem Triumph ſeiner Feinde ſichern wird. — Getheilt zwiſchen Furcht und Hofnung iſt meine Lage die grau⸗ſamſte, und mein Daſeyn höchſt traurig. — Doch wenn ich an die Vergangenheit zurückgedenke, und den hohen Grad von Vertrauen erwäge, deſſen der Gebieter mich würdigte, dann ſeh ich die Ungerechtig⸗keit meiner Furcht. Die Hofnung mich bald wieder in Ihren Armen zu ſehn, giebt meinem Geiſte wieder neu⸗es Leben und beruhigt ihn.

No. 26.

Brief vom Kardinal an die Königin.

den 22. November 1784.

Mein Verlangen, der Gräfin zu dienen, und alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, die ſich noch im⸗mer einer öffentlichen Aufnahme entgegenſtellen, macht daß ich alle nur möglichen Mittel verſuche dies doppelte Verlangen zu befriedigen. Der Gebieter wird aus mei⸗nem Verfahren, daß ich nämlich einen meiner Unterge⸗benen mit zu Hülfe genommen habe, abnehmen, ob die Ausführung Ihrer Wünſche zu einem Vorwande für das wechſelſeitige Verlangen dienen, und alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen kann. Der Abbe de Seſarges will ſeine Stelle als Kapellmeiſter dem Abbe de Pfaff, einem Deutſchen von Geburt, ab⸗treten, deſſen Freunde zu Brüſſel im Gefolge der Erz⸗

 her⸗

herzogin ſind. Eine Schwierigkeit iſt übrig, die Sie allein heben können. Ich habe ihm gerathen, nach Brüſſel zu gehn, und von der Erzherzogin ein Empfehlungsſchreiben an Sie zu erhalten zu ſuchen. Da die Stelle nicht ohne mich vergeben werden kann, weil ich den Fond dazu hergebe, ſo wird es nöthig ſeyn, daß auch ich mit in Erwähnung gebracht werde. — Ich hatte einen Plan entworfen eine abſchlägige Antwort zu beſchleunigen oder zu verhindern, doch da Ihrer dann vielleicht mit gedacht werden müßte, und dies Verdacht erwecken könnte, ſo hielt ich es für rathſamer, davon abzuſtehn. So viel hiervon. Sie werden eingeſtehen daß auf beyden Seiten ſo ſchnelle Ereigniſſe eintreten könnten, daß eine zu weite Entfernung gefährlich ſeyn würde. Die Politik und Beantwortung eines emporſtrebenden Geiſtes ſetzen mich um ſo mehr in Erſtaunen, da die Epoche von der die Rede iſt, noch ſo ferne liegt. Ich ſehe noch manche Schwierigkeiten voraus, es zu einem glücklichen Ausgang einzuleiten — gewiß, Sie verſtehn mich! Ich werde allezeit bereit ſeyn, die Befehle des Gebieters gewiſſenhaft zu vollziehen und meine größte Freude wird ohnſtreitig darin beſtehn, ſeiner göttlichen Perſon wieder näher zu kommen.

No. 27.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 12. Dec. 1784.

Hätt' ich den Grundſatz befolgt „in allem was Du thuſt ſey nicht zu ſchnelle „ſo würde das Los, der Deinen letzten Brief getroffen hat, verhütet ſeyn. Meine Un-

Ungeduld und Eilſertigkeit machte, daß ich den Brief zu nahe ans Licht hielt. Er fing Feuer und alle meine Bemühungen, zu löſchen, konnten nur einen Theil davon retten.

Das erſte Paket war ſchon abgegangen, als der Kourier ankam. Da ich nicht Zeit hatte, ſo konnt' ich auf den Punkt in Abſicht des Abbe nicht antworten. Hätt' ichs vorhergewußt, ſo hätt' ich ihm eine unnöthige Reiſe erſparen können. Wir ſind einen Vertrag eingegangen nie jemand ein Geſuch von der Art zu erfüllen, und ſicher wird der Abbe keine Ausnahme von der Regel ſeyn; zumal da, geſetzt, daß der Plan hätte Statt finden können, es ſichtbar iſt, daß das Objekt das Verfahren nicht gerechtfertigt hätte. Die Lage, worin ich bin, wird ohnſtreitig eine günſtigere Gelegenheit zum Vorſchein bringen. Die eiligſte Beſorgung des anvertrauten Geſchäfts wird das Exil des Sklaven abkürzen. Ich glaube, daß ich verſtanden bin.

No. 28.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 15. Januar 1784.

Wenn ich nicht zur Abſicht gehabt hätte, daß der Kauf des Juwels geheim bleiben ſollte, ſo hätt' ich Ihrer dazu nicht nöthig gehabt. Ich bin nicht gewohnt, mich mit meinen Juweliers in Unterhandlungen einzulaſſen, und dieſe Art des Verfahrens iſt dem, was ich mir ſchuldig bin, um ſo mehr zuwider, da zwey Worte

hinreichend ſind, mich in den Beſitz des Dinges zu ſetzen. Ich erſtaune, daß Sie mir ſolch ein Arrangement zumuthen können. Doch genug davon. Ich habe hierbey einige Bemerkungen gemacht, die ich Ihnen bey Gelegenheit mittheilen will. Die Gräfin wird Ihnen Ihre Papiere einhändigen. Es thut mir leid daß Sie ſich ſo viele Mühe umſonſt gegeben haben.

No. 29.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 29. Januar 1785.

Was iſt das? Verſtellung gegen mich? Warum in unſerm Verhältniß verſteckt handeln, Ausflüchte ſuchen und zurückhaltend ſeyn? Weiſt Du, daß Deine Verſtecktheit und Dein falſcher Stolz Dir den Brief zugezogen hat, den Du von mir erhielteſt und daß ich ohne die Gräfin, die mir alles geſagt hat jenes vorgebliche Arrangement einem ganz andern Bewegungsgrund würde zugeſchrieben haben? Zum Glück iſt alles aufgeklärt. Die Gräfin wird Dir das Schreiben einhändigen, und Dir die Gründe vorlegen, die mich hier zu ſolcher Handlungsart vermochten. Da vorausgeſetzt ward, daß ich von dem Vertrauen nichts wiſſe das Du gegen ſie geäußert, ſo wie von den Zeichen die Du ihr noch dadurch hiervon geben willſt, daß Du ihr unſre Privatengagements vorzulegen willens biſt, ſo iſt dies ein mehr, als zureichender Grund Dich zu ſichern, und alle Schwierigkeiten zu entfernen. Du wirſt das

Schrei-

Schreiben an Dich halten, und es keinem als mir in die Hände geben.

Ich hoffe ungeachtet meiner Unpäßlichkeit, dich noch vor dem Feſt zu ſehn. Morgen erwart' ich die Gräſin. Ich werde ſie fragen, ob ich wohl von meinem Sklaven das annehmen könne, was uns bald entzweyet hätte.

No. 30.

Brief von der Königin an den Kardinal.

den 6. Julius 1785.

Ihre Furcht war ohne Grund; der Kaltſinn und die Abneigung gegen Sie, die Sie wahrzunehmen glauben, iſt keinesweges die Frucht der Unbeſtändigkeit. Bedenken Sie doch einmal ſelbſt: ich verlange Sie zu ſprechen, die Schritte, die ich deshalb in Abſicht thun laſſe, müſſen Sie nothwendig überzeugen. Der Miniſter kam früher von der Jagd, als ich ihn erwartete, er war noch bey mir, ſo wie auch Madam C — als ich die ſehr Vertraute zu Ihnen ſchickte. Verreiſen Sie heute nicht, ſeyn Sie um zehn Uhr bey der Gräſin, und glauben Sie daß keiner mehr als ich die Erörterung wünſcht, die Sie verlangen.

No. 31.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 19. Julius 1784.

Ich glaube Sie ſchon wegen der Summe verſtändigt zu haben, die ich fur die bewußte Sache beſtimme, ſo auch daß ich wahrſcheinlich die Engagements vor meiner Ruckkehr von Fontainebleau nicht erfullen kann. Die Grafin wird Ihnen dreyßig tauſend Livers zuſtellen, um ſie fur Zinſen zu bezahlen. Denn es muß in Anſchlag gebracht werden, daß das Kapital noch nicht bezahlt wird. Dieſer Erſatz wird daher die Leute für jetzt beruhigen.

Sie beklagen ſich, und ich ſage nicht ein Wort darauf: ein ſehr ſonderbarer Umſtand! Vielleicht wird die Zeit Sie mit dem Bewegungsgrunde meines Stillſchweigens bekannt machen. Ich liebe keine argwöhniſche Leute, zumal wenn man ſo wenig Grund hat argwöhniſch zu ſeyn. Ich habe einen Grundſatz von dem ich nicht abgehe. Ihre letzte Unterredung iſt ſehr von dem verſchieden, was Sie mir in einer vorhergehenden Periode ſagten. — Denken Sie darüber nach, und wenn Ihr Gedächtniß treu iſt, ſo werden Sie, indem Sie die Zeiten mit einander vergleichen, abnehmen können, was ich von Ihren ungeſtümen Bitten denken muß.

No. 32.

Brief der Königin an den Kardinal.

den 12. Febr. 1785.

Aus allem dem, was ich in Rückſicht des außerordentlichen Mannes, von dem Du mir erzählſt, gehört habe, kann ich ihn für nichts anders als einen Marktſchreier halten. Zwar kann dies Vorurtheil bey mir ſeyn, und ich weiß aus Erfahrung, daß man über Niemand nach anderer Berichten urtheilen ſollte; allein ich habe mancherley Gründe weshalb ich nicht in dein Geſuch willigen kann. Ich bin nicht abergläubiſch, und es iſt nicht leicht, mich zu hintergehen; allein dieſe Art Leute haben oft Dinge, die in Erſtaunen ſetzen, und wodurch ſie einen dahin bringen, daß man ſieht und hört was ſie vorgeben. Ich finde an ſolchen Poſſen keinen Geſchmack, und außerdem würd' es auch ſehr ſchwer, ja ich kann ſagen, gar unmöglich ſeyn, ihn ſo heimlich zu mir kommen zu laſſen, als ich wünſchte. Sie wiſſen ja, wie vorſichtig ich jetzt zu Werke gehen muß. Die Gräfin machte mich herzlich lachen, als ſie mir vom letzten Auftritt erzählte. Es liegt etwas wunderbares darin, und macht mich begierig doch den großen Zauberer zu ſehn. Doch, wenn ich der Gräfin glauben darf, ſo wird erfodert, daß die Perſon ganz unſchuldig ſey, welche die Geheimniſſe dieſes großen Mannes ſehen will. Nach ſeinen Zurüſtungen und Apparaten zu urtheilen, glaub ich, daß er Dich und die Gräfin für ein Paar Schwachköpfe anſieht, und euch als Thoren zu betriegen ſucht. Nimm mir meine Freymü-

müthigkeit nicht übel; ich verſpreche Dir, daß ich ihn in eigner Perſon ſehen, und dann beurtheilen will.

Der Miniſter verläßt mich jetzt ſo wenig als mög⸗lich. Ich errathe die Urſach davon nicht, allein ſie ſoll mir nicht mehr lang entgehen. Zum Glück hab' ich mit keinem Magier zu thun, wie Dein Caglioſtro iſt, der das Vergangene erräth und in die Zukunft ſieht. Er beſitzt keinen Talisman, der ihm die Handlungen der Weiber verräth und in der That bin ich ſehr froh dar⸗über, und fürchte keine Indiſkretion von ihm.

Entſchuldige meinen Scherz. Seit einiger Zeit erlaub' ich mir ſo ſelten einige Zerſtreuung, daß Du nicht zweifeln wirſt, es ſey mir angenehm geweſen, durch dich Gelegenheit zu einer, auch nur minutenlan⸗gen, Erholung zu erhalten.

An
das Publikum
über
die Urſachen, welche die Bekanntmachung
der
Denkwürdigkeiten
der
Gräfin von Valois de la Motte
bis jetzt verzögert haben.

An das Publikum.

Die erſten Eindrücke wirken ſo mächtig auf den menſchlichen Geiſt, daß es allezeit äuſſerſt ſchwer und öfters ganz unmöglich iſt, die vorgefaßten Meinungen, welche durch ſie entſtehn, auszurotten. Ich habe freylich bey dem Publikum dadurch ſehr verloren, daß ich dieſen Meinungen Zeit ließ Wurzel zu ſchlagen, und das kann mir nicht gleichgültig ſeyn. Vielleicht verliere ich auch noch durch den Umſtand, daß ich in einem fremden Lande lebe. Zwar vermag die dem Britten eigenthümliche allgemeine Menſchenliebe die übeln Wirkungen des mächtigen Vorurtheils wohl einigermaſſen zu mildern, wegſchaffen aber kann ſie ſelbige nicht. Auch habe ich hier das ſchwache Gegengewicht nicht auf meiner Seite, das mir in meinem Vaterlande, ſelbſt das ſchlummernde Wohlwollen ſo mancher Würdigen gewähren würde, die mich ganz kennen, und insgeheim heiße Wünſche für mich thun. Wehe ihnen, wenn ſie es wagten, ihre Wünſche an den Tag zu bringen, und ſich für eine Perſon zu erklären, deren Charakter einen öffentlichen Schandfleck erhalten, der noch immer nicht öffentlich ausgetilgt iſt. Mit Freuden würden ſie meine Unſchuld bekennen, jene Edeln! hätte eine öffentliche Rechtfertigung Statt gefunden.

In der Lage, worin ich mich befinde, kann ich keinesweges eben dieſelben günſtigen Geſinnungen von der Brittiſchen Nation erwarten, auf deren gaſtfreundſchaftliche Ufer ich durch den Sturm der Widerwärtigkeit und unter den traurigſten Umſtänden geworfen bin. Doch was ich bey ſo unglücklichen Eindrücken, als ihnen natürlicher Weiſe wider mich beygebracht

 bracht

bracht worden, von ihnen nicht hoffen kann, läſſet mich ihre Einſicht, ihre Billigkeit, ihre natürliche Geneigtheit zur Unterſuchung der Wahrheit, ihr Edelmuth — die ächte Frucht der Freyheit — erwarten, welcher ſie leitet, mit dem Elende zu ſympathiſiren, der Unterdrückung ſich zu widerſetzen, und den Opfern der Gewalt derſelben, Schutz und Beyſtand angedeihen zu laſſen.

An ihre Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit appellire ich. Unter dem Schilde der mir bewußten Unſchuld wage ich, auf ihre Nachſicht Anſprüche zu machen, indem ich ihrer Einſicht eine Kette von Umſtänden unterwerfe, welche die ſchmerzhafteſten Augenblicke eines Lebens hervorgebracht, das weit mehr durch die Verbrechen Anderer, als durch die Fehltritte, die ſeinen Lauf bezeichneten, verbittert und elend gemacht worden. So ſchrecklich die Folgen des ungerechten Ausſpruchs waren, unter welchem ich litt, ſo würden doch meine Leiden wenigſtens gemildert worden ſeyn, wenn ich den Troſt gehabt hätte der Welt meine Unſchuld darthun zu dürfen.

Was kann fürchterlicher ſeyn für ein Herz, welches, man mag ihm immerhin Schwachheiten vorwerfen können, doch unbefleckt vom Laſter iſt, als es immerfort dulden zu laſſen unter dem Gewicht aufgebürdeter Ehrloſigkeit, wenn es gleich die Mittel zu ſeiner Rechtfertigung beſitzet.

Und doch iſt dieß mein Fall, dieß die Quaal, welche der Gedanke mir verurſacht, daß, obgleich meine Vertheidigung ſchon lange geſchrieben, ja das Publikum ſelbſt ſchon davon benachrichtiget worden, ſelbige doch nicht erſchienen iſt. Meiner Ehre und meiner Gemüthsruhe bin ich es ſchuldig, die Urſache dieſer dem Anſcheine nach ſo ſeltſamen Verzögerung eines ſo nothwendigen Werkes darzulegen. Meine Leſer werden es kaum glauben, daß die Urſache dieſes Aufſchubes die iſt, daß ich in London einen hinterliſtigern, grauſamern Feind zu bekämpfen gehabt, als ich in Paris — an der Königin und ihren Anhängern — an dem Cardinal und ſeinen Verwandten, an der feilen Zunft der Richter und ihren grau-

ſamen

ſamen Trabanten gefunden. Sie werden ſich höchlich wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer Feind — Herr von Calonne iſt.

Da meine Denkwürdigkeiten, welche meine Rechtfertigung enthalten, dieſer vorläufigen Nachricht von den Urſachen, welche die Erſcheinung derſelben verzögert haben, unmittelbar folgen werden, ſo wird das Publikum daraus erſehen, daß dieſer Exminiſter gleichſam dazu gebohren zu ſeyn ſcheint, zu allen Zeiten und an allen Orten meine Geißel zu ſeyn; daß, nachdem er daran gearbeitet hatte, ſo lange er diente, ja wirklich bis ans Ende ſeiner Miniſterſchaft, mein gänzliches Verderben zu bewirken, ich verdammt war, ihn in London als einen Flüchtling von ſeinem Vaterlande wieder zu finden; obgleich verbannt nach dieſem Auslande, wenn ich ſo ſagen darf, doch von meinem böſen Genius beſtimmt, ſeine Verfolgungen wider mich fortzuſetzen, mir Fallſtricke zu legen, und mich in alle Schreckniſſe, welche meine gegenwärtige Lage bezeichnen, zu verwickeln.

So abſcheulich indeſſen immer das Betragen des Hn. von Calonne in Rückſicht auf mich geweſen ſeyn mag, ſo würde ich, da ich ſehr wohl weiß, daß jene ſchimmernde Gunſt, die er ſich in gewiſſen glänzenden Zirkeln zu erwerben gewußt, ihrem Ende nahe iſt, es dennoch verſchmähen, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf einen ſo verächtlichen Gegenſtand zu ziehen, und der, vielleicht nicht mehr ſehr entfernten Zeit allein die Mühe überlaſſen, ihm die Maske abzunehmen, und jenen Stand eines unbekannten Flüchtlings, welchen er ſich bey ſeiner erſten Ueberkunft ſelbſt beſtimmt hatte, wieder anzuweiſen, hätte nicht dieſer Hn. von Calonne, dieſer Erdenmenſch, — der, nachdem er die genießbaren edlern Theile ſeines Vaterlandes verſchlungen, gleich einem Raubvogel nun auch mich verfolgt, — hätte er nicht, ſage ich, ſeit Jahr und Tag beynahe der Bekanntmachung meiner Rechtfertigung entgegengearbeitet. Ich kann aber dieſe Verſäumniß nicht entſchuldigen, ohne das Weſen beym Nahmen zu nennen, wel-

ches vermöge ſeiner Hinterliſt und Boßheit —— zwey Eigenſchaften, wegen welcher er beynahe bis zum Sprichwort bekannt iſt — mich ſo lange her verhindert hat, mir ſelbſt diejenige Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die ich meiner gekränkten Ehre ſchuldig bin.

Um alles dasjenige, was mich betrifft, ins möglichſte Licht zu ſetzen, muß ich einen Fehler in der Zeitrechnung begehn, den man mir hoffentlich verzeihen wird. Denn was ich im Begriff bin, auf den wenigen folgenden Seite zu ſagen, muß der Zeitordnung nach, unmittelbar hinter meine Denkwürdigkeiten geſtellt werden; ich bin aber genöthigt, es bekannt zu machen, während daß ſelbige unter der Preſſe ſind, und ſetze hier bloß die Beſchaffenheit der unbegreiflichen Verzögerungen derſelben auseinander. Bey Erzählung dieſer Umſtände werde ich gerade da, wo ich jene beſchloſſen habe, den Faden wieder anfangen.

Zugleich aber werde ich nicht nur der Empfindſamkeit meiner Leſer ſchonen, ſondern mir ſelbſt auch einen empfindlichen Schmerz erſparen, wenn ich jene entſetzlichen Auftritte hier unberührt laſſe, welche das merkwürdige Ende meiner Trübſale ſchildern. Auch halte ich es für eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Gaſtfreundſchaft der Engliſchen Nation, der Wiederholung derſelben auszuweichen, und gehe alſo ſchnell von dieſer fürchterlichen Scene zu derjenigen über, wo ich verdammt ward, den Reſt meiner Tage über, die Thorheit der blinden Ergebenheit gegen eine undankbare Königin zu beweinen.

Als mir zur Belohnung für meine Treue, und Verſchwiegenheit jener ſchreckliche Aufenthalt, die Salpetrière genannt, angewieſen ward, ſchickte der Baron von Breteuil, welcher ſeine geheimen Abſichten hatte, den Hn. von Tillet, Oberaufſeher dieſes Gefängniſſes, ab, mir allen Beyſtand und Troſt zu verſchaffen, die meine unglückſelige Lage erheiſchten. Dieß Betragen des Herrn von Tillet ſchien anfänglich den Wunſch zum Endzweck zu haben, mir meine Gefangenſchaft erträglicher

zu

zu machen, und gleichſam ein Angeld zu geben, daß mein Schickſal für die Folge weniger elend ſeyn würde. Seine Bemühungen, meinen Bedürfniſſen zuvorzukommen und ſich mir überall gefällig zu bezeigen, machte, daß ich ihn wie einen Vater betrachtete, und von dieſem Augenblicke an nannte ich ihn auch nie anders, ſondern ſchenkte ihm mein Vertrauen und machte ihn mit allen Nebenumſtänden bekannt, welche bey der Intrigue zwiſchen der Königin und dem Cardinal vorgekommen waren. Dieß gab ihm eine bequeme Gelegenheit mir zu ſagen, daß dem Baron von Breteuil mein Schickſal ſehr nahe gehe, und daß, wenn er alle dieſe beſondern Umſtände wüßte, ſolches ohne Zweifel für ihn ein Bewegungsgrund mehr ſeyn würde, mir zu dienen. Er erboth ſich, mir Feder, Dinte und Papier zu geſtatten, wenn ich ihm von dem, was ich ihm mitgetheilt, eine umſtändliche Nachricht aufſetzen wolle; und da ich darein willigte, trug er der Schweſter Martha auf, mich mit allem Nothwendigen zu verſehen, und verließ mich mit den Worten, daß weil dieſe Arbeit Zeit und eine unausgeſetzte Aufmerkſamkeit erforderte, ſo wolle er nicht eher wieder zu mir kommen, als bis er dächte, daß ich bald damit zu Stande ſeyn würde. Dem zu Folge vergingen vierzehen Tage, ehe ich ihn wieder ſahe. Da Schweſter Martha während dieſes Zwiſchenraums Zeit hatte, die Prieſterſchaft um Rath zu fragen, ſo verſagte ſie mir Feder, Dinte, u. ſ. w. unter dem Vorwande, daß wenn man dergleichen Nachrichten von mir zu erhalten ſuche, ſo geſchehe es gewiß nicht zu meinem Beſten; daß ich dadurch mein Schickſal nur noch verſchlimmern würde; daß man ſich meiner nur als eines Werkzeuges bedienen wolle, andererLeute Plane durchzuſetzen; daß ſie, ſo lange noch ein Athem in ihr ſey, nicht zugeben würde, daß man mich zu etwas beredete, bloß aus Gefälligkeit für Anderer ehrſüchtige Abſichten, und das alles wollte ſie Herrn von Tillet ſelbſt gerade zu ſagen, ſobald ſie ihn nur zu ſehen bekäme. Dieß weibliche Geſchöpf, das im Solde des Rohanſchen Hauſes ſtand und von

 ihren

ihren geiſtlichen Rathgebern gleichſam belagert wurde, unterließ denn auch nicht, alles, was man ihr eingeredet hatte, Herrn von Tillet vor meinem Angeſichte zu ſagen. Dieſer außer ſich vor Erſtaunen über den entſcheidenden Ton des Weibes, ſchwieg ſtock ſtill dazu, und da er aus meinem eben ſo ruhigen Verhalten dabey, ſchlieſſen mochte, daß ich ihren Verweis billige, ſo trat er ſehr bald darauf ab. In dem Wahne, daß er den Wunſch des Herrn von Breteuil, der bloß deßhalb mein Geheimniß von mir herauszulocken ſuchte, um die Königin damit in Furcht zu erhalten, nunmehr nicht zu befriedigen vermöchte, ward er ſparſamer mit ſeinen Beſuchen, und von dieſer Zeit an bemerkte ich in ſeinem Betragen und in ſeiner Achtung gegen mich eine allmählige Veränderung, welche ſo weit ging, daß er eines Tages mir ankündigte: der Erzbiſchof habe den Gnadengehalt, welchen er mir bewilligt zurückgenommen und müſſe ich mich ſchlechterdings entſchließen, mich durch Arbeiten zu ernähren zu ſuchen, wenn ich mich nicht dazu bequemen wolle, mit der gewöhnlichen Kleidung und Speiſe der Züchtlinge fürlieb zu nehmen. Solch ein Antrag von einem Manne, der mir noch kurz vorher ſo große Achtung erwieſen, und den ich meinen Vater genannt hatte, erregte meinen Unwillen ſo ſehr, daß ich ihn auch nicht zu unterdrücken vermochte. Da er aber meine Hitze, in die ich durch ſein unwürdiges Betragen gerieth, nicht abwartete, auch überdieß fürchtete, der Schweſter Martha möchte der wahre Bewegungsgrund dazu nicht unbekannt ſeyn, ſo ſuchte er auf alle nur mögliche Art mich zufrieden zu ſtellen. Dieſer Auftritt und die gleich darauf folgenden Vorfälle öffneten mir die Augen und machten, daß ich meine Entweichung beſchleunigte.

Es ſind verſchiedene der Meinung geweſen, daß der Herr von Breteuil viel zu meiner Befreyung beygetragen habe. Noch iſt es zwar zu früh, die beſondern Umſtände jenes Vorfalls zu erzählen, welches jedoch in Kurzem geſchehen wird, indeſſen ver-

verſichere ich hiermit vorläufig, daß er im geringſten nicht dabey mitgewirkt habe; ja, er hatte meine Flucht nicht ſo bald erfahren, als er ſchon ſeine Kundſchafter durch ganz Paris vertheilte und vorzüglich die Thüren aller meiner Verwandten damit beſetzte. Sie waren außer ſich vor Freude über den Gedanken, daß ſie mich entdecken und gleichſam im Triumph nach dem Orte zurückbringen würden, aus welchem es mir geglückt hatte, mich zu befreyen. Die Zuverſicht dieſer Verworfnen hatte ohne Zweifel bloß darin ihren Grund, daß Herr von Tillet ihnen verſicherte, er habe mich noch Tages zuvor, und zwar dem Scheine nach, ſehr unpäßlich geſehen, ſo daß er auch geſagt, als er von mir herausgekommen, er glaube nicht, daß ich länger als vierzehn Tage leben werde, und daß ich alſo natürlicher Weiſe nicht in dem Zuſtande ſey, nach irgend einem entlegenen Orte gebracht zu werden, und daher vermuthlich in dem Hauſe irgend eines meiner Verwandten verſteckt liege.

So bald ich indeſſen in London angekommen war, ſetzte ich mich hin, Herrn von Breteuil meine Ueberkunft zu melden, und vertraute ihm zugleich mein Vorhaben, dasjenige zu thun, wozu ich jetzt gezwungen werde. Kaum hatte er meinen Brief erhalten, als er ſchon einen Vertrauten abfertigte, um Erkundigung einzuziehen von jenem Briefwechſel, deſſen mein Mann ſchon lange vor meiner Ankunft öffentlich erwähnt hatte, wie überhaupt von allem, was auf dieſen Umſtand Bezug hatte.

Ich wohnte damals bey einem gewiſſen Herrn Mac Mahon, welcher öfters Aufſätze für mich ſchrieb, um ſie in die Zeitungen einrücken zu laſſen. Der Abgeſandte des Herrn von Breteuil, ein Normanne von Geburt, hatte vormals mit meinem Wirth eine und dieſelbe Schule beſucht, daher es ihm leicht ward ſich bey ihm einzuführen. Nachdem er nach und nach ſeine Bekanntſchaft erneuert und ohne große Mühe das Geſpräch auf mich gelenkt hatte, ſagte er zu Hrn.

Mac-Mahon, er habe gehöret daß ich meine Denkwürdigkeiten herausgeben würde; da er mit verſchiedenen ſeiner Freunde eine Wette deßhalb angeſtellt, und Gelegenheit gefunden habe, mit nach England herüber zu kommen, ſo habe er es übernommen, alle in dieſer Sache nöthige Erkundigung einzuziehn. Auf ſolche Weiſe nahm er nicht nur Gelegenheit ſich in die Familie meines Wirthes einzuſchleichen, ſondern ſuchte auch hauptſächlich ſich an meinen Mann anzuſchließen, gegen welchen er endlich ſich herausließ, daß er in Verſailles Verwandte habe, welche Zutritt zu der Königin hätten, und daß, wenn er ihm ſein Vertrauen ſchenken, und den Inhalt ſeiner Papiere mittheilen wolle, ſo mache er ſich anheiſchig, die Führung des Proceſſes zu übernehmen. Mein Mann antwortete ihm, wenn er eine unumſchränkte Vollmacht vorzeigen und Sicherheit für ſeine Forderungen ſtellen könne, ſo wolle er ihn ſeine Papiere ohne Rückhalt leſen laſſen. Da er wohl merkte, daß er ohne dieſe vorläufige Bedingungen nichts erfahren würde, ſo beſchloß er nach Paris zurück zu gehn. Ich gab ihm verſchiedene Schriften und Documente mit, unter andern auch einen Brief, worin ich erklärte, daß, wenn er mit der nöthigen Vollmacht verſehen zurückkomme, ſo wolle ich ihm den Inhalt aller meiner Papiere mittheilen und Falls ſie nicht werth befunden werden ſollten, daß man Rückſicht darauf nehme, ſo ſolle es damit ſein Bewenden haben. Zugleich gab ich ihm ein Verzeichniß meines Vermögens, ſo wie auch von den unbeweglichen und beweglichen Gütern mit.

Mein Wirth hatte während der Abweſenheit dieſes Menſchen die Führung des Briefwechſels mit ihm übernommen, und in der Regel bekam er ſeine Briefe alle vierzehn Tage oder doch nicht viel ſpäter. Er hielt ihn beſtändig mit der Gewißheit eines glücklichen Erfolgs hin, doch gab es immer noch ein oder das andere Hinderniß zu überſteigen. Endlich berichtete er uns, daß einer ſeiner Briefe in die Hände der Königin ge-

gekommen ſey; daß ſelbige befohlen, ihn vorzulaſſen, um ihre Befehle zu empfangen. Da wir ſolchergeſtalt ſtündlich erwarteten, daß wir ihn mit günſtigen Nachrichten ankommen ſehen würden, wie er denn ſelbſt auf ſolche uns Hoffnung gemacht hatte, ſo zählte ich vor Ungeduld jede Minute; allein nach drey, ohne die geringſte Nachricht von ihm, verfloſſenen langen Wochen, glaubten wir nicht anders, als daß er irgend eine Unvorſichtigkeit begangen und darüber einen Platz in der Baſtille erhalten habe. Was uns hauptſächlich in dieſer Meynung beſtärkte, war die Erſcheinung eines gewiſſen de la Tour, welcher von jemanden, den er nicht nennen wollte, den Auftrag hatte, jenes Geſchäft zum Schluß zu bringen und die Bekanntmachung meiner Papiere zu verhindern. Es ward auch wirklich eine Summe Geldes bey einem Banquier niedergelegt und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang, als zu unſerer größten Verwunderung auf einmal unſer erſter Correſpondent mit neuen Inſtructionen verſehen ankam. Ich hatte eben erfahren, daß Herr von Calonne derjenige ſey, von welchem de la Tour kam, und nahm daher keinen Anſtand, dem letztern mein Vertrauen zu ſchenken und Trotz der unabläſſigen Zudringlichkeit des Bevollmächtigten des Herrn von Breteuil, alle Anträge abzulehnen.

Hier kann ich nicht umhin, einer Begebenheit zu erwähnen, welche ſich meinem Gemüthe tief eingeprägt hat. Dieſer Geſchäftsbeſorger des Herrn von Breteuil gab mir eines Tages zu erkennen, daß ohne Zweifel Herr von Calonne die Urſache ſey, weshalb ich meine Unterhandlung mit ihm abgebrochen habe; daß Calonne beabſichtige, dieſes Geſchäft zu einem Mittel zu machen, ſich wieder in ſeine vorige Gunſt zu ſetzen, daß er mich ganz gewiß betrügen und ich, vielleicht zu ſpät, bedauren würde, auf ſeine Warnung nicht geachtet zu haben. Dieſe Worte waren eine nur allzurichtige Weiſſagung. Allein verblendet von den ſchönen Verheißungen des Herrn von Calonne und in dem Wahne, daß er ja ſein Ehrenwort nicht brechen werde, blieb ich ſtandhaft

haft bey meinem Vorſatze und machte aller ferneren Zudringlichkeit von Seiten des Herrn von Breteuil damit ein Ende, daß ich meine Thür vor demjenigen verſchloß, welcher wahrhaftig die Abſicht hatte, mir zu dienen. Zwar wollte er mir niemals entdecken, von wem er komme, allein aus ſeinen Geſprächen ſchloß ich, daß es niemand anders, als Herr von Breteuil ſey, wozu denn vollends kam, daß er von jenem Briefe wußte, welchen ich dieſem Herrn gleich bey meiner Ankunft in London geſchrieben hatte. Bey ſeiner zweyten Ueberkunft hatte er ein junges Frauenzimmer, Namens de la Motte mitgebracht, welches er bey mir einführte. Ihr gefälliges Betragen bewog mich, ſie mit Höflichkeit aufzunehmen, allein weil ich einmal beſchloſſen hatte, mich mit ihrem Reiſegefährten nicht weiter einzulaſſen, ſo vermied ich alle Gelegenheit, mit ihr zuſammen zu kommen. Da ſie mich auf ſolche Weiſe zu jeder perſönlichen ſowohl, als ſchriftlichen Unterhandlung abgeneigt fanden, ſo glaube ich, giengen ſie bald darauf nach Paris zurück, denn ich habe nach dieſer Zeit niemals wieder von ihnen weder etwas gehört, noch geſehn.

Jetzt alſo hinderte mich nichts mehr, mit dem Repreſentanten des Herrn von Calonne mich einzulaſſen, welcher bey ſeinen Geſchäften auf eine ſolche Art zu Werke ging, daß mir in Abſicht der Gründlichkeit ſeiner Anweiſungen kein Zweifel übrig blieb.

Herr de la Tour begann mit den Worten: daß bey einem Geſchäfte, wo von großen Summen die Rede ſey, erfordert werde; daß man einen Banquier zu Hülfe nehme, welcher für alle Verträge, die man ſchlöſſe, Gewähr leiſtete. Ich erwiederte, daß ich weiter nichts verlange, als einen Erſatz für den Verluſt, welchen ich durch die Einziehung meines Vermögens, zu Folge meines grauſamen und unglücklichen Urtheils erlitten. Er begehrte eine Berechnung deſſelben, die ich ihm auch gab, und welche ſich auf 400000 Livres oder 16000 Pfund Sterlinge belief. Dieſe Summe kam dem

Herrn

Herrn von Calonne auch nicht übertrieben vor, weil er ſelbſt wußte, daß der größte Theil davon in die Königl. Schatzkammer geſloſſen ſey

Ich muß hier bemerken, daß Herr von Calonne den Herrn de la Tour bevollmächtigt hatte, bis auf dieſe Summe mit mir zu gehen; daß er auch in ſeinen Briefen an ihn, über dieſen Punkt ausdrücklich ſeine Erklärung von ſich gab, welches er ſeinen Banquier gleichfalls thun ließ; daß ferner letzterer auch an mich ſchrieb, um mir zu melden, daß er zur Diſpoſition des Herrn de la Tour eine große Summe in Händen habe, um alle Verträge, welcher dieſer Herr mit mir einginge, für gültig anzunehmen. Was brauchte es mehr, ſich meines Vertrauens zu verſichern? Ich gab es ohne Einſchränkung hin, weil ich mit überflüſſigen Beweiſen verſehen zu ſeyn glaubte und dafür hielt, daß nun nichts mehr übrig ſey, als die Papiere herauszugeben, welche jenen Denkwürdigkeiten zur Grundlage dienen ſollten und dann ſie zu vertilgen; indem ihre Unterdrückung der letzte Gegenſtand ſey, den man im Auge habe. Ich überlieferte ſie daher Herrn de la Tour alle ohne Ausnahme, nachdem ich ihn ungefähr folgendermaßen angeredet hatte: „Mein Herr! den erſten Anträgen nach welche Sie mir machten, muß ich glauben, Herr von Calonne, erwarte vielleicht die Originale von den Briefen der Königin und des Cardinals. Ich weiß nicht, wie die auswärtigen Zeitungſchreiber ſo einfältig haben ſeyn können, zu ſagen, ich beſitze dergleichen Originale von Briefen; noch weniger aber kann ich begreifen, wie Herr von Calonne denken kann, daß ſo etwas möglich ſey. Die Unmöglichkeit iſt ſehr klar, und zwar daher: Der ganze Briefwechſel gieng durch meine Hände; ich trug die Briefe des Cardinals zur Königin; dieſe vertraute mir die Antworten, womit es ihr gefiel, jenen zu beehren. Hätte ich alſo nur das allerkleinſte Billet, das ſich denken läſſet, untergeſchlagen, ſo müßte eine unmittelbare Erläuterung deßhalb Statt gefunden haben; und ich würde das Vertrauen der Königin ſowohl als des Cardinals auf immer verleren

loren haben. Es war alſo gewiß lächerlich, zu glauben, daß ich Originale in Händen hätte; allein ich bin im Beſitz von zwey und dreyßig genauen Abſchriften ſolcher Briefe, von welchen ich glaubte, daß mir daran gelegen ſeyn müßte, ihrer habhaft zu werden. Mein beſtändiger vertrauter Zutritt zu den Parteyen gab mir die Mittel an die Hand, mir jene Abſchriften zu verſchaffen. Hier ſind ſie, mein Herr! theilen Sie den Inhalt derſelben Herrn von Calonne mit — — wenn ſie ihm verdächtig ſcheinen, ſo geben Sie mir ſie wieder — in dieſem Falle werde ich nichts erwarten, ſondern entlaſſe Sie Ihres Vertrages, und den Banquier ſeiner Gewährleiſtung.

Wenn Herr von Calonne wirklich jemals geglaubt hatte, daß ich die Urſchriften von den bemeldeten Briefen bekannt gemacht hätte, denn war es jetzt Zeit, ſich deßhalb zu erklären und zurück zu ziehen, beſonders da ich ihn gleichſam dazu einlud. Das geſchahe indeſſen nicht; denn drey, oder vier Tage, nach dieſer meiner Erklärung, benachrichtigte mich de la Tour, daß der Exminiſter vollkommen befriedigt wäre in Abſicht der Briefe; daß er erkannt, wie ſie nicht erdichtet ſeyn könnten, weil die mehreſten Thatſachen, welche ſie enthielten, niemanden bekannt geworden, diejenigen ausgenommen, welche gleich ihm, vermöge ihres Miniſterialanſehens, im Stande geweſen ſeyen, ſich Kenntniß davon zu verſchaffen. Weit entfernt alſo mir meine Briefe zurückzuſchicken und die Unterhandlung abzubrechen, verſicherte er vielmehr, er ſey erfreut, daß ein glücklicher Zufall ihm Gelegenheit verſchaffet, ſich die Königin zu verpflichten und ſie zu überzeugen, daß man ſie hintergangen, wenn man geſagt, daß ich ein Feind Ihrer Majeſtät ſey; daß er entſchloſſen ſey, von ſeinem eigenen Privatvermögen jene Summe zu nehmen, wegen welcher man übereingekommen, um die Bekanntmachung meiner Denkwürdigkeiten zu unterdrücken: jedoch, ſagte er, müßten ſie einigermaſſen in Ordnung gebracht werden, weil er geſonnen ſey, dadurch, daß er ſie der Königin Majeſtät verſiegelt durch

die

die Vermittelung des Herzogs von Dorſet überſenden wolle, ſich dieſelbe zu verbinden.

In der That waren die Denkwürdigkeiten nichts weniger als in Ordnung. Sie lagen theils in unvollkommenen Entwürfen, theils in beſchmutzten Abſchriften und unverbundenen Papieren bey mir zerſtreut, überdieß ward es mir aus Mangel der Uebung in dergleichen Geſchäften ſchwer, ein zuſammenhängendes Ganzes daraus zu machen, das ſo beſchaffen wäre, daß es der Königin überreicht werden könnte. Ich theilte Herrn de la Tour meine Verlegenheit mit und bat ihn, mir darin Beyſtand zu leiſten, worein er auch ſo gefällig war, zu willigen. Er las alſo zuſammen, was er konnte, von den Aufſätzen, die von mir ſelbſt geſchrieben waren; ſahe durch, was ich von meinem Manne hatte niederſchreiben laſſen, hauptſächlich aber folgte er dem, was ihm ſelbſt von einem oder dem andern von uns in die Feder geſagt ward, und ſo kam jenes Werk durch Hrn. de la Tour zu Stande, welches ich betiteln will: **Denkwürdigkeiten von mir ſelbſt geſchrieben.** Indeſſen geſtehe ich, daß es nicht ganz ohne fremde Hülfe das geworden, was es iſt, ja man wird bald ſehen, daß mehrere zur Vollendung deſſelben mitgewirkt haben; denn Hr. von Calonne war ſelbſt ſo gefällig, mir einige der ſtärkſten und vollſten Farben zu verſchaffen, die in meinem Gemählde ſichtbar werden.

Dieſe Arbeit, welche ſtückweiſe fortgeſetzt und hauptſächlich durch meine Kränklichkeit in die Länge gezogen ward, nahm mehrere Monate weg. Darauf ließ mir Herr von Calonne ſagen, daß er ſehr zufrieden ſey mit der Art, wie das Werk zu Stande gebracht worden; jedoch habe er einige Irrthümer in verſchiedenen Nebenumſtänden bemerkt, welche er aber vermittelſt ſeiner genauen Kenntniß des Hofes im Stande ſey zu verbeſſern. Einige Zeit nachher erfuhr ich durch eben denſelben Canal, daß Hr von Calonne in verſchiedenen Speiſehäuſern und Schlupfwinkeln hin und wieder mit Hrn. de la

Tour

Tour zuſammengetroffen ſey, wo er meine Denkwürdigkeiten ſorgfältig durchgeſehen und verbeſſert habe. Allein worin beſtand dieſe Durchſicht und Verbeſſerung? Kürzlich darin: — Er hatte dadurch, daß er verbeſſert und ausgeſtrichen, was er glaubte auf ſich ziehen zu können, oder durch Umarbeitung deſſelben zu ſeinem Vortheil, ſie verunſtaltet. Mit eben ſolcher Nachſicht ging er in Abſicht der Frauen von Polignac zu Werke; hingegen zog er unbarmherzig wider diejenigen los, welche er nicht leiden konnte, worunter der Hr. von Breteuil, und der erſte Präſident von Aligre ſich befanden, von denen ich mit Achtung geſprochen hatte, da ich ihnen verpflichtet war; dieſe ließ er mich durch die Sprache, welche er mir unterſchob, gröblich beleidigen. Indeſſen haben dieſe Kunſtgriffe zu nichts geholfen: denn ich habe ſeit dieſer Zeit dafür geſorgt, meine eigenen Original Leſearten wieder herzuſtellen, und werden ſie in kurzem der Welt vorgelegt werden. Doch wir kehren zur Hauptſache zurück, nehmlich zur Vollendung der Denkwürdigkeiten, und zur Zahlung des Geldes, den Punkten zu Folge, welche zwiſchen mir und dem Hrn. von Calonne durch Vermittelung des Hrn. de la Tour feſtgeſetzt, und vermöge des Briefes des Banquiers an mich, beſtätigt waren.

Da man nunmehr ſieben volle Monate ſein Spiel mit mir getrieben hatte, die Denkwürdigkeiten aber in Ordnung gebracht waren und die bisherigen Unterhandlungen zu ihrem entſcheidenden Zeitpunkt kamen, ſo konnte es wohl nichts Unſchickliches ſeyn, wenn ich um einen Beyſtand an baarem Gelde nachſuchte, ohne gerade darauf als auf einer Forderung zu beſtehen. Ich ſchrieb an den Banquier des Herrn von Calonne und bath ihn, er möchte mir auf die Rechnung deſſelben, und auf einen von meinem Manne ausgeſtellten Wechſel, bloß 2000 Kronen, oder 250 Livres leihen, welche zu meiner gegenwärtigen Einrichtung hinreichend ſeyn würden, bis es Hrn. von Calonne gefällig wäre, unſerm Geſchäfte ein Ende zu machen. Die Antwort, welche ich von Hrn. Herries erhielt,

zweckte

zweckte augenſcheinlich dahin ab, den Aufſchub noch zu vermehren, woraus ich, meiner ſchon gemachten Erfahrung zu Folge, den Schluß machte, man würde mich Jahre lang dergeſtalt hinhalten. Dies beſtimmte mich folgenden Brief an Hn. von Calonne zu ſchreiben:

Mein Herr,

Es iſt Ihnen bekannt, daß ich den Königl. Schatz nicht mit mir herüber gebracht, und daß im Gegentheil mein ganzes Vermögen in denſelben gefloſſen iſt. Die wenigen Koſtbarkeiten, welche die Verwandten meines Mannes gerettet haben, ſind dazu angewandt, dem unſeligen Proceß, den man wider ihn angeſtellt hat, ein Ende zu machen; und was mir ſelbſt übrig geblieben iſt, war überflüßig mich damit bis zu einer endlichen Entſcheidung durchzubringen, die auf eine oder die andere Art mir meinen Unterhalt würde verſchafft haben. Allein was iſt leider! der Erfolg geweſen? Ich Verblendete, daß ich den Bevollmächtigten des Herrn von Breteuil abgewieſen habe und ſeinem weiſen Rathe nicht gefolgt bin! Ein ganzes halbes Jahr lang bin ich von Ihnen geäffet worden, ohne daß es Ihnen auch nur ein einziges Mal gefällig geweſen wäre, mich zu fragen, ob ich irgend etwas bedürfe oder nicht? Ja, was noch mehr iſt, ich habe eine poſitive abſchlägige Antwort von Ihrem Banquier in Händen, der ganz gewiß meinen Brief nicht beantwortete, ohne Ihnen ſelbigen vorher mitgetheilt zu haben. Dieſem Ihrem Verfahren zufolge, bleibt mir nichts übrig, als von denjenigen Mitteln Gebrauch zu machen, welche meinen Abſichten, und den ernſtlichen und dringenden Bitten, die man ſchon lange an mich gethan, beſſer entſprechen. Freylich hätte ich, ehe ich dem Hrn. von Calonne mein unbegränztes Zutrauen ſchenkte, bedenken ſollen, daß ſeine Verſprechungen auf nichts gegründet ſeyen, ja, ich hätte mich überzeugen ſollen, daß einem gefallenen Staatsmann nichts heilig iſt, daß er um ſich wieder empor zu ſchwingen,

gen, jedes Mittel gebraucht, ohne irgend Jemandes als ſeinen eigenen Vortheil, dabey zu Rathe zu ziehn.

Ich bin hier nicht anſäſſig, noch bin ich Herr von meinem Vermögen; Umſtände, welche es Ihnen allerdings leicht machen, mich ſchlecht zu behandeln. Jedoch erinnern Sie ſich der Fabel vom Löwen und der Mücke. Ich habe mächtige Freunde, die mich nicht verlaſſen werden, wenn ich ihrem Rathe folge und ihre Wünſche erfülle. Ich habe die Ehre zu ſeyn.

Ihre

den 17. July, 1788.

aufrichtigſte

Gräfin de Valois de la Motte.

N. S. Da Ihre Neugierde nunmehr befriedigt iſt, und Sie Zeit genug gehabt haben, von dem was Ihnen Hr. de la Tour zu Händen geſtellt hat, eine Abſchrift zu nehmen, ſo hoffe ich, werden Sie keine Schwierigkeiten machen, es mir zurückzugeben, weil es das Einzige iſt, das ich von Ihnen fordern kann.

Gerade in dieſem bedenklichen Zeitpunkt war es, als mein Mann eines Tages nach Hauſe kam, und mir ſagte, daß er mit Herrn d' Arragon, dem Legations Sekretär des Franzöſiſchen Geſandten zuſammen getroffen ſey, welcher ohne irgend eine ſichtbare beſondere Abſicht darunter zu haben, ihn dahin vermögen wolle, Sr. Excellenz die Aufwartung zu machen. Nach einer kurzen Berathſchlagung mit einander, entſchloſſen wir uns dazu; mein Mann bath, uns eine Zeit zu beſtimmen, und wir fanden uns ein. Wir ſtellten Sr. Excellenz alles dasjenige vor, was uns eben mit dem Hn. von Calonne begegnet war. Er ſagte uns, daß wir in keine ſchlimmere Hände hätte fallen können uud erinnerte ſich, daß ſein Hr. Bruder der Biſchof von Langres ihn von uns unterhalten und unſerer unglücklichen Geſchichte erwähnt habe. Dann fügte er hinzu, daß ihm bekannt ſey, daß Hr. von Breteuil

Theil

Theil an unſerm Schickſale nehme und both uns ſeine guten Dienſte bey dieſem Miniſter an; ja er gieng ſoweit, in ſeinem verbindlichen Betragen gegen uns, daß er die Beſorgung unſerer Bittſchrift an die Behörde übernahm, mit dem Verſprechen, alle erforderlichen Mittel anzuwenden, um unſre Sache zu einer endlichen Entſcheidung zu bringen. Wir verlieſſen ihn hocherfreut, und verſicherten ihm, daß wir uns ſogleich hinſetzen, und eine Abſchrift von den Denkwürdigkeiten machen wollten, welche wir uns die Ehre geben würden, ihm zu überreichen.

Wir waren kaum zu Hauſe, als Hr. de la Tour mir zur Antwort auf mein an Herrn von Calonne erlaſſenes Schreiben lediglich die Erklärung brachte, daß der Exminiſter ſchlechterdings nichts thun würde; daß er Nachricht aus Verſailles erhalten hätte, welche ihm weder für ſich ſelbſt noch für uns einige Ausſichten gewährte, daß er dem zufolge ſein Wort zurücknähme und nur hiermit meine Denkwürdigkeiten zurückgäbe, wie ich von ihm verlangt hätte. So wurden mir alſo meine Denkwürdigkeiten wieder eingehändigt, deren Ergänzung die Unterhandlung hätte zu einem Schluß bringen müſſen, wenn Herr de la Tour den Vertrag, welchen er mit mir im Namen ſeines Herrn eingegangen war, und für den Herr Herries die Gewährleiſtung übernommen hatte, mit einem Worte, einen Vertrag erfüllte, den ich bis dieſen Augenblick als unwiderruflich angeſehen hatte.

Ich muß geſtehen, daß, weil ich glaubte, ich hätte nur allzu gerechten Grund, mich über Hrn. de la Tour zu beſchweren, ich meine Meinung vor ihm nicht verbarg. Ich ſchüttete ſie ganz aus, und ſeitdem habe ich ihn nie wieder geſehen: ja; hätte ich nicht kürzlich erfahren, daß er, wahrſcheinlich von Calonne gleichwie ich, gemißhandelt worden, und auch bereits einen förmlichen Proceß wider ihn anhängig gemacht habe, ſo würde ich nicht umhin können, ihm hier im Angeſichte des Publikums Vorwürfe zu machen, daß er mich

ſieben Monate hindurch geäffet; gewiß mein ärgſter Feind hätte mir keinen unerſetzlichern Schaden zufügen können.

Doch wir wollen zu Sr. Excellenz dem Königl. Geſandten zurückkehren. Ich hatte ihm geſchrieben, daß es unmöglich ſeyn würde, meine Denkwürdigkeiten vor ſeiner Abreiſe nach dem feſten Lande ins reine abzuſchreiben. Dem zu Folge ſandte er Herrn d'Arragon ab, nicht allein mir zu helfen, ſondern auch mich zu vermögen, daß ich Sr. Excellenz die Denkwürdigkeiten in der Urſchrift zuſtellen möchte, indem er beſonders wünſche, die Verbeſſerungen und Zuſätzen zu ſehen, welche Hr. von Calonne gemacht habe, und die erſt mit einem Bleyſtifte von ihm eigenhändig und dann mit Dinte nachgezogen waren. Dies ſchlug ich ab; nachdem aber Hr. d'Arragon ſie durchgeſehen hatte, ſo war ihm die Handſchrift bekannt, nicht nur an einer Menge von Worten, welche nicht mit Dinte nachgezogen waren ſondern auch an dem Ganzen, ſo daß die Hand, welche die Feder geführt hatte, den Zügen mit dem Bleyſtift mechaniſch gefolgt war, und gewöhnlich die Geſtalt der Buchſtaben und Charaktere beybehalten hatte; eine Bemerkung, welche Hr. von Calonne ſelbſt machte, als er ſie nach dieſem wieder zu ſehen bekam.

Als der Geſandte abgereiſet war, ſetzte ich meine Arbeit fort, ſo daß ich in wenig Tagen Hrn. d'Arragon das Werk überlieferte, der ſich noch denſelben Abend aufmachte, es Sr. Excellenz zu überbringen.

Während des Aufenthalts des Herrn d'Arragons in Paris, erfuhr ich zwey Monat lang nichts von ihm; nach Verlauf derſelben aber ſchrieb einer ſeiner Freunde, Namens, Charretié an mich. Dieſer war von allem, was mich betraf, gehörig unterrichtet, und hatte ohne Zweifel dieſe Zwiſchenzeit dazu angewandt, meine Lage kennen zu lernen und meinen Vermögens-Zuſtand zu erforſchen; um zu wiſſen, wie weit die Noth mich gebracht und ob ich durch ſie geſchmeidiger

ger geworden ſey. In der Sprache der Politiker heißt dies, wenn ich nicht irre, nach dem Pulſe fühlen. Unter andern Winken, die er ſich abſichtlich entfahren ließ, gab er mir zu verſtehen, daß bey der Unordnung, worin die Finanzen in Frankreich ſich zur Zeit befände, wir keine unmittelbare Unterſtützung an Gelde erwarten dürften, daß man uns wahrſcheinlich eine jährliche Penſion von 5 bis 600 Pfund Sterlingen nebſt einer Summe zur Tilgung unſerer Schulden anbiethen würde. Erſtaunt über einen ſolchen nichtswürdigen Beſchluß, antwortete ich, daß ich keine Schulden hätte und ganz gewiß nie weder eine Penſion, noch ſolch eine armſelige Abfindung annehmen würde. Hr. Charretie ſchloß aus dieſer entſcheidenden Antwort, daß ich geheime Quellen haben müßte, verabſäumte aber doch nichts, was ein ſo verſchlagener Unterhändler in einem ähnlichen Falle nur anwenden konnte, um ſich davon zu überzeugen. Er gab mir die allergrößten Beweiſe von ſeinem Eifer mir zu dienen, ja er ſetzte mir ſo damit zu, daß ich in die Schlinge fiel; denn als ich von ihm ein unbedeutendes Darlehn begehrt hatte, das ihm keineswegs beſchwerlich werden konnte, entdeckte er auf einmal das Geheimniß, dem er nachſpürete; darauf verſchwand er und iſt mir niemals wieder mit ſeinen Zudringlichkeiten läſtig geworden. Dieſe Entdeckung, welche er gewiß nicht ermangelte dem Geſandten mitzutheilen, gab zu Verſailles ohne Zweifel den Ausſchlag, welche Maßregeln in Abſicht meiner zu befolgen ſeyn würden.

Ich kann nicht ſagen, ob Hr. von Calonne wohl oder übel unterrichtet war, indeſſen ſagte er kurz darauf zu meinem Manne, mit dem er in Wimbledon, wie man bald ſehen wird, zuſammengetroffen war, daß dem Vorſchlage des Geſandten zu Folge, eine Committie zu Verſailles niedergeſetzt worden ſey, bey welcher der Erzbiſchof von Sens den Vorſitz habe. In dieſer Committe ſollte die Verfahrungsart in Abſicht der Unterdrückung meiner Denkwürdigkeiten beſtimmt werden, und der Erzbiſchof habe beſchloſſen, die deßhalb erforderlichen Summen

men aus dem Königl. Schatze herzunehmen; welche er hiernächſt ſchon Mittel finden würde unter irgend einer andern Rubrik in Ausgabe zu verſchreiben. Da indeſſen, ſetzte er hinzu, gerade in dieſem Zeitpunkt die Veränderung des Miniſterii vorgefallen ſey, ſo ſchiene dieſes die wahre Urſache zu ſeyn, warum die Unterhandlung abgebrochen worden; der Erzbiſchof aber habe die Anmerkung gemacht, daß es ihm unmöglich ſey, eine ſo große Summe von ſeinem Privatvermögen zu nehmen, da er überdieß mit dem Miniſterio nichts mehr zu ſchaffen habe. Dieſen Entſchluß des Erzbiſchofs ſchrieb Hr. von Calonne der niedrigen Denkungsart, der Filzigkeit, dem Geitze, und einer langen Reihe ähnlicher Eigenſchaften zu, welche ein Exminiſter an dem andern fand.

Acht Tage nach der Abreiſe des Hrn. d'Arragon ſchrieb mein Mann einen weitläufigen Brief an den Hrn. von Calonne, worin er ihn an die Verſprechungen erinnerte, die er uns durch den Hn. de la Tour hatte thun laſſen; ferner, an die luſtige Gewährleiſtung des Banquiers Herries; überhaupt aber führte er ihm zum Gemüthe, daß ſein ganzes Benehmen, mit den Anſprüchen auf die Achtung und das Anſehen, welches er in England zu behaupten ſuche, wenig übereinſtimmend wäre; daß anſtatt uns Beyſtand zu leiſten, welches zu Folge ſeiner Verträge mit uns, ſeine Pflicht geweſen wäre, er uns durch ſeine ungebührliche Verzögerung ſogar diejenigen Hülfsquellen, welche uns in den Stand geſetzt haben würden, unſere Geſchäfte mit Lebhaftigkeit betreiben zu können, verſtopft hätte u. ſ. w. Hierauf ſchickte Hr. Herries meinem Manne eine Einladung nach ſeinem Hauſe in der Karls-Straße zu, wo er die Antwort finden würde. Und die war — Hr. Calonne in Perſon. Dieß war das erſtemal, daß er ihn während der ſieben monatliche Unterhandlungen geſehen hatte.

Es iſt mehr als zu bekannt, daß Herr von Calonne veränderlicher iſt, als der Wind. Bey dieſer Zuſammenkunft betrug er ſich kalt und zurückhaltend und ſchränkte ſich bloß darauf

rauf ein, daß er in unbeſtimmten Ausdrücken erklärte, es thue ihm ſehr leid, hören zu müſſen, daß unſre gegenwärtige Lage nicht die beſte ſey.

Bey dieſer Gelegenheit war es auch, wo er auf Herrn de la Tour los zog und ihn der Falſchheit beſchuldigte, welcher ich nachgehends in einem Briefe an ihn erwähnte. (S. Anhang II.)

Er ſetzte hinzu, daß da er uns verſchiedene Male mit ſeinem Vermögen ausgeholfen, ſo befinde er ſich jetzt in ſolcher Lage, daß er damit weder fortfahren könne, noch dürfe, wenn wir indeſſen uns in ſo großer Noth befänden, daß wir einer Beyſteuer von 25 bis 30 Guineen bedürften, ſo wolle er Herrn Herries dahin vermögen, ihm ſolche zu leihen.

Solch' einen Vorſchlag aus dem Munde eines Mannes zu hören, der durch kein mir bekanntes Inſtrument das ſchriftliche Geſtändniß ſeines Banquiers, daß bey ſelbigem eine große Summe niedergelegt ſey, wovon wir bezahlt werden ſollten, hatte widerrufen laſſen, ſetzte uns in Erſtaunen. Mein Mann hatte indeſſen die Gegenwart des Geiſtes, Herr über ſich zu bleiben; und weil er hofte, vermittelſt ſeiner gerechten Forderungen an Hn. von Calonne, ihn zur Erkenntniß ſeiner Schuldigkeit zurück zu bringen, ſo beſtand er für jetzt nur auf die Auszahlung von 60 Guineen, die Hr. Herries gegen einen von ihm auf ſo hoch ausgeſtellten Wechſel, ihm liehe.

Drey oder vier Wochen nach dieſer Begebenheit ſchrieb mein Mann an Hrn. Herries und erſuchte ihn, die 60 Guineen bis auf 100 zu erhöhen; worauf er ihn auf den 26 Auguſt zu ſich beſchied. Als mein Mann hinkam, lagen die 40 Guineen bereit, und wurden ihm mit vieler Höflichkeit zugeſtellt (jedoch ward ſein erſter auf 60 Guineen ausgeſtellter Wechſel gegen einen andern auf 100 umgetauſcht. In dieſem Augenblicke erſchien Hr. von Calonne, allein nicht jener zurückhaltende, finſtere Hr. von Calonne, wie er ihn das erſtemal geſehen

 hatte,

hatte, ſondern der freundliche, muntere, und verbindliche Herr von Calonne, ſo wie er ſich in den glänzenden Zirkeln zeigt; — wo indeſſen nichts weiter von ihm bekannt iſt, als was er in die Zeitungen ſetzen läſſet, und die Comtoir-Bedienten ſeines Banquiers von der Unermeßlichkeit ſeines Vermögens ausſprengen. — Er überlud meinen Mann mit Höflichkeiten, ſchien erfreut über ſeine zufriedne Miene, rieb ſich die Hände, und ſchien die Zeugen darin zu ſuchen, welche für ſeine Ehrlichkeit bürgen ſollten.

Hier muß ich bemerken, daß gerade zu dieſer Zeit der Herzog von Derſet aus Frankreich hier angekommen war, und wahrſcheinlich die Unterredungen, welche Calonne einigemal mit ihm gehalten, jene glückliche Verwandlung in ihm hervorbrachten. Er ſagte meinem Manne, daß er kürzlich Nachrichten aus Verſailles gehabt, daß man die Sache in Ueberlegung genommen und die Denkwürdigkeiten von ihm verlangt habe. Ganz gewiß, ſetzte er hinzu, wird man jetzt ein Ende damit machen. Darauf ſahe ſich mein Mann genöthigt, ihm zu ſagen, daß er ſich bereits anderweitig eingelaſſen und deßhalb täglich Nachricht erwarte; ſo bald er dieſe erhalten, würde er ſo frey ſeyn, ſeine beſtimmte Erklärung von ſich zu geben, bis dahin aber ſey es unmöglich, auf irgend eine Art mit ihm weiter zu unterhandeln. Gut dann, antwortete Calonne, ſo will ich mich gleich hinſetzen, und dem gemäß ſchreiben! Hier glaubte mein Mann den Geiſt de la Tours zu ſehen, der unaufhörlich von geſchriebenen Briefen, — erhaltenen Antworten — abgeſchickten und angekommenen Eilboten ſprach, aber nie einen Beſchluß mit brachte. Denſelben Augenblick, in dem ich Antwort erhalte, ſagte Calonne, will ich Ihnen durch Herries Nachricht davon geben.

Durch dieſen dazwiſchenkommenden Vorfall gerieth mein Mann gleichſam zwiſchen Thür und Angel. Allein da er bemerkte, daß auf der einen Seite Hr. von Calonne eifriger als jemals war, das Geſchäft allein zu betreiben; auf der andern Seite aber die Abweſenheit des Hrn. Charretié es nicht

zu-

zuließ, dem Geſandten weder zu viel Nachſicht zu geben, noch weniger aber ihm Zeit zu laſſen, einen Plan zu ſchmieden, um mich aufs äußerſte zu treiben und dadurch zu nöthigen, das erſte beſte lumpichte Geboth anzunehmen, ſo beſchloſſen wir, uns gegen Hrn. von Calonne zu entdecken, ihn den ganzen Vorgang wiſſen zu laſſen, und ſowohl ſeine Empfindlichkeit als ſeinen Ehrgeitz rege zu machen. Wie er von meinem Mann hörte, daß wir mit dem Geſandten in Unterhandlung getreten ſeyen, und mein Mann auf den Umſtand kam, welcher Hrn. d'Arragon ſeine Handſchrift habe erkennen laſſen, rief er aus: „Nun wundre ich mich nicht länger über den Brief, welchen ich erhalten habe; — Man ſagt mir, daß die Königin mehr als jemals wider mich aufgebracht ſey, und man ſich die Urſache davon nicht zu erklären wiſſe *): Hier haben wir ſie! Der Geſandte hat in Verbindung mit meinen Feinden die Königin benachrichtiget, daß alle meine Maßregeln im Betracht ihrer, darauf abgezweckt hätten, ſie zu Grunde zu richten; daß ich Sie nicht nur dazu vermocht, die Denkwürdigkeiten zu ſchreiben, ſondern Ihnen auch dabey die Hand geführet, ſie verbeſſert, vermehrt, und einen Theil derſelben ſelbſt aufgeſetzt habe; ja, daß die Denkwürdigkeiten gar nicht einmal exiſtirt hätten, als ich ſie ſchon angekündigt. Das iſt ſo die Art, wie man immer meine Handlungen bey Hofe vorſtellt. Es iſt ein Verräther-Stückchen vom Geſandten, der einige Mal den Grafen von Cambiſe an mich abgeſchickt hat, mir zu verſichern, wie leid es ihm thue, daß er nicht im Stande ſey, meine Bekanntſchaft zu unterhalten, indeſſen würde der Graf von Montmorin bey Gelegenheit der Verſamm-

*) Der Leſer bemerke hier die ſonderbare Uebereinſtimmung zwiſchen dieſem Geſtändniß des Herrn von Calonne und dem unterdrückten Inhalt des Briefes, von dem er kurz vorher geſprochen, und von der wieder auflebenden Hoffnung, die er bey dieſem kürzlich erhaltenen Briefe gefaßt; worin, wie er vorgab, die Königin die Denkwürdigkeiten gefordert habe, um der Sache ein Ende zu machen — Solch' ein Mann iſt Herr von Calonne!

ſammlung der Reichsſtände ganz gewiß ſein Möglichſtes thun, mir zu helfen. Nach ſolchen Verſicherungen ſo die erſte Gelegenheit zu ergreifen, mich zu verderben, das iſt abſcheulich! Wem kann man trauen? Auf wen ſich mehr verlaſſen?"

Nachdem er auf ſolche Weiſe geklagt und auf die ganze Welt in den heftigſten Ausdrücken geſchmäht hatte, ſetzte er hinzu, daß der Streich, welchen man nach ihm gethan, um ſo viel ſchrecklicher ſey, weil man bey der gegenwärtigen bedenklichen Lage, worin Frankreich ſich befinde, und bey Gelegenheit der Verbannung des Erzbiſchofs von Sens dem Könige geſagt habe, daß niemand als Calonne oder Necker im Stande ſeyen, Quellen zu finden, dem Staate Credit zu verſchaffen und die Einkünfte deſſelben zu vermehren; da nun mehr als zu ſehr bekannt ſey, daß beyde, der König und die Königin, Neckern gleich ſehr verabſcheuten, ſo würde die Wahl nothwendig auf ihn gefallen ſeyn, *) wenn nicht jene Entdeckung die der Geſandte gemacht, dazwiſchen gekommen, und die Art, wie er ſeiner, gegen die Königin gedacht, alles wieder verdorben hätten. — Er raſete, ſchlug ſich vor den Kopf; — es war deutlich, daß er einſahe, durch ſeine Filzigkeit gefehlt zu haben, worüber er nun bitterlich klagte, und weil eine Hülfe dafür ſahe, bereits auf Rache ſann.

Da mein Mann ihn in ſolcher Stimmung ſahe, ſo ergriff er den Zeitpunkt, ihm bemerklich zu machen, daß er, wie der Geſandte ſeinetwegen auch immer berichtet haben möchte, doch nicht im Stande geweſen ſey, einen Beweis von ſeinen Behauptungen beyzubringen, indem die Urſchrift der Denkwürdigkeiten nie aus unſern Händen gekommen; daß, da wir zu verſchiedenen malen ſelbſt vor ſeiner (Calonnens) Ankunft in England, das Publikum benachrichtiget, daß wir uns

*) Ein nicht unwahrſcheinlicher Fall, wenn Calonne anſtatt bey dem Handel mit der Königin nur auf ſeinem Vortheil bedacht zu ſeyn, ihr von meinen Denkwürdigkeiten zeitig genug Nachricht gegeben, und dadurch ſeinen Vertrag mit mir erfüllt hätte; wie er mir zwar immer verſprach, daß er ſelbigen in die Hände der Königin liefern wolle.

uns öffentlich rechtfertigen und einen Theil des Briefwechſels zwiſchen der Königin und dem Cardinal von Rohan bekannt machen würden, es überdieß ja unmöglich ſey, daß er, Calonne beſchuldiget werden könne, die Denkwürdigkeiten geſchrieben zu haben; daß endlich, da der Streich einmal geſchehen ſey, und er die Unmöglichkeit ſehe, das geſchehene Dinge zu ändern ſeyen, ſo ſchiene ihm kein anderer Weg übrig zu bleiben, und den wir auch, des ewigen geäffet werdens müde, bereit wären einzuſchlagen, nehmlich unſere Rechtfertigung dem Druck zu übergeben; und dazu würden wir unmittelbar ſchreiten, wenn er uns dabey zu Hülfe kommen, und die Koſten des Drucks tragen wolle.

Hr. von Calonne ergriff begierig dieſen Vorſchlag und verſprach, uns mit dem dazu erforderlichen Gelde zu unterſtützen. So endigte ſich dieſe Unterredung.

Es ward unter uns feſtgeſetzt, daß mein Mann den folgenden Tag an ihn ſchreiben und die Ausgaben berechnen ſollte, welche damit verbunden ſeyn würden. Den Morgen darauf als mein Mann mit dem Briefe beſchäftigt war, erſchien Hr. von Calonne und ſagte ihm: er habe ſeit der geſtrigen Unterredung mancherley Betrachtungen angeſtellt, welche er jetzt komme, ihm mitzutheilen. Als er ſich niedergelaſſen, um die lange Rede, auf welche er ſich vorbereitet hatte, deſto bequemer abzuhalten, ſo begann er mit bittern Klagen über die Königin, und je mehr er allmählig in Wärme gerieth, ließ er ſich auf beſondere nähere Umſtände ein, und bediente ſich Ausdrücke, die ich lieber übergehn, als ihm zur Laſt kommen laſſen will. Bey dem zweyten Punkt, über welchen er ſich ausbreitete, und der die Gründe zu ſeiner Rechtfertigung überhaupt betraf, bemühete er ſich zu zeigen, daß er, (ſeinem Lieblingsausdrucke zu Folge,) „rein wie der Schnee ſey; daß der allergrößte Beweis ſeiner Uneigennützigkeit, die Unbeträchtlichkeit ſeines Privat-Vermögens ſey, welches ſich nicht höher als auf 600000 Livres belaufe und die er das Glück gehabt, von den Gebühren zuſammen zu bringen,

welche

welche wegen verſchiedener erneuerten Contracte während ſei-
ner Verwaltung erlegt worden ſeyen; auch ſey es eine bekann-
te Sache, wovon er gegen einen jeden, der Luſt habe, ſie zu
bezweifeln, den Beweis führen wolle, daß er ſein väterliches
Vermögen im Dienſte des Königs zugeſetzt habe; daß er mit
Ausſchließung ſeines erheyratheten Vermögens nicht ſo viel
haben würde, ſeinen Rang als Miniſter (den niemand ihm zu
nehmen im Stande ſey,) zu behaupten. Er ſagte ferner,
daß die Verfolgungen aller Art, welche er erfahren habe, ſelbſt
in ſeiner Abgeſchiedenheit von der Welt, die Belohnung für
ſeine langen und treuen Dienſte ſey; daß indeſſen, wenn man
ihn aufs Aeußerſte triebe, er ſich nicht weiter in Schranken
halten, ſondern der Königin und ihren Anhängern die Mas-
ke abnehmen und die Treuloſigkeit dieſer vermeſſenen Frau
ans Tages Licht bringen würde, die ihn zu Ausführung ſeines
Plans die Notabeln zu verſammlen, angefeuert habe; einen
Plan, den er nie durch zu ſetzen gewagt haben würde, hätte ſie ihn
nicht ihres Beyſtandes verſichert, und ihm ſolchen noch bis
auf den letzten Augenblick verſprochen; daß ſie ſelbſt von ſeiner
Führung der öffentlichen Geſchäfte überall Kenntniß genommen
und mit ihm jeden, den unbedeutendſten ſowohl als den be-
denklichſten Umſtand in Ueberlegung gezogen, und wenn er
Furcht blicken laſſen, ihm Muth eingeſprochen; kurz daß ſie
ihn gleichſam in die Schlinge geſtoßen und offenbar aus Bos-
heit zu jener gefahrvollen Verſammlung der Notabeln gezwun-
gen, und ſeinen unvermeidlichen Sturz habe zu Wege bringen
müſſen u. ſ. w." Nachdem er in dieſem Zuge beynahe eine
Stunde lang perorirt hatte, ſo ſchöpfte er endlich einmal
Athem; und wahrlich, er bedurfte es auch. Als er ſeine
Dienſte von neuem anboth, beſonders in Abſicht des Drucks
der Denkwürdigkeiten, ſo ſagte ihm mein Mann, daß nach
der Berechnung, die er habe erhalten können, er die Freude
gehabt habe, zu finden, daß die Sache nicht von Erheblich-
keit ſey, und die Koſten ſich nicht über 150 Guineen belau-
fen würden. Hierauf antwortete er, daß er zu ſeinem

Be-

Befehle ſtehe, geſetzt auch, daß ſie weit mehr betrügen. Zugleich ergriff er dieſen Zeitpunkt, da mein Mann ihm den verbindlichſten Dank abſtattete, und ſagte: — „ich bin ſo ſehr von Ihrer Gefälligkeit verſichert, daß ich kein Bedenken finde, eine kleine Bitte an Sie zu thun;“ — darauf nahm er ein Stück Gummi elaſticum aus ſeiner Taſche „erlauben Sie mir, fuhr er fort in Ihren Denkwürdigkeiten dasjenige auszulöſchen, was von meiner Hand lesbares übrig iſt.“ Mein Mann gab ihm zur Antwort: ſo wie wir jetzt mit einander ſtehen, kann ich Ihnen nichts abſchlagen, und händigte ihm die Denkwürdigkeiten ein, um nach ſeinem Gefallen damit zu ſchalten. Während daß er damit beſchäftiget war, von Seite zu Seite auszukratzen und zu wiſchen, wuſte er meinen Mann mit politiſchen Angelegenheiten zu unterhalten. Seine Abſicht war, ihn ſo lange herumzuführen, bis er ihn die Nothwendigkeit habe einſehen laſſen, ihm, Calonnen, die Urſchrift von den Denkwürdigkeiten in Verwahrung zu geben; zu dem Ende begann er damit, ihn zu vermögen, eine Abſchrift davon zu nehmen, „hiernächſt ſagte er, werden Sie die Güte haben, mir ſie anzuvertrauen und ich werde ſie an einem Orte niederlegen, wo ſie ſo gut aufgehoben ſeyn ſollen, als in der Banke; in einem Gewölbe, das in dem Hauſe angebracht iſt, welches ich von dem Grafen von Adhemar gekauft habe, und in welchem ein eiſerner Kaſten von der äußerſten Stärke ſteher, der mit Gemächern verſehen iſt, die eben ſo geheim ſind, als der Stand des Kaſtens ſelbſt. Wenn die Denkwürdigkeiten einmal an dieſem unterirdiſchen Ort verborgen ſind, ſo mag die Königin die ganze Gegend umher in die Luft ſprengen laſſen; ſie wird ihnen dadurch nicht die geringſte Verletzung zufügen.

Hr. von Calonne war eben fertig mit Reden, Kratzen, und Reiben, als ich in die Stube trat; er ſprach einen Augenblick mit mir, über meine Geſundheit meine Lage, und über den Antheil, den er an beyden nehme. Darauf beurlaubte er

ſich

ſich und ſagte, daß er den folgenden Tag nach Chatsworth *) gehen müſſe; ſo bald er von dort zurückgekommen ſeyn würde, wolle er ſeine Verbeſſerungen und Zuſätze zu den Denkwürdigkeiten fortſetzen.

Ehe ich dazu gekommen war, hatte Calonne meinem Manne geſagt, er wolle ſeinem Banquier den Befehl zurück laſſen, uns ſoviel auszuzahlen, als wir brauchen würden. Vier bis fünf Tage darauf, bath ich meinen Mann, bey Herries mit vorzugehn und ſich etwas auf Abſchlag geben zu laſſen; allein die Befehle waren ſo ausgeſtellt, daß Herries ſich nicht ſolle ſprechen laſſen; ein Umſtand, welcher uns in eine ſolche Verlegenheit brachte, daß mein Mann ſich entſchließen mußte, den Exminiſter in Chatsworth auf zu ſuchen. Zu einem Vorwande zu dieſer Reiſe brauchte er die Zurückkunft d' Arragons, welcher von Paris zurückgekommen war, ohne irgend etwas gethan zu haben; nicht einmal meine Denkwürdigkeiten hatte er wieder mitgebracht, die doch mein Mann in dem dieſen Blättern (N. I.) angehängten Briefe von dem Geſandten ausdrücklich zurückgefordert hatte. Es war natürlich, daß mein Mann Hrn. von Calonne von dieſem Vorfalle Nachricht geben mußte; er ging daher ihm nach und ſprach ihn in dem Palaſte des Herzogs von Devonſhire. Als er ihm die Antwort d'Arragons mitgetheilt hatte, ließ er gegen ihn einige Furcht blicken, daß er ſeine Geſinnungen und ſeinen Entſchluß in Abſicht des Drucks der Denkwürdigkeiten ändern möchte. Hr. von Colonne beruhigte ihn aber und verſicherte, daß ſeine Meinung in dieſem Stücke noch eben dieſelbe ſey, und bath meinen Mann, ihm es wiſſen zu laſſen, wenn er mit der Abſchrift fertig ſey, damit ſie ſodann ihre Arbeit zuſammen anfangen könnten. Zufrieden mit dieſen neuen Verſicherungen kam mein Mann zurück, und machte ſich an die Abſchrift. Als er mit einem großen Theil davon zu Stande war,

*) Ein Luſtſchloß des Herzogs von Devonſhire in der Grafſchaft Derbſhire.

war, wünſchte er eine Zuſammenkunft mit dem Hrn. von Calonne, der auch denſelben Tag zu uns kam und meinem Manne einen Tag beſtimmte, wo er anfangen wolle, ihm beim Umarbeiten der Denkwürdigkeiten Beyſtand zu leiſten, indeſſen, ſagte er, zöge er dazu ſein eigenes Haus in Wimbledon jedem andern Orte vor.

Um keine Zeit zu verlieren und ſo gleich zur Arbeit ſchreiten zu können, wenn mein Mann mit der vollſtändigen Abſchrift der Denkwürdigkeiten nach Wimbledon kommen würde, ſo nahm er denjenigen Theil von der Urſchrift mit, welcher bereits abgeſchrieben war. Ich bitte den Leſer ſich zu erinnern, daß dieſer Theil beynahe die Hälfte des ganzen Werks war, in deſſen Beſitz Hr. von Calonne ſich hier ſetzte.

Als der beſtimmte Tag da war, begaben wir uns in Begleitung des Capitaines Stuart nach Wimbledon und nahmen den Reſt des Originals und die ganze Abſchrift der Denkwürdigkeiten mit.

Wir traten in einem Wirthshauſe ab, machten das Packet auf und zertheilten es, ſo daß mein Mann es in ſeiner Taſche fort bringen konnte, der ſich auch ſo fort nach Hrn. von Calonnens Wohnung begab. Die erſte Perſon, die er daſelbſt antraf, war Frau von Calonne; ſie rief ihren Mann, welcher den Grafen mit vielen Höflichkeitsbezeigungen empfing, ihn in ſeinem Hauſe herumführte und ihm die Veränderungen und Verbeſſerungen zeigte, die er Willens ſey, darin vorzunehmen. Endlich kamen ſie auf ihre Arbeit zu ſprechen und kehrten nach dem Studierzimmer zurück, wo mein Mann ſeine Schriften aus der Taſche zog und auf den Tiſch hinlegte. Hr. von Calonne ſagte zu ihm, er habe bis jetzt noch nichts daran gethan; denn bey angeſtelltem Nachdenken darüber habe er die Nothwendigkeit eingeſehn, daß das Werk ganz und gar umgeſchmelzen werden müßte, ſo daß es demjenigen, welches der Geſandte der Regierung zugeſtellt, durchaus nicht ähnlich ſehe. Dann breitete er ſich über den neuen Plan aus, den er abgefaßt, über den neuen Entwurf, welchen

er

er gemacht, den Text mit einer Menge geheimer Anekdoten, theils politiſche theils galanten Inhalts zu durchweben. Zum Beſchluß verſicherte er mir, ſo bald als dieſes neue Werk zu Stande gebracht ſey, wolle er den Grafen es wiſſen laſſen, damit in Abſicht des Drucks deſſelben keine Zeit verloren gehe. Ehe er meinen Mann verließ, ſagte er zu ihm, er wolle ihm am Ende ſeines Hauſes eine Thür zeigen, durch die er eingehen könne und welche ihn nicht weit davon nach einem Badezimmer führen würde, wo ſie fern von den ſpähenden Augen ſeiner Leute in Ruhe und Sicherheit arbeiten könnten. Ein anderes Geſpräch, das zwiſchen ihnen geführt wurde, kann ich nicht wiederholen.

Wenn des Hrn. von Calonne Reden ſchön ſind, ſo haben ſie aber auch die Eigenſchaft, daß ſie lang ſind. Es war für uns nicht genug, von der inneren Güte und Kraft der neuen Denkwürdigkeiten ein langes und breites daher zu ſprechen; uns war eben ſo ſehr daran gelegen, daß der Druckkoſten erwähnt würde, namentlich der verſprochenen 150 Guineen. Bey dieſem Hauptſtücke aber war der Redner weniger weitläuftig. Er begann damit, daß er fürchte, nicht ſo viel Geld bey ſich zu haben; darauf gieng er hinaus den baaren Beſtand ſeiner Kaſſe zu unterſuchen, und kam mit zwey Banko-Noten zurück, die eine über 20 und die andere über Zehn Pfund Sterlinge, welche, wie er ſagte, ſein ganzes baares Vermögen ausmachten; das übrige verſprach er den folgenden Tag mit einem Briefe zu ſchicken. Mein Mann antwortete lächelnd, daß er nicht ohne Geld von ihm ginge und nahm bloß die 20 Pfund; dann ſteckte er die Abſchrift der Denkwürdigkeiten, die noch auf dem Tiſche lagen, wieder zu ſich, die letzte Hälfte des Originals aber ließ er liegen; empfahl ſich, und kam wieder zu uns. So geſchahe es, daß die ganze Urſchrift in des Herrn von Calonnens Händen gerieth, und bis auf dieſen Augenblick auch darin geblieben iſt.

Da der bemeldete Brief den folgenden Tag nicht ankam, ſo ſchrieb mein Mann an ihn; zugleich ſchickte er ihm einige Anmerkungen mit, die ſich auf die Veränderungen bezogen, welche in den Denkwürdigkeiten gemacht werden ſollten. Auch ſchloß er einen Revers über die Summe bey, welche Calonne ihm vorſchießen ſolle, nebſt einem Aſſecuranzbrief über ſeine Effecten und Mobilien. *) Allein dieſer Brief blieb unbeantwortet. Er ſchrieb einen zweyten, worin er ſeine Unruhe darüber zu erkennen gab Nach Verlauf zweyer Tage erſchien Hr. von Calonne ſelbſt, ſagte meinem Manne die Gründe ſeines Stillſchweigens und was ihm ſeit der Zeit für Betrachtungen aufgeſtoßen wären. Nachdem er nun alle die bisherigen Kunſtgriffe und Verſprechungen gebraucht um des Originals der Denkwürdigkeiten habhaft zu werden, (denn er glaubte, wenn ihm dieſe treuloſe Handlung geglückt wäre, würde man ihm nicht weiter beſchwerlich ſeyn, oder gar ihn in Gefahr bringen können, weil keine Beweiſe wider ihn geführt werden könnten,) hatte er den Einfall, das einzige Mittel, ſeiner Verpflichtung auf einmal loß zu werden ſein Wort zurücknehmen, und die Denkwürdigkeiten behalten oder den Flammen Preis geben zu können, wäre das, daß er vorgäbe, er habe Briefe aus Verſailles erhalten, worin ihm ſein ganzes Verfahren in dieſer Sache vorgeſchrieben wäre. Durch ſolche Mittel, hoffte er, würde es ihm gelingen, uns von der Wahrheit ſeiner Verſicherungen zu überzeugen, und uns glauben zu machen, daß es ihm unmöglich ſey, ſeinen Vertrag zu erfüllen, wofern er ſich nicht dem Zorne der Königin und den Vorwürfen des Franzöſiſchen Geſandten ausſetzen wolle.

Man mußte Hrn. Calonne's freche Stirn haben, um ſolche handgreifliche Lügen auskramen, und dabey ſich einbilden zu können, daß man ihnen Glauben beymeſſen würde; ja hätte

*) Dieſer Aſſecuranzbrief ward in der Abſicht gegeben, daß er für die Bezahlung des Geldes Gewähr leiſten ſolle, im Falle das Eigenthum des Grafen von de la Motte im Feuer aufgienge, wovor er nicht ganz ſicher war, indem ſeine Feinde überall Spione ausſtellten.

te ich nicht zureichende Beweiſe von ſeinem betrügeriſchen Benehmen gegen meinen Mann, ſo würde er ohnſtreitig vermeſſen genug ſeyn, an das Publikum zu appelliren. Allein in einem Augenblicke will ich ihn beſchämen und ihm den Mund ſtopfen. — Nachdem er über Sachen geſprochen, die auf das Geſchäft, welches ihn zu uns führte, gar keine Beziehung hatten, ſagte er zu meinem Manne, daß ſeitdem er ihn neulich in Wimbledon geſehen, ihm ein Brief vom Geſandten zugekommen ſey, der alle ſeine Plane hintertrieben habe, und daß er jetzt komme, ihn davon zu benachrichtigen. „Ich bin offenherzig, ſagte er, und werde keinen einzigen beſondern Vorfall, den man mir berichtet vor Ihnen verhehlen. Der Geſandte ſchreibt mir, daß er das Original Ihrer Denkwürdigkeiten, das von Hrn. de la Tour geſchrieben und ich hin und wieder geändert, der Königin übergeben habe.*) Er fuhr fort. Die Königin, welche längſt von den Bewegungsgründen meines Verfahrens unterrichtet iſt, hat mein Benehmen nicht allein gebilliget, ſondern auch eingeſehen, daß alle die Aenderungen, welche ich vorgenommen, zu ihrem Vortheil abzwecken; daß ſie daher, weit entfernt unzufrieden mit mir zu ſeyn, mir unendlichen Dank wiſſe, daß ich auf die Unterdrückung der Denkwürdigkeiten Bedacht genommen, die allerdings, wie ich mit Recht befürchtet, ihre Majeſtät bloß geſtellet haben würden; vielmehr habe der Geſandte Befehl, mir ihre Abſicht ſogleich mitzutheilen und ſie hoffe, daß ich mich ihr fügen würde. Sie ſehen daraus, ſetzte er hinzu, daß es mir unmöglich fällt, ferner Antheil an der Sache zu nehmen, vielweniger aber, Ihnen die verſprochene Summe vorzuſtrecken, weil man nicht ermangeln würde, auszubreiten, daß ich den Druck und die Bekanntmachung Ihrer Denkwürdigkeiten befördert hätte. Nach einigen Bemerkungen von Seiten meines Mannes, die beweiſen ſollten, daß er glaube, daß weder der Geſandte noch er betrügeriſch gehandelt, und welche Vor-

*) Das war eine offenbare Lüge, indem das Original aus unſern Händen unmittelbar in die ſeinigen kam.

Vorſchläge enthielten, wie er ihn mit unwiderſprechlichen Beweiſen ſeiner Ehrlichkeit verſehen könne, zog er zurück, und hielt es nicht für rathſam, ſich in ſeiner Gegenwart vom Gegentheil überführen zu laſſen.

Da mein Mann Gelegenheit gehabt, mit dem Geſandten nach ſeiner Zurückkunft zu ſprechen und ihm das Geſ[illegible] des Hrn von Calonne mitgetheilt hat, ſo konnte es natürlicher Weiſe nicht länger unentdeckt bleiben, daß an allem, was er geſprochen, nicht ein einziges wahres Wort geweſen iſt; wie dann auch der Geſandte meinem Manne Vollmacht gegeben hat, öffentlich zu erklären, daß Calonne nie einen Brief von Sr. Excellenz erhalten habe, auch gar keine Gemeinſchaft mit ihm weder haben können, noch wolle.

So endigte ſich meine zweyte Unterhandlung mit Hrn. von Calonne. Da indeſſen weder mein Mann noch ich gegen irgend jemand ein Geheimniß davon gemacht haben, ſo ſind die Meinungen in Abſicht des wahren Bewegungsgrundes zu ſolch' einem ſeltſamen Betragen getheilt. Einige ſchreiben es den dürftigen Umſtänden des Hrn. von Calonne zu, welche er durch den ganzen Verlauf der Geſchichte, ſo ſchimpflicher Weiſe offenbaret hat; allein es iſt kaum wahrſcheinlich, daß Hr. v. Calonne wegen einer geringen Summe von 110 Pfund Sterling die ich von ihm verlangte, ſich dem unvermeidlichen Spotte Preis gegeben hätte, daß er ſeine Rache aufgegeben, ſeine ſchwere Rache, die er, wie er ſo hoch und theuer verſichert hat, an der Königin nehmen wolle. Andere meynen, er werde geglaubt haben, der Beweis ſeines ſchlechten Betragens ſey einzig und allein an den Schriftzeichen ſichtbar, womit er die Urſchrift der Denkwürdigkeiten beſudelt, und habe er alſo gehofft, weiß wie der Schnee" zu werden, wenn er dieſe wider ihn zeugenden Merkmahle zerſtöre. Allein wie konnte Hr. von Calonne überſehen, daß es nicht in ſeiner Gewalt ſtand, hundert übereinſtimmende Beweiſe und das Zeugniß von Augenzeugen zu vernichten?

Diejenigen, welche ſeinen Wankelmuth auf Rechnung ſeiner Furcht, einer Folge ſeiner Ueberlegungen ſetzen, ſcheinen mir der Wahrheit am nächſten zu kommen. Er iſt nemlich von Natur ein über alle Maßen furchtſames Weſen, er ſpricht von nichts als Thüren, welche die Königin mit Gewalt erbrechen, und von Häuſern, die ſie in die Luft ſprengen laſſen würde. — Nun wird man leicht begreifen, in welches Schrecken er muß geſetzt worden ſeyn, durch den ernſthaften Gedanken, daß er etwas ſchreiben, und dann drucken laſſen wolle, was die Königin eine Schmähſchrift nennen würde. Es iſt bekannt, daß man bey ſeiner Ankunft in London ihn noch klagen und ſchreien gehört: Wo ſoll ich hin fliehen? Wo mich verbergen? Wo werde ich ſicher ſeyn? — Begleitet von ſeinem Bruder, dem Abbé, von ſeinem Secretair Prignan und zuweilen auch von ſeinem theuern Banquier Herries, ſuchte er nach einem Zufluchtsorte vor den Verfolgungen, (wie er es nannte,) des Erzbiſchoffs. Die Wahrheit iſt, er ſuchte, bey dem falſchen Begriff, welcher ihm in Frankreich davon gemacht war, daß man in England nirgends als in der City von London ſicher ſey, ein Haus in derſelben oder irgend einen unzugänglichen Winkel gleich viel, was, wenn er nur Sicherheit für ſeine Perſon darin fände.

Man hat ihm in den Zeitungen dieſe lächerliche Furcht als ein Zeichen ſeines böſen Gewiſſens vorgeworfen; und als mein Mann ihn fragte, warum er dergleichen beleidigenden Behauptungen nicht wenigſtens öffentlich widerſpreche, ſo antwortete er ihm, er könne nicht; denn es ſey die Wahrheit, daß man ihm dergleichen Sachen in Frankreich aufgebunden habe. Und ein ſolcher Menſch ſollte den Muth haben, das kühne Project auszuführen, das er entworfen hatte der Königin — hundert Meilen weit von ihr, zu trotzen?

Welches aber auch die Gründe ſeyn mögen, welche Herr von Calonne zu dieſem ſeinen Betragen bewogen haben, ſo iſt doch dieß wahr, daß er mir die Original-Abſchrift von meinen Denkwürdigkeiten durch ſeine Liſt und Räncke gleichſam

ent-

entwendet hat, denn da er nie deßhalb eine Erklärung von ſich gegeben, ſo kann er keinen rechtlichen Anſpruch daran haben — Ach! meine arme Denkwürdigkeiten! Da liegen ſie nun in jenem unzugänglichen eiſernem Behältniſſe, welches der Zerſtörung der Welt widerſtehen wird, ſo, daß, wenn die Königin von Frankreich mit den Armeen ihres königl. Gemahls, Sr. kaiſerlich-königl. Maieſtät, ihres Bruders käme, um dieſen furchtbaren Schatz weg zu führen, ſie unverrichteter Sache wieder nach Hauſe gehen müßten. Herr von Calonne gibt vor, daß er ſie zu ſeiner Rechtfertigung in dieſem finſtern Gewölbe verwahre; um im Nothfalle beweiſen zu können, daß wenn er einige Verbeſſerungen darin gemacht habe, es deßhalb geſchehen ſey, weil ſehr viele Stellen darin vorkämen, die ein Frauenzimmer nicht leſen könne!!! — — Wahrlich eine Höflichkeit welche der Königin nicht anders als gefallen kann! Auch würde es allerdings Schade geweſen ſeyn, wenn ein Werk, von Hrn. von Calonne durchgeſehn und verbeſſert, nur für eine Hälfte des menſchlichen Geſchlechts eingerichtet worden wäre! Wie muß das ſchöne Geſchlecht dem Hrn. Exminiſter nicht Dank wiſſen, daß es durch ſeine unbefleckte Feder nun in den Stand geſetzt worden, Theil daran zu nehmen. Indeſſen kann ich ihm doch nicht bergen, daß obgleich es wohl ſeyn kann, daß er alles, was er gethan, um des Beſten der Königin willen, der höhern Erbauung des Publikums und meines perſönlichen Vortheils wegen gethan habe, man ihm dennoch vielleicht den Vorwurf machen wird, daß er Schuld daran ſey, daß dieſe Denkwürdigkeiten, deren nahe Erſcheinung in Franzöſiſcher ſowohl als in Engliſcher Sprache ich hiermit ankündige, endlich doch noch ans Tageslicht gekommen ſind, das ſie lieber nie hätten erblicken ſollen. Es wird gewiß im Verfolg des Proceſſes, welchen Hr. de la Tour unlängſt wider ihn anhängig gemacht hat, ſich aufklären, daß dieſer Herr nie anders gewußt und geglaubt habe, als daß alles dasjenige, was ihm in die Feder geſagt worden, bloß zur alleinigen Kenntniß der Königin kommen ſolle. — Alles

Gute alſo, was Hr. von Calonne gethan haben wird, beſtehet darin, daß er jene Geheimniſſe zuerſt aus dem Innerſten meiner Bruſt, wo ſie begraben lagen, und ohne Zweifel noch ſchlummern würden, hervor geholet hat; und dann, daß er mich aufs Aeußerſte getrieben, mich in Verzweiflung und in die dringende Nothwendigkeit geſetzt ſie öffentlich bekannt zu machen. Und das wird er gegen die Königin, gegen die ganze Welt und gegen Gott verantworten müſſen. Ich darf hoffen, daß der oberſte Richter über uns, vor deſſen Richterſtuhl ich ihn fordere, die Augenblicke ſeiner ſchändlichen Laufbahn von dem Tage jenes entſetzlichen Verfahrens gegen Hrn. de la Chalotais an, bis auf den Tag der Unthaten, welche den Inhalt dieſer Blätter ausmachen, gezählet. Daß auch ſeit dieſer Zeit jeder Augenblick ſeines verruchten Lebens mit irgend einem Staats- oder Privatverbrechen bezeichnet iſt, wird die Zukunft ihn lehren, wenn eine Stimme rufen wird: Das Maß deiner Sünden iſt voll; und dann jene ſchreckliche Prophezeihung eben desjenigen de la Chalotais, deſſen ich ſo eben erwähnt habe, an ihm in Erfüllung gehen wird. Mich dünkt, ich ſehe den Schatten dieſes Mannes; er ruft mir zu: **Auf! meine Tochter! verfolge das Verbrechen bis an den Rand des ſtummen Grabes!** Ich will ſeinem Zuruf gehorchen und ihm vor den Augen der Engliſchen Nation die Maske abnehmen, dieſem Elenden, dieſem lebendigen Widerſpruche, der eben ſo eitel und ruhmſüchtig als unedel, eben ſo ſchmeichleriſch als unverſchämt — eben ſo kriechend, als aufgeblaſen — eben ſo zurückhaltend als unbeſonnen — eben ſo verſchlagen als unvorſichtig — eben ſo verſchwenderiſch als filzig iſt, mit einem Worte, ein Mann, der, ob er gleich jeden moraliſchen Widerſpruch in ſich vereinigt und in ſeinem Aeußern dem Chamäleon gleicht, dennoch alle die Höflichkeiten womit die Engliſche Nation, eben ſo bekannt durch die Tugenden ihrer Gaſtfreiheit, als durch alle ihre übrigen edlen und groſſen Eigenſchaften ihn überſchüttet, als eine ſeinen perſönlichen Verdienſten ſchuldige Achtung anzunehmen ſcheinet.

Anhang.

I.

An den Franzöſiſchen Geſandten, wegen Zurückgabe der Denkwürdigkeiten.

Mein Herr,

Ob ich gleich von Ihrer Gefälligkeit und Ihrem Wunſche mich Ihnen zu verbinden überzeugt bin, ſo bekenne ich doch, daß Ihr Stillſchweigen (nachdem was mir zu Ohren gekommen) mir nicht anders als ſehr verdächtig ſeyn kann. Ich kenne die Verſtellungskunſt der Königin und weiß bis zu welchem Grade ſie ihre Empfindlichkeit und Rache treiben kann. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn Ihnen der Befehl zugekommen und Carte blanche gegeben wäre, wie ſolche der Graf von Adhemar bereits erhalten hatte, ſich die Koſten bezahlen zu laſſen, welche zu einer gewaltſamen Ergreifung meiner Perſon oder irgend einer andern Verfolgung erforderlich ſeyn möchten. Zwanzig Tauſend Piſtolen ſind für nichts zu achten, wenn ſie nur nützlich angelegt werden, das heißt, zu Ausführung irgend eines Bubenſtücks; wohl aber wird man ſich hüten, ein ſolches Opfer zu bringen, wenn die Rede von Ausübung irgend einer gerechten Handlung iſt. Die Klugheit erfordert es, ſagt man, daß die Königin die Sache nicht in der Güte betreibe, ſondern Gewalt brauche. Doch, daß ich fragen mag: Wer ſagt das; — Die Frauen von Polignac, der Abbe von Vermont, der Erzbiſchoff von Sens, der Herr von M. — — u. ſ. w. u. ſ. w. mit einem Worte, lauter Leute, die wohl wiſſen, daß die Thatſachen richtig ſind, aber die ſich wohl hüten werden, es öffentlich zu ſagen; Leute, die um niedriger Weiſe der Königin ihren Hof zu machen, und zu zeigen, daß ſie in ihre Geſinnungen einſtimmen, ihr den Rath geben, ſie ſolle die Königliche Gewalt brauchen, um die Bekanntmachung meiner Denkwürdigkeiten zu hindern. Das iſt, wenn ich mich nicht ſehr irre, die Sprache ihrer edlen Rathgeber. — Was aber wird der Erfolg davon ſeyn? —

daß man eine mächtige Summe Geldes ins Meer wirft! Denn von dieſer meiner Freyſtätte aus, trotze ich allen Blitzen des Deſpotismus, und kann ihnen im Voraus verſichern, daß die Verfolgungen, die ich erfahren werde, meine Sache nur noch beſſer machen und den Wunſch ſo vieler Perſonen, die ich hier nicht zu nennen brauche, in Erfüllung bringen werden. Die Königin beſitzt die Gabe, dem Könige weiß zu machen, was ſie Luſt hat; und ich bin überzeugt, daß ſie nicht ermangelt haben wird, ihn wider mich einzunehmen in Gegenwart derer, die frech genug ſeyn werden, der Engliſchen Nation zu verſichern, daß Ihro Majeſtät mit Gleichgültigkeit und Verachtung alles erwarten, was aus unſerm Munde kommen kann. Doch ſie ſehe ſich wohl vor, daß das Zeugniß dieſer Leute nicht verdächtig werde! Denn da ihre geheimen Verbindungen mit ihnen der Welt bekannt ſind, ſo möchte das, was ſie für einen großen Klugheitsſtreich anſieht, und was bey der Sache das Beſte thun und allen Verdacht entfernen ſoll, ihr im Gegentheil vielleicht die Maske abnehmen und dem Könige die Augen öffnen; welches gewiß der Wunſch der ganzen Nation iſt. Doch ich werde gewahr, daß ich von meinem Gegenſtande abgekommen bin; Zudem werden meine Betrachtungen, da ſie ohnedieß Ihrer Majeſtät nicht unbekannt ſind, keine Veränderung in ihrem bisherigen Betragen hervorbringen; ſo ſicher iſt ſie vor dem Könige und vor aller Möglichkeit, daß es zu einer Erläuterung deßhalb kommen werde. Ich bitte Sie daher mich durch Hrn. Barthelemi wiſſen zu laſſen, welchen Erfolg Ihre gütigen Bemühungen um mich gehabt, und ob ſie wegen der Zurückgabe meiner Denkwürdigkeiten mir keine Antwort zu ertheilen haben. Die Langſamkeit, mit welcher die Sache eingeleitet worden, hat unfehlbar zu neuen Entdeckungen Gelegenheit gegeben, und ich werde mich nicht wundern, wenn ſie Ihnen mitgetheilt worden ſind. Indeſſen, wenn das wäre, ſo verſichere ich Ihnen, daß ich keinen Antheil dran habe, auch nicht weiß, wie man dahinter gekommen und woher ſie ihren Urſprung haben. Die Sache mag

übri-

übrigens eine ſo ſchlimme Wendung nehmen als ſie will, ſo ſeyn Sie verſichert, daß ich deßwegen nicht weniger dankbar ſeyn werde für dasjenige, was Sie, mein Herr, die Gewogenheit gehabt haben, zu thun für

Ihre

den 27. Sept. 1788.

unterthänige und gehorſame
Dienerin,
Gräfin von Valois de la Motte.

II.

An den Herrn von Calonne.

Mein Herr,

Die Zeit, welche ſeit meinem letzten Briefe an Sie verlaufen, iſt noch zu kurz, als daß Sie ihn ſchon vergeſſen haben könnten. Sie müſſen darin bemerkt haben, daß, weil Sie mich ſchon in Verſailles betrogen und jetzt wieder in England geäfft haben, ich Ihnen in dieſem Briefe denjenigen Character beygelegt habe, welcher Ihnen am beſten ſtehet. Da Sie wiſſen, daß ich mich ſelten in meinem Urtheil irre und Sie von Gewiſſensbiſſen gequält, immer Entdeckungen fürchten, die Sie ſich vergebens bemühen zu vergeſſen, ſo haben Sie mich als ein Hinderniß Ihrer treuloſen Abſichten betrachtet, und ſind gleich dem Chamäleon, meinem Manne unter allen Ihnen gefälligen Geſtalten, die Sie ſo gut anzunehmen wiſſen, erſchienen, um ihn deſto ſicherer betrügen zu können. Ich geſtehe, daß Sie mir gleich das erſte Mal, als ich Sie bey mir ſahe, Trotz Ihren heiligſten Verſicherungen und den Lobeserhebungen, die Sie meinem Manne machten, verdächtig ſchienen. Vorzüglich aber lieſſen mich die Denkwürdigkeiten, welche ich auf dem Tiſche liegen ſahe, zum Theil ahnden, was vorgefallen war. Mein Mann muß Ihnen ſagen, daß ich in dem Augenblicke, als er mich von Ihrem Vorhaben unterrichtete, ihm geſagt, er hätte, wenn er meinem Rath gefolgt wäre Ihnen nie geſtatten müſſen, mit Ihrem Stückchen ſchwarzen Leder die lieblichen Sächelchen,

welche, zu Folge Ihrer jetzigen Auſſage, der Königin zu gefallen geſchrieben worden, auszuwiſchen. Aber ſagen Sie mir nur, warum Sie ſich ſoviel Mühe gaben, dieſe Veränderungen zu unterdrücken, wenn ſie wirklich der Königin zu gefallen geſchrieben waren? Denken Sie etwa, daß man Ihnen das auf Ihr bloßes Wort glauben wird? Nichts weniger! Man kennt Hr. von Calonnen in Frankreich beſſer und es wird nicht lange währen, ſo ſoll man ihn auch in England kennen lernen, wo ich etwas dazu beyzutragen hoffe durch Darlegung ſeines Verraths gegen meinen Mann, der ſich durch ſeine ſchönen Verheißungen verführen ließ und ungeachtet meiner Vorſtellung dagegen, nie glauben wollte, daß ein Miniſter von ſeinem Range ſein Ehrenwort brechen könnte. Allein es wird ſonnenklar werden, daß er zu allem fähig war, deſſen man ihn beſchuldigt hat und dieſe Entdeckung wird ohne Zweifel die doppelte Wirkung hervorbringen, einmal, ihn bey allen Leuten von Ehre, die nicht nöthig haben, um ſeine Bekanntſchaft zu buhlen, verächtlich zu machen; und dann, ihm den Haß aller derer zuzuziehen, welche von ihm hintergangen worden ſind.

Das Geſchichtchen, was Sie da vom Geſandten aufgewärmt haben, um mit meinem Manne abzubrechen, iſt ein bloßes Vorgeben; denn Se. Excellenz haben mich durch den Ton, mit welchem Sie von Ihnen zu mir ſprachen, hinlänglich überzeugt, daß Sie nie an Sie einen Brief geſchrieben, auch nicht Urſache hätten, Sich vor Ihnen zu ſchmiegen, viel weniger aber Sich vor Ihnen zu fürchten; Sie aber, der Sie nicht wiſſen, wie Sie Sich nun herauswickeln ſollen, nachdem Sie das Maß Ihrer Schandthaten vollgefüllt ſehen, denken, mit meinem Manne kurz um zu ſpringen, und ihm den Trank zu verſüſſen, wenn Sie den Geſandten mit ins Spiel ziehen und vor allem ihm verſichern, daß die Königin mit Ihrem Betragen zufrieden ſey. Sie wiſſen doch, mein Herr, daß ich Sie kennen gelernt, und ſonder Zweifel werden Sie nicht vergeſſen haben, was ich einſt zu Verſailles zu Ihnen

ſagte;

ſagte; gewiß hätten Sie ſtatt meinen Mann, mich vor Sich gehabt, ich würde Ihr Gedächtniß ein wenig aufgefriſcht, und Sie beſchämt haben.

Ich war ſo ſehr überzeugt, daß hinter allen Ihren Beſuchen irgend eine böſe Abſicht verborgen ſey, daß nachdem ich meinem Manne meine Gedanken mitgetheilt und er mir nicht glauben wollte, ich mich weigerte, Sie die beyden letzten Male, die Sie bey uns waren, zu ſehen; und als Sie meinen Mann zu Sich nach Wimbleden einluden, um mit ihm etwas abzumachen, fürchtete ich ſo ſehr, daß Sie ihm irgend einen ſchlimmen Streich ſpielen würden, daß ich den Entſchluß faßte, ihm in Begleitung des Capitain's Stuart dahin zu folgen. Sie ſehen alſo, daß dieſer Bewegungsgrund himmelweit verſchieden iſt von demjenigen, den Sie darunter vermutheten; auch kann Ihr Kammerdiener, der zugegen war, als ich mich weigerte, durch Ihren Park zu gehen, Ihnen ſagen, daß ich blos durch die Verſicherungen meines Mannes, daß dieß der kürzeſte Weg ſeyn würde, um zu meinem Zweck zu gelangen, dazu vermocht worden bin. Denn, ſetzte er hinzu; er will mir eine Thür zeigen, durch welche ich künftig zu ihm gehen ſoll, um von einem ſeiner Kammerdiener, den er für einen Spion hält, nicht ausgeſpähet zu werden. Glauben Sie alſo um Gotteswillen nicht, daß ich jemals gegen irgend jemand von Ihren Beſuchen oder von meinen Reiſen nach Wimbledon geſprochen. Und glauben Sie mir, der Abkömmling des Hauſes Valois, wird ſichs nie zur Ehre rechnen, den Herrn von Calonne beſucht, oder ihn bey ſich aufgenommen zu haben.

Schließlich verſichere ich Ihnen, daß Ihre Filzigkeit, die Sie gegen Hrn. de la Tour bewieſen, welchen Sie gleichwohl in den delikateſten Angelegenheiten gebraucht, aber niemals belohnt haben (denn mit vieler Mühe hat er 340 Pfd. Sterlinge auf ſeinen eigenen Wechſel erhalten können) mich auf Ihre abſchlägige Antwort vorbereitet und Sie aller Ihrer heiligſten Schwüre, die Sie meinem Manne ſowohl in Chats-

worth

worth als in Wimbledon, in der halben Mond-Straße und in meinem Hauſe gethan, entladen hat. Bey dieſer Gelegenheit habe ich einige Bemerkungen gemacht, die mich in meiner Meinung von Ihrer Doppelzüngigkeit nur noch beſtärkt haben, denn es iſt ſchlechterdings falſch, daß Sie jemals Herrn de la Tour Geld auf meine Rechnung gegeben, das ich von Ihnen nicht gefordert hätte; und hätte er dieſen Vorwand gebraucht, um Sie zu vermögen, Ihren Geldbeutel aufzuthun, ſo würde er Ihnen keine Wechſel ausgehändiget haben auf Summen, die er nicht ſelbſt erhalten hat. Dieſes Argument, denke ich, wird keine weitere Widerrede geſtatten.

Ehe ich die Feder niederlege, muß ich Sie noch erinnern, des Montags, den 20. October 1788. nicht zu vergeſſen. Merken Sie ſich dieſen Tag in Ihrem Taſchenbuche, damit Sie ſtets eingedenk ſeyn mögen, daß Sie die Entdeckung und Publicität aller Ihrer Verbrechen, Ihrem Betragen an dieſem Tage zu verdanken haben. Glauben Sie mir, Ihr Baumhandel mit Hrn. Swinton und die Summe, welche Sie austheilen laſſen, um ſich lohnſüchtige Herolde zu verſchaffen, die Ihren Ruf durch die Zeitungen verbreiten und Sie aufgeblaſen machen, werden Sie vor dem Spott und der Verachtung, womit ich Sie zu beladen gedenke, nicht retten.

Montags,
den 20. Octob. 1788.

Gräfin von Valois de la Motte.

worth als in Wimbledon, in der halben Mond-Straße und in meinem Hauſe gethan, entladen hat. Bey dieſer Gelegenheit habe ich einige Bemerkungen gemacht, die mich in meiner Meinung von Ihrer Doppelzüngigkeit nur noch beſtärkt haben, denn es iſt ſchlechterdings falſch, daß Sie jemals Herrn de la Tour Geld auf meine Rechnung gegeben, das ich von Ihnen nicht gefordert hätte; und hätte er dieſen Vorwand gebraucht, um Sie zu vermögen, Ihren Geldbeutel aufzuthun, ſo würde er Ihnen keine Wechſel ausgehändiget haben auf Summen, die er nicht ſelbſt erhalten hat. Dieſes Argument, denke ich, wird keine weitere Widerrede geſtatten.

Ehe ich die Feder niederlege, muß ich Sie noch erinnern, des Montags, den 20. October 1788. nicht zu vergeſſen. Merken Sie ſich dieſen Tag in Ihrem Taſchenbuche, damit Sie ſtets eingedenk ſeyn mögen, daß Sie die Entdeckung und Publicität aller Ihrer Verbrechen, Ihrem Betragen an dieſem Tage zu verdanken haben. Glauben Sie mir, Ihr Baumhandel mit Hrn. Swinton und die Summe, welche Sie austheilen laſſen, um ſich lohnſüchtige Herolde zu verſchaffen, die Ihren Ruf durch die Zeitungen verbreiten und Sie aufgeblaſen machen, werden Sie vor dem Spott und der Verachtung, womit ich Sie zu beladen gedenke, nicht retten.

Montags,
den 20. Octob. 1788.

Gräfin von Valois de la Motte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

La Motte, Jeanne de Saint-Rémy de Valois <<de>>,

Denkwürdigkeiten der Gräfin von Valois de LaMotte

[Nürnberg] 1789

Gall.com. 167
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10414581-6
VD18 10360239-005